Published and distributed under permit No. 176, authorized by the Act of Oct. 6, 1917, on file at the Post Office of Chicago, Ill.
By order of the President,
A. S. Burleson,
Postmaster-General.

Sonntagpost

Published and distributed under permit No. 176, authorized by the Act of Oct. 6, 1917, on file at the Post Office of Chicago, Ill.
By order of the President,
Postmaster-General.
A. S. Burleson.

(16 Seiten.) 3 Cents Sonntagpost, Chicago, Sonntag, den 20. Januar 1918. 3 Cents 30. Jahrgang. — Nr. 3

Günstige Berichte über die Durchführung des Kohlen=Erlasses.

Kampf droht im Kongreß.

Ueber Bill betreffs dreiköpfigen, ständig tagenden Kriegskabinets.

Kohlen=Erlaß hat Erfolg.

(Geliefert von den „United Preß Associations".)

Washington, D. C., 19. Jan. Nachdem er mit seinen Untersuchungen für's Erste so gut wie zu Ende gekommen ist, wird der Kongreß jetzt sein Augenmerk auf die „Kriegsgewinnungs"-Gesetzgebung richten. Ein Beginn war schon in der heute zu Ende gehenden Woche zu verzeichnen, als der Senat Vorlagen annahm, welche die Schiffsbehörde ermächtigen, 50 Millionen Dollars zu verausgaben, um den Behausungsproblem für Schiffsbauarbeiter abzuhelfen, und um die Schiffhöfe vor feindlichen Agenten zu schützen.

Dem Senat ging auch vom Militärausschuß die Vorlage zu, welche das Amt eines Munitionsdirektors schafft.

Sen. Chamberlain wird am Montag die Vorlage einreichen, welche ein Kriegskabinet schafft. Man sagt voraus, daß über diese Vorlage der heißeste Kampf der Session entbrennen wird.

Die Bill in ihrer jetzigen Form verlangt ein zivilistisches Kriegskabinet von drei Mitgliedern, welches beständig tagen und über sämmtliche allgemeine Fragen der Kriegspolitik und des Feldzugsprogramms entscheiden soll. Wenn in ihrer jetzigen Gestalt angenommen, wird die Vorlage zugestandenermaßen einen großen Teil der Autorität, welche bislang vom Präsidenten ausgeübt wurde, auf das neue Kriegskabinet übertragen

Das Komite erklärt, es werde eine Körperschaft von Männern mit dreierlei bestimmten Eigenschaften bedurft, nämlich: mit vollkommenem geistigen Gleichgewicht, umfassendem Urteil und kühlem, durchdringendem Geiste; ferner mit Mut und bulldoggenhafter Zähigkeit, und endlich mit dem höchsten Grade von Geschäftstüchtigkeit.

Das Komite möchte auch den Kriegssekretär Baker sowie den Flottensekretär Daniels aus dem vorgeschlagenem Kriegskabinet ausscheiden. Die Bezeichnung „Kriegsrat" war angeregt worden, wurde jedoch abgelehnt, da das Wort „Rat", wie man erklärt, den Eindruck einer bloßen Erörterung erwecken könnte, — was das Komite aber wünscht, sind mehr Handlungen als Erörterungen!

Obwohl wenig Zweifel darüber zu bestehen scheint, daß der Senat wenigstens die Vorlage bezüglich des Munitionsdirektors annehmen wird, herrscht noch große Ungewißheit über die Aufnahme der Kriegskabinitsbill! Man zweifelt nicht, daß beide Vorlagen von der Administration kräftig bekämpft werden. Präsident Wilson tat bereits heute kund, daß er etwas über diese Frage zu sagen haben werde. Einer der sonst stärksten Unterstützer der Administration, Sen. Chamberlain, wird den Kampf für beide Vorlagen führen!

Sowohl der betreffende Ausschuß des Senats, wie derjenige des Abgeordnetenhauses erwarten, mit ihrer Beratung der Eisenbahnvorlage binnen wenigen Tagen zum Abschluß zu kommen. Sowie diese Vorlage einberichtet ist, wird man baldige Beschlußfassung anstreben.

Sen. Chamberlain wird zeitig in der neuen Woche das Datum für die Wiederaufnahme der Militäruntersuchung verkünden.

Die Schiffs- und Kohlenuntersuchung nähern sich dem Abschluß.

Aufregung über Kohlen Edikt legt sich.

Die Brennstoffverwaltung erließ heute Abend folgende Erklärung:

„Allgemeines Sichfügen und fast vollständiges Zusammenwirken im Durchführen der Brennstoffverfügungen wurde heute der Verwaltung berichtet. Beamte der Brennstoffverwaltung im ganzen Osten wenigstens meldeten allgemeine Ausführung des Erlasses. Die vielen eingelaufenen Telegramme zeigten deutlich den allgemeinen Geist der Mitwirkung. Auch waren diese Telegramme in bemerkenswertem Maß frei von Gesuchen um Ausnahme von den Bestimmungen: die meisten enthalten einfach die Angabe, daß die neue Verordnung im Buchstaben und im Geist befolgt werde; und daß die Fabriktätigkeit zum Einhalt gebracht und die Waare von den überfüllten Eisenbahnen ferngehalten werden würde.

„Eisenbahnbeamte wirkten mit der Brennstoffverwaltung zusammen und berichteten allgemein gebesserte Transportverhältnisse im östlichen Teile des Landes. Sie gaben zu verstehen, daß die Bahn jetzt rasch freigemacht werde für die Versorgung der jetzt in Atlantischen Häfen liegenden Schiffe mit Kohle, und um das Land warm zu halten.

„Es wurde auch Besserung im mittleren Westen bemerkt, trotz des anhaltenden Nulltemperaturwetters, welches die Eisenbahnoperationen behinderte.

„Berichte von der Burlington & Quincy Bahn ergaben, daß 1805 Bahnwagen für Kohlenbergwerke in Westvirginien verfügbar sind; das ist eine Zunahme um 400 über die Tags zuvor verfügbar gewesene Zahl hinaus.

„Am ersten Tage des Inkrafttretens der Einschränkungsgesetzgebung bewegte die Baltimore & Ohio Bahn 1100 beladene Kohlenwaggons, welche im Einklang mit der Order aus den westvirginischen Kohlenfeldern gesandt worden waren. Dies war die beste Bewegung von Kohle, welche diese Eisenbahn in sechszig Tagen in dem Distrikt aufzuweisen gehabt hat.

„Aus Philadelphia wurde berichtet, daß allgemein die Eisenbahnverhältnisse an den Linien zwischen Altoona und Philadelphia, welche schlimme Stauungen aufwiesen, sich bedeutend gebessert hatten. Berichte direkt an die Brennstoffverwaltung zeigten, daß die auf der Durchfahrt begriffene Kohle zur Versorgung von Schiffen, welche für die amerikanischen Streitkräfte in Europa bestimmt sind, sowie für die mit den Ver. Staaten verbündeten Nationen, in mehr als genügenden Mengen den Küstenplätzen sich nähern oder bereits eingetroffen ist, daher jetzt prompt in die Schiffe geladen werden kann. Ebenso sind genügende sonstige Materialien für einige Zeit unterwegs.

„Ueber 300,000 Tonnen Bunkerkohle für die Schiffe sind jetzt in Bahnwagen nach Atlantischen Häfen."

Grubenleute werden ihr Bestes tun.

Indianapolis, 19. Jan. Die, hier zu zweijährlicher Konvention versammelten, Vereinigten Grubenleute von Amerika nahmen heute Abend eine Resolution an, worin sie der Nation die Zusicherung gaben, daß sie von ganzem Herzen die Kohlenförderung in größtmöglichem Maße betreiben würden, um die Kriegführung zu beschleunigen.

Das Washingtoner Lohnabkommen — welches 25 Prozent Lohnerhöhung verlangt, — wurde nach zweitägiger, erregter Debatte gutgeheißen. — nebst einer Klausel, welche strenge Strafe für die Verletzung des Abkommens verfügt! Um diese Klausel hatte sich der Kampf gedreht.

Butterpreise amtlich festgesetzt.

Washington, D. C., 20. Jan. Der Großverkaufspreis für gelagerte Rahmbutter wurde von der Nahrungsverwaltung amtlich folgendermaßen festgesetzt:

In New York: 47 Cents pro Pfund für den Rest der Saison.

In Chicago: 45½ Cents pro Pfund bis zum 1. Februar, worauf der Preis alle 15 Tage um ¼ Cent steigen wird.

Man erwartet, daß die Butterbörsen im ganzen Lande ihre Preise nach der obigen Festsetzung machen.

Schreckenstraum eines Eingeschneiten.

Dürfen nur Brennstoff befördern.

Washington, D. C., 20. Jan. Die vom Bahngeneraldirektor McAdoo verhängte Sperre über die Benutzung von Frachtwagen mit offenem Dach für irgend etwas Anderes, als für die Beförderung von Kohle wird von der „National Coal Association" für den wahrscheinlich größten einzelnen Schritt erklärt, der bisher unternommen wurde, um die Produktion und Verteilung von Kohle zu steigern.

Man erwartet davon eine Steigerung der Kohlenförderung um 500,000 Tonnen pro Tag!

Verlangt noch mehr Zeitungsverfolgungen?

Columbus, O., 20. Jan. „Es gibt noch immer Zeitungen, welche Willens sind, das Leben von Truppen zu gefährden, militärische Pläne und Geheimnisse zu verraten und das Volk zu vergiften", — so äußerte sich der Bundesneuigkeitenzensor George Creel vor 200 Delegaten, welche der Konvention des Ohioer Zeitungsredakteurverbandes beiwohnte.

„Der Krieg wird nicht gewonnen werden," sagte er weiter, „bis seine Betreibung zu einem Bestandteil jedes einzelnen Lebens gemacht ist und jeden unserer Gedanken und jede unserer Handlungen beherrscht! Dieses überwältigende Pflichtbewußtsein wird dem Volke nicht beigebracht, bis die Presse wieder ihre geschichtliche Mission erfüllt und eine beherrschende Streitmacht im nationalen Leben bildet."

Sperre durch Treibeis.

New York, 20. Jan. Obwohl viele Bahnzüge mit Kohlen und anderen Vorräten hier anlangen, sieht es mit der Beförderung derselben auf die europagehenden Schiffe noch sehr schlimm aus: denn böses Treibeis sperrt den Bootverkehr im Hafen sogut wie völlig!

Norwegen und Onkel Sam.

Christiania, 20. Jan. Das Publikum verfolgt hier mit gespanntem Interesse die Unterhandlungen zwischen Norwegen und den Ver. Staaten behufs Erzielung eines Handels-Einverständnisses.

Das hiesige Organ der sozialistischen Partei erklärt, daß es an die Gerechtigkeit von Amerikas Ansprüchen glaube und seine Beschränkungen auf die Ausfuhr von Waaren, damit dieselben nicht schließlich Deutschland erreichten, für gerechtfertigt halte.

Mutmaßliches Wetter.

Nicht verzagt, es wird nicht so schnell anders!

Washington, D. C., 19. Jan. Das Bundeswetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Im Allgemeinen schön und anhaltend kalt am Sonntag und Montag.

Indiana: Schön an beiden Tagen; vorher aber im südlichen Teil am Sonntag leichter örtlicher Schneefall. Anhaltend niedrige Temperatur.

Nieder- und Obermichigan: Im Allgemeinen schön am Sonntag und Montag; nur wenig Veränderung in der Temperatur.

Wisconsin: Im Allgemeinen schön und anhaltend kalt an beiden Tagen.

(Der Chicagoer Wetteronkel prophezeit:)

Im Allgemeinen klar, aber anhaltend kalt am Sonntag und Montag. Sanfte westliche Winde.

Temperaturstand.

Nachstehend der Temperaturstand nach den amtlichen Angaben des Wetteramtes:

3 Uhr Nachm.	11	8 Uhr Abends	8
4 Uhr Nachm.	11	9 Uhr Abends	7
5 Uhr Nachm.	11	12 Uhr Mitternacht	5
6 Uhr Abends	10	2 Uhr Morgens	4
7 Uhr Abends	9		

Leset die „Abendpost"

Lokomotive umgestürzt.

Ihr Heizer augenblicklich getötet, der Führer tötlich verletzt.

Gegen vier Uhr gestern Nachmittag stieß, vermutlich in Folge falscher Weichenstellung, ein leerer Zug der Baltimore & Ohio Bahn, der in den Unionbahnhof hineinrangirt werden sollte, an 16. Str. und Seward Ave. mit einer Rangirlokomotive der Burlington Bahn mit voller Wucht zusammen, sodaß jene umschlug. Der Lokomotivführer B. W. Radebaugh, ein seit langen Jahren in Diensten der Bahn stehender, in dem Vorort Brookfield wohnhafter Mann sowie sein Heizer Edward Housa, 23 Jahre alt und Nr. 2544 S. Lawndale Ave. wohnhaft, wurden unter der Lokomotive eingeklemmt. Als man sie herauszog, war Housa tot. Der Brustkorb war ihm zerquetscht worden. Radebaugh erlitt einen Bruch der Wirbelsäule. Er fand Aufnahme in einem Hospital.

Unfall in der Luftfahrerschule.

Austin, Minn., 20. Jan. In der Schule für militärische Aeronautik dahier entlud sich während einer Laboratoriumsübung zufällig ein Maschinengewehr. 5 Studenten wurden verletzt, und der Zustand eines derselben ist bedenklich. Man hatte geglaubt, das Maschinengewehr sei nur blind geladen!

Alle Arbeit ruht.

Geschäftliche Anlagen und Bürogebäude morgen geschlossen.

Anordnungen genau zu befolgen.

Wirtschaften bleiben geschlossen.—Wirte müssen entweder auf Verkauf verzichten oder auf Schutz ihrer Röhrenleitungen. — Theater morgen offen.

Chicago wird morgen, am ersten Montag unter der neuen Kohlensparverfügung des Bundeskohlendiktators Dr. Harry A. Garfield, dem Chicago an Sonntagen ähnlich sein wie ein Ei dem anderen. Alle Räder des großen geschäftlichen Räderwerks, das nicht wenig dazu beigetragen hat, die Stadt zur zweiten Stadt des Kontinents zu machen, werden still stehen, und die Stadt wird das sonntägliche Aussehen annehmen, das die Bundesverwaltung vorgeschrieben hat, um dem Haushaltungsvorstand und Familienoberhaupt zu dem nötigen Brennmaterial zu verhelfen, das es braucht, um seine Lieben warm zu halten. Waarenhäuser und Läden, Bürogebäude und Fabriken, Großhandelshäuser und Wirtschaften werden geschlossen bleiben und den Hunderttausenden ihrer Angestellten den aufgezwungenen Feiertag gewähren, den die Kohlennot des Landes nötig gemacht hat. Den Betrieb im vollen oder beschränkten Umfang, je nachdem die Kohlenkontrolle es gestattet, werden Restaurants und Speisehäuser, Hotels und Klubs, Zeitungen und Straßen- und Eisenbahnen, industrielle Anlagen, die Kriegsmaterialien herstellen, Apotheken, Grocers, Fleischer und andere Nahrungsmittelhändler aufrecht erhalten können. Die fürsorgliche Hausfrau aber muß im Auge behalten, daß ihr Grocer unter der Verfügung des Kohlenkontrolleurs bereits um 12 Uhr Mittags seine Türen schließen, und daß sie sich bis dahin mit dem Nötigen für die Familie versorgt haben muß.

Alles verlangt Auskunft.

In den Räumen des staatlichen Kohlenkontrolleurs John E. Williams herrschte gestern ein riesiger Andrang von Geschäftsleuten, die sich über die Tragweite der Verfügung des Bundeskohlendiktators nicht völlig im Klaren oder durch eine unbefugte Erklärung des Hilfskohlenkontrolleurs Earl Dean Howard irre geführt worden waren. Der beratende Ausschuß, der unter dem Vorsitz des Kohlenkontrolleurs für Cook County Raymond Durham die Verfügung auslegt und Ausnahmebestimmungen für besondere Fälle erläßt, hatte alle Hände voll zu tun, um die Fragesteller zu befriedigen.

Im Laufe des Nachmittags lief wie ein Lauffeuer durch das Gebäude des staatlichen Verteidigungsrats, 120 W. Adams Str., in dem sich die Kohlenkontrolle befindet, das Gerücht, Kohlenkontrolleur Durham habe seine Stellung niedergelegt. Es stellte sich aber bald heraus, daß das Gerücht auf einem Irrtum beruhte. Kontrolleur Durham hatte sich nur von den Beratungen des Ausschusses zurückgezogen, da er anderweitig zu stark in Anspruch genommen war. „Wenn dies noch lange andauert," erklärte er, lachend auf die sich drängende Rat und Hilfe suchende Menge hinweisend, „wird gar mancher wünschen, daß ich das Feld räume. Vorläufig aber denke ich noch nicht daran."

Alle Räder stehen still.

Zwei Entscheidungen des Ausschusses, der mit der Auslegung der Kohlenverfügung betraut ist, standen im Vordergrund des Interesses. Die eine betraf alle Geschäftszweige im Allgemeinen, die andere die Wirtschaften der Stadt. In beiden Fällen lautete die Entscheidung:

> **Zur gef. Beachtung!**
>
> **Infolge der außergewöhnlichen Witterungsverhältnisse sind viele Leser der „Sonntagpost" nicht in den Besitz der letzten Nummer des Blattes gelangt. Diese werden auf Seite 9 der heutigen Nummer eine kurze Zusammenfassung des Inhalts desjenigen Teils des Romans „Arthur Schreiner" finden, der in der vorigen Nummer abgedruckt war. Diese Synopsis wird ihnen das Verständniß der weiteren Entwicklung der Handlung, wie sie sich in der heutigen Fortsetzung ergibt, erleichtern.**

Schließen, kein Betrieb oder keine Feuerung.

Bezüglich des geschäftlichen Betriebs im Allgemeinen erklärte der Ausschuß, daß die auf die Montage bezügliche Verfügung dem Wortlaut nach durchgeführt werden müsse, daß nur der beschränkte Betrieb an Sonntagen gestattet sei, daß nur genügend Wärme um das Einfrieren und Materialschaden zu verhindern, gestattet sei, und daß in Läden und Bürogebäuden eine Temparatur von nur 45 Grad erlaubt sei. Die Erklärung des Ausschusses lautete wie folgt:

„Da es der Zweck der Verfügung war, Brennmaterial, gleichgiltig ob es für Heizungs-, Beleuchtungs- oder Kraftzwecke verwandt wird, zu sparen, ist der Ausschuß der Ansicht, daß der Geist der Verfügung es erfordert, daß die Betriebsvorschriften und Fahrpläne für Sonntage auch an Montagen in allen Industriezweigen außer denen, die besonders ausgenommen sind, aufrecht erhalten werden. Das heißt, daß nur soviel Wärme erlaubt ist, wie nötig ist, um das Einfrieren und Materialbeschädigungen und Verluste zu verhindern. Für Laden- und Bürogebäude sieht der Ausschuß 45 Grad als Höchsttemperatur an mit beschränkter Beleuchtung und Fahrstuhldienst und unter Bedingungen, welche einen allgemeinen Geschäftsbetrieb an den genannten Montagen unmöglich machen würde."

Warenhäuser morgen geschlossen.

Die Frage, ob die Waarenhäuser an Montagen geschlossen werden müssen, oder ob der von den Besitzern hiesiger Waarenhäuser angeregte Vorschlag, sie von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags offen zu halten, angenommen werden soll, ist noch nicht entschieden. Die Entscheidung darüber wird in den nächsten Tagen in Washington getroffen werden. Wie D. M. Kelly, Generalleiter der Firma Mandel Bros., ein Mitglied des Ausschusses, gestern erklärte, werden die Waarenhäuser daher morgen geschlossen bleiben.

Ebenfalls geschlossen.

Die Eigentümer der außerhalb des Schleifenbezirks gelegenen Ellenwaaren- und Allerhandläden hielten eine Konferenz ab, in welcher beschlossen wurde, den Anordnungen des Kohlendiktators strikt Folge zu leisten. Man sagte sich, daß es die Pflicht aller guten Bürger sei, die Bundesregierung bei allen ihren Unternehmungen zu unterstützen, und daß man deshalb auch, der Kohlenfrage wegen, die Läden an den angeführten zehn Montagen schließen müsse. In der Konferenz waren die folgenden Firmen vertreten: Wieboldts (mit zwei Läden), E. H. Knoop & Co., Sieck, Iverson, Moeller Bros., Klein Bros., 12. Str. Store, H. C. Struwe Dept. Store, L. Klein und viele andere.

Wirtschaften müssen schließen.

Hinsichtlich der Wirtschaften gab Charles W. Folds im Namen des Ausschusses die Erklärung ab, daß Wirtschaften entweder geistige Getränke verkaufen können, sich aber in diesem Fall völlig ohne Feuerung durchhelfen müssen, auch wenn ihnen dabei die Wasserleitungs- und anderen Röhren einfrieren, oder aber daß sie genügend Wärme aufrechterhalten können, um ihr Eigentum vor Beschädigung zu schützen, in diesem Fall aber keine Getränke verkaufen können. Die Entscheidung über die Wirtschaften lautet wie folgt: „Die Vorschriften der Kohlenkontrolle sehen ausdrücklich vor, daß keine Feuerung gestattet ist in Räumen, in denen geistige Getränke zum Ausschank gelangen. Der Ausschuß legt diese Vorschriften dahin aus, daß keinerlei Wärme aus irgendwelcher Quelle zulässig ist in irgendeinem Raum, in dem geistige Getränke verkauft werden. In anderen Worten, die, welche die Gefahr laufen wollen, geistige Getränke zu verkaufen, müssen ihre Räume von Sonntag Nacht zwölf Uhr an völlig ohne Feuerung und kalt lassen und können nicht genügend Wärme aufrecht erhalten, um ihr Eigentum zu schützen. Sie können aber ihr Eigentum mit genügender Feuerung schützen, wenn sie keine geistigen Getränke verkaufen."

Apotheken müssen Apotheken sein.

Apotheken, die ja sonst in trockenen Bezirken vielfach die Stelle der Wirtschaften einnehmen und dem Durstigen zu einem Trunk verhelfen, können aber morgen nicht aushelfen. Die Kohlenkontrolle hat bestimmt, daß Apotheken nur Apothekerwaaren und ärztliche Bedarfsartikel verkaufen und Rezepte ausfüllen und auch Zeitungen verkaufen können, daß sie aber sonst nichts absetzen dürfen. D. h. sie dürfen weder Schreibpapier oder Toilettenartikel oder die anderen hundertlei Dinge verkaufen, die der moderne „Drugstore" der amerikanischen Großstadt gewöhnlich führt, noch dürfen sie dem Mann, der sich den verstauchten Magen mit einem heimlichen „Wuppdich" wieder einrenken will, den gewünschten Trunk abgeben.

Theater sind geöffnet.

Theater, Billard- und Poolhallen, Kegelbahnen und ähnlichen Vergnügungslokale werden morgen geöffnet sein. Sie müssen dafür aber am Dienstag schließen. Ihnen ist der Betrieb hauptsächlich deshalb gestattet, um den vielen Tausenden, die morgen nichts zu tun haben, eine Gelegenheit zu geben, sich zu zerstreuen.

Wheeler verfügt Ausnahme.

Der staatliche Nahrungsmittelkontrolleur Harry A. Wheeler, dem die Entscheidung darüber überlassen ist, welche Anlagen der Nahrungsmittelbranche von den Bestimmungen der Kohlenverfügung ausgenommen werden sollen, machte heute bekannt, daß Fabriken von Traktoren und anderen landwirtschaftlichen Maschinen, die für die Frühjahrsbestellung der Felder nötig sind, von den Bestimmungen ausgenommen seien. Das wurde
Die Kohlenproduktion im Staat
in einer Konferenz in Washington entschieden. Das Resultat dieser Konferenz wurde den Kohlenkontrolleuren aller Staaten mitgeteilt. Nicht ausgenommen sind Anlagen, die landwirtschaftliche Maschinen für den Herbstbedarf herstellen.

Kohlenproduktion im Staat.

Illinois betrug in dem am 30. Juni 1917 zu Ende gegangenen Fiskaljahr 78,983,527 Tonnen, die in 810 Gruben mit 80,893 Arbeitern zu Tage gefördert wurden. Das bedeutet nach dem Jahresbericht des Leiters der staatlichen Bergbauabteilung Evan John an Gouverneur Lowden eine Zunahme der Förderung um 15,309,997 Tonnen gegenüber dem vorhergehenden Jahr. Augenscheinlich war die Zunahme in der Produktion in der Hauptsache auf intensiveren Betrieb zurückzuführen, da nur sieben Gruben mehr als im Vorjahr betrieben wurden, und die Arbeiterzahl nur um 4975 größer war.

Staatsstreich erwartet.

Werden Bolschewiki verfassungsgebende Versammlung verdrängen?

Neue Gegenrevoluzzerei?

(Geliefert von den „United Preß Associations".)

London, 19. Jan. Drahtlose Meldungen aus St. Petersburg sagen: Rußlands Kampf mit der inneren Verwaltung erreichte heute einen Höhepunkt: Die Bolschewiki-Fraktion der äußersten Linken der Sozialrevolutionäre zog sich aus der verfassunggebenden Versammlung zurück, nachdem ihre Präsidentin bei der Vorsitzerwahl, die lange in Sibirien inhaftitr gewesene Maria Spiridonowo, von dem Kerensky-Anhänger Tschernow mit 244 gegen 151 geschlagen worden war.

Der nächste Schritt wird wahrscheinlich darin bestehen, daß die am Ruder befindlichen Bolschewiki ihre Pläne ausführen, die verfassunggebende Versammlung durch einen vereinigten Kongreß der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndelegaten-Konzile zu verdrängen.

Es ist noch nichts davon bekannt, ob die gestrigen Krawalle und Unordnungen zwischen Bolschewiki und Minimalisten, in Verbindung mit der Eröffnung der verfassunggebenden Versammlung sich wiederholt haben. Bei dem Straßenkampf am Freitag Abend soll es mehrere Tote und viele Verwundete gegeben haben, unter Letzteren auch Frauen. Die Bolschewiki werden angeklagt, den Krawall begonnen zu haben, indem sie die Banner einer Minimalistenkonvention niederrissen.

Es wird aber auch zu verstehen gegeben, daß die Bolschewiki-Beamten ein neues Gegenrevolutionskomplott entdeckt hätten und deswegen so nervös seien. Die Stadtsicherheitskommission behauptet bestimmt, daß Kerensky wieder in St. Petersburg sei, nebst mehreren seiner Leutenants, alle in Verkleidung, und daß er einen neuen Staatsstreich für sich selbst vorbereite. Große Streitkräfte der Roten Garde (Arbeitermiliz) sind in der Stadt zusammengezogen worden.

Was die verfassunggebende Versammlung betrifft, so hatten die Bolschewiki schon von allem Anfang erklärt, daß dieselbe keineswegs die Stimme des Volkes vertrete, und die Wahlen gar nicht ordnungsmäßig abgehalten worden seien.

Trotzky, der Minister des Auswärtigen in der Bolschewiki-Regierung, protestirte bei den Delegaten von der Ukraine dagegen, daß sie gesonderte und geheime Friedensunterhandlungen mit den Deutschen führten. Er drang in einer Depesche an das Ukrainische Zentralkomite in Kharkow darauf, „alle Maßnahmen zu ergreifen, um die Republik der Ukraine gegen das verräterische Spiel des deutschen Sekretariats zu verteidigen."

Oesterreicher. Sozialisten und Friede.

Bern, Schweiz, 19. Jan. Wiener Depeschen sagen: Der Hauptsprecher der sozialistischen Partei in der Abgeordnetenkammer des österreichischen Reichsrates erklärte:

„Präsident Wilsons und Premier Lloyd Georges jüngste Kriegszielrede bieten eine mögliche Grundlage für Friedensunterhandlungen."

Der nachfolgende Redner, der fortschrittliche Abgeordnete Denker, bemerkte darauf, die Mehrheit der österreichischen Nichtsozialisten stimme mit dieser Erklärung überein.

Die Kriegsmüdigkeit in Oesterreich-Ungarn scheint sich immer entschiedener zu bekunden! Der einflußreiche „Pester Lloyd" kritisirt offen die „militaristische" Taktik des Generals Hoffmann, österreichischen Vertreters auf der Friedenskonferenz zu Brest-Litowsk, und andere österreichische und ungarische Blätter äußern sich scharf über die Haltung deutscher Delegaten zu Brest-Litowsk.

Von westlichen Kriegsschauplätzen.

Berlin, 19. Jan. (über London.) Das Große Hauptquartier meldete gestern Abend: Lebhafte Artillerietätigkeit ist aus dem Vorsprung von Ypern zu berichten.

London, 19. Jan. Feldmarschall Haig meldete heute Abend von der Westfront Zurückschlagung mehrerer deutschen Streifzüge in vergangener Nacht und heute früh in der Nachbarschaft von Neuve Chapelle und südwärts von Lens.

Deutschlands Nahrungslage sehr ungünstig?

Bern, Schweiz, 20. Jan. Reisende, welche aus Deutschland hier eintrafen, äußern sich sehr düster über die Nahrungsaussichten in Deutschland für die Zivilisten in der unmittelbar nächsten Zeit. Ausgenommen die Kartoffeln soll fast alles Andere sehr rar sein, und man soll die Hoffnung, die Rationen vergrößern zu können, endgiltig aufgegeben haben.

Dr. Zuckenbach soll in der „Vossischen Zeitung" jüngst erklärt haben, die neuerlichen Notzustände würden etwa ein Drittel der Zivilbevölkerung töten, und die Uebrigen geschwächt zurücklassen!!

Das „Berliner Tageblatt" und andere Zeitungen gehen nicht so weit, sagen aber, die Nahrungsaussichten seien zu keiner Zeit ungünstiger gewesen, als gegenwärtig!

Briten dringen in Palästina weiter vor.

London, 19. Jan. Britisch-amtlich wird gemeldet:

Britische Truppen drangen in der Nachbarschaft der Durahlinie, in Palästina, an einer Viermeilenfront in einer Tiefe von einer Meile weiter vor und machten auch einige Gefangene. Das war am Freitag.

Dem Ende nahe.

Milchkommission wird diese Woche Untersuchung abschließen.

Staatsanwalt verlangt $2.75.

Stimmt in seinen Schlußfolgerungen mit Gesundheitskommissär Dr. Robertson überein. — Kommission angeblich gespalten. — Neue Anklagen?

Die Untersuchung des Milchpreises, den die Milchproduzenten den Milchhändlern berechnen können, wird diese Woche zu Ende gehen. Am Mittwoch voraussichtlich wird der Fall der Jury, d. h. der Milchkommission, die mit der Untersuchung betraut ist, zur Entscheidung übergeben werden. Man rechnet darauf, daß das Urteil kaum vor nächster Woche gefällt werden wird, denn das Beweismaterial, das sich im Lauf der siebenwöchigen Untersuchung angesammelt hat, umfaßt nicht weniger als 6000 Seiten. Bis die neun Milchkommissäre sich durch diese dicken Bände durchgearbeitet haben, dürften jedenfalls einige Tage vergehen.

Die Beweisaufnahme ist beendet. Am Mittwoch werden die Vertreter der verschiedenen Parteien, Charles S. Deneen als Anwalt der Milk Producers Association, Gesundheitskommissär Dr. John Dill Robertson und Hilfsstaatsanwalt Nikolaus Michels, diese beiden als Vertreter der Milchkonsumenten, der Kommission ihre Schlußfolgerungen aus der Beweisaufnahme in schriftlicher Form unterbreiten. Dann beginnt die Kommission mit ihrer Erwägung des Falls.

Michels verlangt $2.75.

Während bekannt ist, daß sowohl Gesundheitskommissär Dr. Robertson als auch Hilfsstaatsanwalt Michels einen Milchpreis von höchstens $2.75 verlangen, ist nichts darüber bekannt, was Anwalt Deneen als Vertreter der Milchproduzenten als einen angemessenen Preis erklären wird. Doch geht die allgemeine Ansicht dahin, daß er auf Grund des von ihm vorgelegten Beweismaterials und der Aussagen von landwirtschaftlichen Sachverständigen einen höheren Preis als den jetzt geltenden Preis von $3.22 für hundert Pfund Milch, auf den Milchproduzenten und Milchhändler sich Anfang November dank dem Eingreifen des staatlichen Nahrungsmittelkontrolleurs Harry A. Wheeler vorläufig geeinigt haben, fordern wird.

Hilfsstaatsanwalt Michels als Vertreter der Staatsanwaltschaft und der Konsumenten wird der Milchkommission nachzuweisen suchen, daß der Höchstpreis $2.75 für hundert Pfund Milch nicht übersteigen dürfte. Er wird sich dabei auf die Aussagen des Professors der Staatsuniversität, Harding, stützen, die dieser in einem Schreiben an die Milchproduzenten vom 10. Januar 1915 entwickelt hat. Nach diesem Schreiben liefert die Berechnung des Werts des Butterfetts die einzige wissenschaftlich berechtigte Basis für die Berechnung des Milchpreises. Da Butterfett jetzt 50 Cents das Pfund wert ist, und Milch 3,5 Pfund Butterfett auf 100 Pfund enthalten muß, so würde sich der Wert der Milch auf Grund des Butterfettgehaltes auf $1.75 per hundert Pfund stellen. Hilfsstaatsanwalt Michels ist außerdem noch gewillt, den Milchproduzenten für die Magermilch 75 Cents zuzugestehen und einen Profit von 10 Prozent, was zusammen $2.75 ergibt. Gesundheitskommissär Dr. Robertson ist, wie bereits am letzten Sonntag in der „Sonntagpost“ berichtet worden ist, zu demselben Schluß gekommen.

Kommission ist gespalten.

Wie die Milchkommission mit ihren neun Mitgliedern sich stellen wird, darüber gehen die Ansichten auseinander. Aus guter Quelle verlautet, daß drei Mitglieder der Kommission, Professor Davenport von der Staatsuniversität, Professor Holden und W. J. Kittle, Vertreter der Milk Producers Association, sich auf den Standpunkt stellen werden, daß der Preis den Herstellungskosten nebst einem annehmbaren Profit gleichkommen müsse. Es wird angenommen, daß sie aus diesem Grund auf einem beträchtlich höheren Preis als $3.22 bestehen werden. Von den anderen Mitgliedern der Kommission gelten Kommissär Harris als Vertreter der Fabrikanten von Milchprodukten und J. J. Fitzpatrick als Vertreter der Milchgroßhändler — er ist Betriebsleiter der Borden Farm Products Co. — als energische Befürworter eines niedrigeren Milchpreises. Kommissär John W. O'Leary hat durch sein Verhalten im Lauf der Verhandlungen erkennen lassen, daß er sich augenscheinlich nicht der Ansicht, daß der Preis den Herstellungskosten nebst einem annehmbaren Profit entsprechen müsse, anschließen wird. Wie die anderen Kommissäre, John S. Miller, Lucius Teter und Frau Welles, sich stellen werden, darüber ist noch nichts verlautet. Sowohl Hilfsstaatsanwalt Michels als auch Gesundheitskommissär Dr. Robertson sind aber der festen Zuversicht, daß die Kommission einen niedrigeren Preis als $3.22 festsetzen wird.

Anklagen gegen Kittle.

Ein interessantes Gerücht machte in den letzten Tagen die Runde. Es hieß wiederholt, es sei nicht ausgeschlossen, daß die Staatsanwaltschaft, noch ehe die Milchkommission ihre Entscheidung abgeben werde, Kommissär W. J. Kittle, den Sekretär der Milk Producers Association, in Anklagezustand versetzen werde. Staatsanwalt Hoyne hat Anklagen wegen Verschwörung bereits früher gegen fünf Mitglieder des sog. Milchausschusses der Milk Producers Association erhoben. Aeußerungen, die Hilfsstaatsanwalt Michels im Anfang der Untersuchung der Kommission gemacht hat, gaben bereits eine Andeutung, daß die Staatsanwaltschaft sich unter Umständen auch noch Kittle langen werde. Dazu kommt, daß Staatsanwalt Hoyne noch vor vierzehn Tagen sich sehr scharf über den Sekretär der Milk Producers Association ausgesprochen hat. Alles dies gibt dem Gerücht, daß auch Kommissär Kittle in Gefahr steht, angeklagt zu werden, Nahrung.

Sollen Reformen vorschlagen.

Die Milchkommission wird, wie der staatliche Nahrungsmittelkontrolleur Harry A. Wheeler erklärte, sich nicht darauf beschränken, nur einen Milchpreis festzusetzen, sondern soll auch, soweit sie dazu im Stande ist, Empfehlungen für Reformen in der Milchablieferung machen, welche einen billigeren Verkaufspreis herbeiführen können. Nahrungsmittelkontrolleur Wheeler erklärte, daß die Kommission in ihrer siebenwöchigen Tätigkeit sich so eingehend mit allen Phasen der Milchversorgung befaßt hat, daß sie sich ein genaues Bild der Lage habe bilden können, und daß sie ihre Erfahrungen daher im Interesse des Publikums verwerten sollte. Keine andere Kommission werde eine derartige Gelegenheit erhalten, sich aus erster Hand so eingehend zu unterrichten. Die neue Kommission, die der Nahrungsmittelkontrolleur ernennen wird, sobald die jetzige ihre Arbeit beendet hat, wird sich mehr mit grundlegenden Fragen, wie der Verschmelzung der Milchablieferungsfirmen in eine oder einige wenige größere Firmen, befassen.

Wurde zum Mörder.

Der von einem Automarder angeschossene Wagenführer Wolfe gestorben.

Rudolf Wolfe, Nr. 2015 Bissell Straße, der gestern früh, wie berichtet, von dem berüchtigten Automarder Earl Dear, Nr. 440 N. Dearborn Straße, niedergeknallt wurde, ist im Henrotinhospital gestorben.

Er war 24 Jahre alt und stand als Wagenführer in Diensten des Dr. Philip Schuyler Doane, 1427 Nord State Straße, der sich zur Zeit in Diensten der Bundesregierung in Washington, D. C., befindet.

Samstag, kurz vor Mitternacht, hatte Wolfe Frau Doane vom Auditorium, wo sie die Oper besucht hatte, nach ihrer Wohnung gefahren und dann die Fahrt nach der hinter seiner Wohnung gelegenen Wagenremise angetreten. Unterwegs hielt er an North Ave. und La Salle Straße und trat in eine Speisewirtschaft, um sich durch einen Imbiß zu stärken. Kaum hatte er Platz genommen, als er das Rattern des Motors seines Wagens hörte. Sofort sprang er auf, stürzte zur Tür hinaus und schwang sich auf das Trittbrett des Gefährts, mit dem eben Dear und ein Spießgeselle, der sich später als Eugene Hartnett entpuppte, davonfahren wollten. Als er Dear zu packen versuchte, gab dieser drei Revolverschüsse auf ihn ab. Ein Schuß ging fehl. Von je einer Kugel in den Leib und die Brust getroffen, stürzte Wolfe auf das Pflaster. Die Automarder wollten davonfahren, verloren aber in ihrer Aufregung die Herrschaft über das Auto, das gegen den Rand des Bürgersteiges prallte und stark beschädigt wurde.

Schnell entschlossen sprangen die Spitzbuben ab und suchten auf Schusters Rappen zu entkommen. Von den durch die Schüsse herbeigelockten Detektives Volquartz und Quinn verfolgt, erreichten sie die Carl Straße. Erst dort ergaben sie sich, nachdem die Häscher ihnen ein halbes Dutzend blauer Bohnen nachgesandt hatten.

Der Verwundete war inzwischen nach dem Henrotinhospital befördert worden. Dort wurden ihm die Häftlinge vorgeführt. Er bezeichnete Dear als den Halunken, der ihn niedergeknallt hatte, und Hartnett als den Spießgesellen des Mordbuben.

Ein ganz Gefährlicher.

Dear, der für einen der abgefeimtesten Automarder gehalten wird und angeblich schon wegen Autodiebstahls ein Jahr Strafhaft verbüßt hat, wurde erst Freitag Morgen aus der Untersuchungshaft im Countyzwinger entlassen. Die Polizei hatte ihn unter dem dringenden Verdacht verhaftet, sich an dem kühnen Raubüberfall in der La Grange State Bank beteiligt zu haben. Charles Boneß und Gattin, deren Speisewirtschaft der Bank gegenüber gelegen ist, identifizirten ihn mit angeblicher Bestimmtheit als einen von drei Autlern, die kurz vor dem Ueberfall in ihrem Lokal gespeist und die Bank in verdächtiger Weise angestarrt hatten. Da aber W. H. Kilgore, der Vizepräsident der Bank, und einer seiner Gehilfen den Häftling nicht mit Bestimmtheit als einen der Täter identifiziren konnten, ordnete der Staatsanwalt die Haftentlassung des Untersuchungsgefangenen an.

Hartnetts soll auch schon mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt geraten sein.

Das Opfer hinterläßt außer der Wittwe zwei kleine Kinder. Frau Doane erklärte, sich der Hinterbliebenen ihres Wagenführers nach Kräften annehmen zu wollen.

Repub. Harmonieversuche.

Zweifler rechnen darauf, daß sie sich zerschlagen werden.

Aemterverteilung wunder Punkt

Faktion Deneen zum Frieden bereit.— Mayor Thompson verlangt, daß Medill McCormick und seine Zeitung Farbe bekennen.

Die Nachricht, daß die Faktion Deneen bereit ist, sich mit den beiden anderen Faktionen der republikanischen Partei, der Faktion Thompson und der Faktion Brundage, hinsichtlich eines gemeinsamen Countytickets für die Vorwahlen zu verständigen, hat in politischen Kreisen nicht geringes Aufsehen erregt. Allerdings fehlt es nicht an Zweiflern, die erklären, daß es vom guten Willen bis zur Tat noch ein weiter Weg ist, und daß die Verhandlungen sich noch viele Male zerschlagen können, ehe eine Einigung unter den drei feindlichen Brüdern zu Stande kommen wird. Diese Zweifler weisen daraufhin, daß die nächste Sitzung der republikanischen Parteileitung bereits zeigen werde, ob etwas aus dem geplanten Harmonieversuch werden würde oder nicht. Ihrer Ansicht nach hängt alles davon ab, ob die beiden anderen Faktionen darauf bestehen werden, daß der sog. Ausschuß für Mittel und Wege, der der eigentliche Lenker der Geschicke der republikanische Parteiorganisation, ist, die Nominationen für die verschiedenen Countyämter unter die drei Faktionen verteilen wird, oder ob ein anderer, eigens für diesen Zweck ernannter Ausschuß mit der Aufgabe betraut werden wird. Die Zweifler weisen daraufhin, daß dieser Ausschuß für Mittel und Wege in seiner Zusammensetzung zu einseitig ist, um den Ansprüchen der Faktionen Deneen Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können, daß in ihm die beiden anderen Faktionen ein viel zu starkes Uebergewicht haben. Sie erwarten, daß dieser Mehrheit der Faktionen Thompson und Brundage beim Verteilen des Bratens — d. h. der vielen großen und kleinen Countyämter, der Appetit gar gewaltig wachsen wird, und daß sie kaum gesonnen sein dürften, der Faktion Deneen so viele gute Happen zukommen zu lassen, wie diese unzweifelhaft fordern wird. Mit anderen Worten, die Zweifler erwarten ein Scheitern der Verhandlungen, wenn es an die Frage geht: Wer soll das Countyrichteramt erhalten? Wer das Countyschreiberamt? Wer das Countyschatzmeisteramt? Wer das Nachlaßgerichtsschreiberamt? usw.

Der Stein des Anstoßes.

Daß die Faktion Deneen bei der Verteilung der Nominationen auf dem Countyrichteramt oder dem Countyschreiberamt, zwei Aemtern von einer riesigen politischen Bedeutung, bestehen wird, gilt als ausgemachte Sache. Eben so sicher aber gilt, daß weder die Rathausfaktion noch die Faktion Brundage gewillt ist, dem früheren Gouverneur die Kontrolle eines dieser beiden Aemter zu überlassen.

In den Kreisen der Faktion Deneen macht sich unzweifelhaft ein Gefühl der selbstbewußten Ruhe und der sicheren Zuversicht geltend. Man ist bereit, mit den anderen Faktionen im Interesse des Parteifriedens Hand in Hand zu arbeiten. Man ist sich aber ebenfalls der Tatsache bewußt, daß man unter Umständen den Kampf allein auf eigene Faust gegen die beiden anderen Faktionen wagen kann, und zwar mit ruhigem Vertrauen auf den Ausgang. Führer der Faktion weisen mit Stolz daraufhin, daß sie im Kampf im vorigen Jahr aus eigener Kraft einige der wichtigsten und einflußreichsten Countyämter ergattert hat und daß sie dies Kunststück wiederholen könne. Nicht zum wenigsten trägt dazu die Hoffnung bei, daß ihr Führer Charles S. Deneen sich um die Nomination für den Bundessenat bewerben, und daß sein Name an der Spitze des Vorwahlentickets der Faktion viele Stimmen eintragen wird.

Mayor greift McCormick an.

Einen scharfen Angriff auf Medill McCormick, Kandidaten für die republikanische Nomination für den Bundessenat, machte gestern Mayor William Hale Thompson in einem offenen Schreiben an den Kongreßabgeordneten. Der Mayor, der sich ebenfalls um die republikanische Nomination für den Bundessenat bewirbt, richtet an seinen Rivalen die Frage, ob er und die Zeitung seiner Familie, „Chicago Tribune“, deren Leiter er früher gewesen ist, sich verpflichten wollen, für den Sieger im Kampf um die Nomination für den Senat einzutreten. Der Mayor weist in seinem Schreiben daraufhin, daß die „Chicago Tribune“ ein republikanisches Organ, bei früheren Gelegenheiten wiederholt die republikanischen Kandidaten nicht unterstützt hat, wenn die Vorwahlen nicht ihren eigenen Kandidaten zum Sieg verholfen haben. Außerdem erinnert der Mayor daran, daß Medill McCormick selbst als früherer Führer der verflossenen Fortschrittspartei im Staat wiederholt die Niederlage der Kandidaten der Partei herbeizuführen gesucht hat, um deren Nomination er sich jetzt bewirbt.

Das Schreiben des Mayors lautet zum Teil wie folgt:

„Mit Interesse habe ich in der „Chicago Tribune“, der Ihrer Familie gehörigen Zeitung, die Ankündigung gelesen, daß Sie bei den am 11. September dieses Jahres abzuhaltenden Vorwahlen als Kandidat für das Amt eines Bundessenators von Illinois aufzutreten beabsichtigen.

„Im Lichte der jüngsten politischen Geschichte betrachtet ist Ihre Ankündigung, daß Sie die Republikaner des Staates Illinois um weitere Gunstbezeugungen ersuchen werden, entschieden interessanter wegen dessen, was sie verschweigt, als wegen dessen, was sie enthält. Die Republikaner dieses Staates erinnern sich, daß Sie sie im Jahre 1916 um das wichtige Amt ersuchten, welches Sie jetzt bekleiden, und daß sie bei eben jenen Vorwahlen, bei welchen sie Ihren Ehrgeiz befriedigten, auch die Kandidaten für andere, noch wichtigere Aemter auserwählten, wie zum Beispiel für das des Gouverneurs dieses großen Staates.

Undankbarkeit und Verrat.

„Die Republikaner dieses Staates erinnern sich, daß bei der auf Vorwahlen folgenden Novemberwahl die Ihrer Familie gehörige Zeitung, die „Chicago Tribune“, sich, obgleich Sie von der Partei Alles erhalten hatten, was Sie wünschten, bestrebte, die Niederlage Ihrer republikanischen Mitkandidaten herbeizuführen. Bis zu einem oder zwei Tagen vor der Wahl, sodaß also das Unrecht nicht wieder gutgemacht werden konnte, das sie durch ihre Undankbarkeit und ihren Verrat angerichtet hatte, weigerte sich die Ihrer Familie gehörige Zeitung, ihren Lesern die Erwählung von Frank O. Lowden zum Gouverneur zu empfehlen; sie befürwortete offen die Niederlage des Staatsschatzmeisterkandidaten Len Small und des Staatssekretärskandidaten Louis L. Emmerson, die beide ihr ganzes Leben lang Republikaner waren. Sie tat dieses, obgleich eben dieselben Stimmgeber, welche Ihren persönlichen Ehrgeiz befriedigten, auch diese Männer mit großer Mehrheit als Kandidaten aufgestellt hatten.

„Angesichts dieser Tatsachen erlaube ich mir jetzt, die Frage an Sie zu richten, ob Sie und die Ihrer Familie gehörige Zeitung bei der kommenden Novemberwahl offen und ehrlich die Kandidaten unterstützen werden, welche bei den Vorwahlen am 11. September 1918, bei welchen Sie die Nomination für das Amt des Bundessenators zu erlangen suchen, den Sieg davontragen. Sagen Sie dem Volke offen, ob Sie sich der in Betracht kommenden Grundsätze wegen der republikanischen Partei zuwenden, oder ob Sie das Amt nur wünschen, um die Macht der Ihrer Familie gehörigen Zeitung zu vergrößern, und sich der besagten Partei bedienen, weil Sie sie für die zurzeit in Illinois vorherrschende halten.

Wollte republ. Partei vernichten.

„Ich fühle mich berechtigt, diese so sehr wichtige Frage so offen mit Ihnen zu erörtern, weil Sie im Jahre 1912 alles in Ihrer Macht Stehende getan haben, um die republikanische Partei zu vernichten; in jener Wahlkampagne standen Sie an der Spitze jener Bewegung, welche die Erwählung von Woodrow Wilson, dem demokratischen Präsidentschaftskandidaten, und die Niederlage von Charles S. Deneen, dem republikanischen Gouverneurskandidaten von Illinois, zur Folge hatte; weil Sie im Jahre 1913 zu der Niederlage von Leslie D. Puterbough, dem republikanischen Kandidaten für das Amt eines Mitgliedes des Oberstaatsgerichts im Distrikt Peoria beitrugen; weil Sie sich im Jahre 1914 der Erwählung von Lawrence Y. Sherman, dem republikanischen Kandidaten für das Amt eines Bundessenators, widersetzten, und weil Sie, trotz der Tatsache, daß Sie sich von der republikanischen Partei so viele Ehren sicherten, Delegat zum republikanischen Nationalkonvent waren, der republikanischen staatlichen Parteileitung angehörten u. s. w., ebenso wie die Ihre Familie gehörige Zeitung häufig die unter dem direkten Vorwahlengesetz aufgestellten republikanischen Kandidaten auf das Heftigste bekämpften.

„Bei der Aufstellung eines Kandidaten für das Amt eines Bundessenators handelt es sich nicht nur darum, ob Medill McCormick, Wm. Hale Thompson oder irgend ein Anderer das Amt erhält. Es liegt eine unendlich viel wichtigere Frage vor, nämlich die, ob die Grundsätze der republikanischen Partei aufrecht erhalten werden sollen. An der Spitze dieser Grundsätze aber steht der, daß unsere Pflichten zunächst unserem Lande und dem eigenen Volke gelten. Ich bin Republikaner, weil ich an die Grundsätze der republikanischen Partei glaube, und ich glaube auch, daß die Regierung der Partei und die Verantwortlichkeit der Partei für das Leben einer Nation absolut notwendig sind.

Wird sich willig fügen.

„Ich werde mich willig der Entscheidung der Stimmgeber der republikanischen Partei fügen, wie sie bei den Vorwahlen am 11. September abgegeben werden wird. Ich bewerbe mich dabei um die Nomination für das Amt des Bundessenators und fordere Sie hiermit auf, nunmehr frei und ohne Rückhalt anzugeben, ob Sie und die Ihrer Familie gehörige Zeitung, die „Chicago Tribune“ sich ebenfalls der Entscheidung der republikanischen Stimmgeber unterwerfen werden; ob Sie offen und ehrlich die republikanischen Kandidaten, einschließlich derjenigen für das Amt des Bundessenators, zu unterstützen gedenken.“

Gestrige Vereinsfeste.

Großer Faschingsabend im Turnverein Lincoln.

Prächtige Masken.

Prinz Karneval bei der Bakers' & Confectioners Union Nr. 2. — Großer Erfolg der Oesterreicher und Bayern beim Stiftungsfest.

Wenn Prinz Karneval beim Turnverein Lincoln zu Gaste ist, so bedeutet das für die aktiven und passiven Turner und Turnerinnen und ihren Freundeskreis ein nicht geringes Vergnügen, denn beim Lincoln scheint Se. närrische Hoheit sich ganz besonders wohl zu fühlen. Er verbreitet dort immer eine geradezu berückende Atmosphäre deutschkarnevalistischer Gemütlichkeit und Lebensfreude, die Alles, was da ist, jung oder weniger jung an Jahren, aber jung in Herz und Gemüt, unbezwinglich in ihren Bann schlägt.

Wie wunderschön war's gestern wieder! wird heute jede Maske, die dabei war, in seliger Erinnerung schwelgend sagen. Und es war schön. Daß das Maskengewimmel das Fassungsvermögen des Saales auf eine harte Probe stellte, bedarf keiner besonderen Erwähnung; wohl Alle, die sich zur „Lincoln“-Gesellschaft zählen, waren gekommen, um dem turnerischen Narrentum, wie es der Verein so nett zu pflegen weiß, Ehre zu machen. In einer nicht nur schönen und interessanten Auswahl von Kostümen steckten sie, die Indianer, Cowboys, Spanier, Ritter, Bauernmädels und alle die Anderen, deren Aufzählung der Raum verbietet. Erwähnt werden müssen aber die reizenden Gruppen, welche die aktiven Turner, die Damensektion und die Frauensektion zu dem Maskenfest stellten; die ersteren, 16 Mann, als Pierrots, die Frauensektion als Pierretten und die Damensektion als allerliebste japanische Gruppe, die auch einen sehr hübschen Tanz aufführte, während die Pierrots ihre akrobatischen Künste zum Besten gaben. Auch eine Gruppe von Krankenpflegerinnen erregte als zeitgemäße Erscheinung viel berechtigte Aufmerksamkeit, wie überhaupt eine Fülle bemerkenswerter Gruppen und Einzelmasken sich im Saale tummelte.

Eine kurze Unterbrechung trat in dem lustigen Treiben ein, als die Damensektion auf der Bühne dem Verein eine schöne Dienstflagge mit sechs Sternen überreichte und damit auf wenige Minuten den frohen Sinn der Gesellschaft auf ernstere Dinge lenkte, sie daran erinnernd, daß der Turnverein Lincoln sechs seiner Mitglieder zum Kriegsdienst des Landes gestellt hat. Dann aber gab man sich der Faschingsfreude aufs Neue hin und amüsirte sich, bis die Mitternachtstunde schlug und zum Aufbruch mahnte.

Das Komite, in dessen Händen die Vorkehrungen des schönen Abends lagen, bestand aus den Herren Karl Simon, Vorsitzer; Georg Bauer, Sekretär; Rudolf Mühlmann, W. von Tongeln, Josef Sprattler, Emil Rüger sr., Hermann Wiedenhöft, Paul Weber, John England und Viktor Covi.

Bakers' and Confectioners' Union Nr. 2.

Einen großen Preismaskenball gab die Bakers' and Confectioners' Union Nr. 2 von Chicago in der Nordseite Turnhalle. Der Saal bot, wie stets bei diesen Veranstaltungen der Gewerkschaft, ein buntbewegtes Bild, denn er war mit Masken, einzelnen sowohl wie Gruppen, dicht gefüllt, und lustiges Faschingstreiben herrschte überall. Mitglieder und Freunde nebst ihren Damen gaben sich der Karnevalsfreude bis zum letzten Glockenschlage in ungetrübter Weise hin und nahmen schöne Erinnerungen an den so fröhlich verlebten Abend mit heim. Ein Maskentreiben, wie man es selten hier zu Lande zu sehen bekömmt, bot sich, besonders von der Gallerie gesehen, dem Auge dar. Daß der große Saal der Turnhalle und sämmtliche Nebensäle von einer fröhlichen Menge bis zur Fassenskraft gefüllt waren, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, wenn man den zahlreichen Freundeskreis berücksichtigt, den die Bäcker ihr Eigen zu nennen berechtigt sind. Die Masken, die gestern auf der Tanzfläche vertreten waren, verdienen das Prädikat geschmackvoll und gediegen im vollsten Maße, und den Preisrichtern war es gewiß nicht leicht gemacht worden, unter den Maskenschönheiten für die 29 Damen- und 22 Herrenpreise die richtigen Gewinner aus der großen Zahl der Masken zu wählen. Und voll und ganz muß man dem Vereinsdichter „P. A.“ beistimmen, wenn er betreffs der Masken in einem Willkommengruß sagt:

Auf dem Bäcker-Maskenball
In der Nordseit' Turnerhall,
Kann man viel Masken seh'n,
So umeinander geh'n.
Hab'n möcht' a Jede was,
Dös gibt an Heidspaß,
Wenn d' Preisverteilung is;
Das is mal gewiß.

Das Verdienst um den prächtigen Verlauf des Festes gebührt aber dem Vorbereitungsausschuß, und dieser setzte sich zusammen aus den Herren: Harry Cluthe, Val. Hargesheimer, Rudolf Kern, John Kaiser, Henry Hoffmann, Robert Matz, Philipp Bickel, Tobias Heilmann und Abraham Flirl.

Oesterreicher und Bayern.

Unterhaltung, Tanz und Geselligkeit vereinten die Mitglieder, Angehörigen und Freunde des Gegenseitigen Unterstützungsvereins der Oesterreicher und Bayern in Yondorfs Halle zur Feier des 35. Stiftungsfestes des Vereins. Die Beteiligung an dem Fest war sehr zahlreich, und dank der ausgezeichneten Beliebtheit, dessen sich der festgebende Verein bei anderen landsmannschaftlichen Vereinigungen erfreut, nah es kein Wunder im Kreise drehten. Auch der Kunst auf den letzten Platz gefüllt war. Ein vorzügliches Orchester spielte zum munteren Reigen auf, nach dessen Weisen sich Alt und Jung ausgiebigst war weiter Spielraum eingeräumt; war weiter Spielraum eingeräumt, so erfreuten der Kärntner Klub Koschat und die bekannte Liedertafel Freiheit die Festteilnehmer durch eine Reihe gediegener Chorgesänge, wofür den Sängern reicher Beifall gespendet wurde. Schließlich darf nicht vergessen werden, daß auch gestern wiederum an 15 bewährte Mitglieder für 25jährige Mitgliedschaft Ehrendiplome ausgeteilt wurden. Zu besonderem Danke ist aber der Verein dem rührigen Festausschuß verpflichtet, der sich heuer aus den Mitgliedern John Schmidt, Präsident, Xaver Ehrenhuber, John Schmidt, Edmund und John Uhrich und Anton Langhammer zusammensetzte.

Vereinigte Damen.

Das neunte Stiftungsfest ihres Vereins feierten die Vereinigten Damen von Chicago im großen Saale der Wicker Park Halle. Der Saal war mit Festgästen dicht gefüllt, denn der Verein ist stark an Mitgliedern und an Beliebtheit, und das dargebotene Ballvergnügen war wunderschön, so daß der Abend einen sehr genußreichen und harmonischen Verlauf nahm. Präsidentin Ernestine Eiermann und die Damen vom Festausschuß hatten alle Vorkehrungen in umsichtiger Weise getroffen.

Brickmacher.

Der Jahresball der Brickmacher ist immer ein ganz besonderes Ereigniß. Gestern Abend war der dreißigste dieser von Alters her beliebten und volkstümlichen Bälle in der Sozialen Turnhalle, und er kam seinen Vorgängern in jeder Hinsicht — Stärke der Beteiligung und Gemütlichkeit seines Verlaufs — vollständig gleich. Gute Musik hielt die Tanzlust rege, und auch für Erfrischungen hatte der umsichtige Vorkehrungsausschuß in bester Weise gesorgt.

Hohe Preise und große Nachfrage für Geflügel und Eier bringen ein gutes Einkommen i. der Stadt oder auf dem Lande durch das Züchten von

Geflügel
u. unser großer deutscher Katalog, das ein... dieser Art, zeigt Ihnen das „wie“ und „wenn“ in Wort u. Bild, sowie den großen Erfolg unserer vielen deutschen Kunden. Illustrirt und beschreibt die berühmten
"Successful" Brutmaschinen
und Aufzuchtsapparate. Seit 25 Jahren auf dem Markte; mit Hilfe unseres deutschen Anweisungsbuches sind Fehlschläge ausgeschlossen; halten eine Lebenszeit; sind völlig garantirt. Unsere Apparate werden jetzt
Unter großer Preisermäßigung
direkt an Sie verkauft. Katalog frei. Lernen Sie Näheres über uns. wundervolle Offerte eines
$25.00 Lehrkursus in Deutsch — Frei
an unsere Kunden über die gewinnbringendste Weise des Geflügelzüchtens für Groß- oder Kleinbetrieb. In deutsch nur von uns herausgegeben. Unser freier deutscher Katalog offerirt auch viele verschiedene Sorten rassenechtes Land- und Wasser-Geflügel und Bruteier sowie alle Bedarfsartikel für den Geflügelhof. Deutsches Buch „Richtige Fütterung kleiner Küken, Enten, Gänse und Truthühner“. 10 Cents.

Des Moines Incubator Co.
389 Second Str., Des Moines, Iowa.

Im Schatten des Todes.

Die Brüder Joseph und Peter Thomae von Gas übermannt.

Als gestern Nachmittag Johann Pitz, Nr. 1352 Sedgwick Str., seine Freunde, die Brüder Joseph und Peter Thomae besuchen wollte, fand er die Tür ihrer Junggesellenwohnung Nr. 1408 Sedgwick Str., verriegelt und nahm gleichzeitig starken Gasgeruch wahr. Er benachrichtigte unverzüglich die Polizei. Die war augenblicklich zur Stelle, sprengte die Tür und beförderte die von Gas übermannten Brüder nach dem St. Josephs Hospital. Dort hoffen die Aerzte die Verunglückten — denn nach Ansicht der Polizei handelt es sich im vorliegenden Fall zweifellos um einen unglücklichen Zufall — am Leben erhalten zu können.

Erfroren?

Unbekannter Mann bewußtlos auf der Straße aufgefunden.

Hinter dem Hause Nr. 1833 S. State Str. wurde gestern Abend ein ungefähr 40jähriger Mann, dessen Persönlichkeit noch nicht ermittelt werden konnte, in der Gasse liegend bewußtlos aufgefunden. Er wurde eilends nach dem Peoples Hospital überführt, wo er jedoch trotz aller Bemühungen der Aerzte ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben kurz nach seiner Einlieferung starb. Nach Angabe der Aerzte ist er der Kälte zum Opfer gefallen.

Leset die „Sonntagpost“

Kaufe
Alte künstliche
Zähne

Goldkronen und Brückenarbeit in jedem Zustand, vollständige oder zerbrochene Gebisse, auch Teile derselben. Wir zahlen den vollen Wert. Bringt dieselben oder per Post.
THE VICTORIA FALSE TEETH SPECIALTY.
143 North Wabash Ave., Ecke Randolph Str., zweiter Floor, Zimmer 200, Chicago, Ill.

Aus katholischen Gemeinden.

Alexianer Hospital-Hilfsverein.

Wie bereits vor einigen Tagen im Anschluß an den Jahresbericht über die Arbeiten der ehrw. Alexianerbrüder, in der „Abendpost“ berichtet, wird die „Alexian Hospital Aid Society“ am 23. Januar in der St. Alphonsus-Schulhalle zum Besten des Hospitals einen großen Kartenabend veranstalten, zu dessen Besuch alle Freunde des Hospitals nochmals freundlich eingeladen sind. Wenn irgend eine auf den Wohltätigkeitssinn angewiesene Anstalt es verdient hat, daß das Interesse an ihr in allen Kreisen der Bevölkerung wach gehalten werde, so ist es gewiß das Alexianer Hospital, in dem die leidende männliche Bevölkerung der Stadt, ohne daß erst viel gefragt wird, jederzeit willige und hilfreiche Aufnahme findet. Die ehrw. Brüder des Hospitals haben sich in den langen Jahren ihres Wirkens unter uns so viele Freunde zu machen verstanden, daß der Hinweis: „Hier gilt es etwas zu ihrem Besten zu tun“ genügen wird, um den von dem Hospital Hilfsverein veranstalteten Kartenabend zu einem sicheren Erfolge zu gestalten. Es sind umfassende Vorbereitungen getroffen worden, damit jeder der Teilnehmer am Kartenabend auf seine Rechnung kommen wird. Ein amüsanter Abend kann mit Bestimmtheit versprochen werden.

St. Alphonsus-Kirche.

Die Frauen der hl. Familie gehen heute während eines um 7 Uhr beginnenden Amtes zur hl. Kommunion. Die Schülerinnen der Christenlehre empfangen die hl. Kommunion während eines um 8 Uhr beginnenden Amtes. Heute Nachmittag um 3 Uhr versammeln sich die Frauen zur Monatskonferenz, bei der auch neue Mitglieder aufgenommen werden. Für die Mitglieder des Altarvereins ist am 23. Januar die übliche Anbetungsstunde, vor ausgesetztem hoch'würdigsten Gute, verbunden mit Konferenz und Erteilung des hl. Segens festgesetzt. Im Athenaeum werden heute Nachmittag und Abend wiederum Wandelbilder vorgeführt werden.

St. Michaels-Kirche.

Der St. Agnes Verein begeht heute während eines feierlichen Amtes um 7:30 Uhr sein Patronsfest, die Mitglieder empfangen dabei die hl. Kommunion. Seit Jahren haben sich die Mitglieder des St. Agnes Vereins um die Verwaltung der Pfarrbibliothek verdient gemacht, die seiner Verwaltung untersteht. Die Bücherei der St. Michaels Gemeinde ist sehr reichhaltig und der Beachtung aller Wissensdurstigen wohl würdig. Zu Beamten des St. Michaels Lesevereins wurden die nachstehend verzeichneten Herren gewählt: Anthony Haupt, Präsident; Harry Hoffmann, Vizepräsident; A. Krümpelstaedter, Rek.-Sekr.; Wm. Arnoldt, Finanzsekretär; Anthony Zilliner, Schatzmeister; Joe Keck, Türhüter; Verwaltungsräte: Jno. Koller, Geo. Pecht, Joe Marith; Arthur Larsen, Bibliothekar.

Unbefl. Empfängnis-Kirche.

Der St. Georgs Männerverein der Unbefleckten Empfängnis-Gemeinde hat folgende Beamte für das Jahr 1918 erwählt: Geistlicher Direktor, hochw. Pfarrer Peter Faber; Präsident, Christ. Niersbach; Vizepräsident, John Stoecker; prot. Sekretär, J. H. Schwarzkopf; Finanzsekretär, August Pflaum; Schatzmeister, Jos. Naus; Marschall, Frank Sawilski; Türwache, Frank Gerzentowsky; Verwaltungsräte, John Fleckenstein, Adam Petermann, Andreas Schneider; Delegaten zum D. B.: John Fleckenstein, Adam Petermann.

Herz Jesu-Kirche.

Heute findet das „Penny Social“ zum Besten des neugeplanten Gotteshauses statt. Die Jungfrauen der Gemeinde haben sich alle Mühe gegeben, um es so gemütlich und angenehm wie möglich zu gestalten.

Chicago Distrikt-Verband.

An die Herren Beamten und Mitglieder der angeschlossenen Vereine.

Werte Vereinsbrüder:

Am Sonntag Nachmittag, dem 3. Februar, um 3 Uhr Nachmittags, wird der Chicago Distrikts-Verband seine dritte Massenversammlung in der St. Theresia-Gemeinde, Osgood und Center Str., abhalten. Sehr interessante und lehrreiche Vorträge werden von tüchtigen Rednern gehalten werden und Ihre Gegenwart ist ernstlich erwünscht. Besonders ist es die Pflicht der Herren Präsidenten, Sekretäre und Delegaten, diesen Massenversammlungen beizuwohnen, um somit gute Berichte über das Wirken des Distrikts-Verbandes in ihrem respektiven Verein abgeben zu können. In der Hoffnung, eine große Anzahl Vereinsbrüder bei dieser Gelegenheit begrüßen zu können,

Michael Walsdorf, Präs.
Fred Gilson, Sekretär.

* Zwei Banditen überfielen gestern Abend Norman Kohn in seiner Apotheke, Nr. 334 West 75. Straße, entnahmen der Kasse einige Dollars und knöpften ihm noch eine auf $25 bewertete Uhr ab. Die Burschen entkamen.

— Ein armes Kind. — Bettlerjunge: Ach, schenken Sie mir doch 'ne Kleinigkeit. Ich bin eine Waise. Mein Vater hat 'n Arm gebrochen und liegt im Hospital, meine Mutter ist im Irrenhaus, und wenn ich kein Geld nach Hause komme, so schlagen sie mich tot.

— Auf den Busch geklopft. — Kaufmann (zu einem jungen Brautpaar, das seine Ausstattung bestellt): „Werden die Herrschaften auch einen Geldschrank nötig haben?“ — Bräutigam (zu dem zukünftigen Schwiegervater): „Was meinen Sie, Papa?“

Vom Zucker.

Wie sich das Rübenprodukt das Feld eroberte.

Der Zucker, der zur Zeit hier fast eine Rarität ist, ist eins der wichtigsten Nahrungsmittel für den Menschen. Er steht darin dem Stärkemehl, dem Hauptbestandteil aller pflanzlichen Nahrungsmittel, völlig gleich. Dazu bietet er noch die Annehmlichkeit, als Beigabe zu anderen Speisen das Verzehren derselben zu erleichtern. Auch diese scheinbare Nebeneigenschaft ist sehr günstig für unsere Ernährung. Bei der Ernährung handelt es sich nämlich durchaus nicht allein um die Füllung des Magens mit den nötigen Nährmittelmengen, sondern auch die Geschmacksempfindung spielt dabei eine sehr wichtige Rolle.

Ueber die Einführung des Rübenzuckers in Europa und seine Herstellung seien hier einige Aufschlüsse gegeben:

Im Jahre 1747 fand der Berliner Chemiker Marggraf bei einer Untersuchung, die er mit Rüben anstellte, daß in dieser fast überall vorkommenden Pflanze ein Zucker steckt, der mit dem des Zuckerrohrs identisch ist. Diese Entdeckung sollte allmählich einen neuen Wettstreit fast aller Völker auf industriellem Gebiete auslösen, der nach vielfachem Schwanken in neue Bahnen gelenkt wurde.

Man glaube nicht, daß die Welt im Jahre 1747 weniger für die Ausnutzung von Erfindungen, die einen Geldwert zu repräsentieren schienen, schwärmte als gegenwärtig. Nur ging, da es noch keine Banken gab, bei den beschränkten Mitteln alles viel langsamer und in kleinerem Maßstab vor sich als gegenwärtig. So versuchte denn sehr bald ein Verwandter des Erfinders auf dem Gute Kaulsdorf bei Berlin, Zucker aus märkischen Rüben zu fabrizieren. Aber die Versuche des ersten Unternehmers verschlangen seine Mittel, bevor er zum Ziele gelangte, und das hinderte ihn an der Fortsetzung und schreckte andere überhaupt davon ab. Etwa 50 Jahre nach dieser Zeit verhängte der erste Napoleon die Kontinentalsperre über Europa, um den Lebensnerv der Engländer, ihren Handel, zu unterbinden. Kolonialwaren, somit auch Zucker, durften nun nicht mehr nach den Häfen des europäischen Festlandes gebracht werden. Ihr Preis stieg daher sehr rasch, und das Pfund Zucker galt bald zwei Taler. Unter solchen Umständen mußte die Fabrikation von Zucker aus Rüben wieder lohnend erscheinen und kam auch wieder in Gang. Nach dem Aufhören der Kontinentalsperre gelang es aber nur wenigen Fabriken, sich auch weiterhin zu halten. Sie erfreuten sich allerdings insofern auch jetzt eines staatlichen Schutzes gegenüber dem Kolonialzucker, als sie für ihr Erzeugnis nicht den hohen Zoll zu entrichten brauchten, den für die über See kommenden Zucker gerade so wie für Kaffee, Tee usw. an der Landesgrenze bezahlt werden mußte.

Die Gewinnungsweise des Rohrzuckers ist jahrhundertelang unverändert geblieben. Ganz im Gegensatz dazu macht sich in den Rübenzuckerfabriken, entsprechend der größeren Tatkraft des Abendlandes, ein stetes Streben nach Verbesserung der Fabrikation geltend, das trotz der schon jetzt glänzenden Erfolge ununterbrochen fortdauert. Die Verbesserungen beginnen hier schon beim Anbau der Rüben, indem man diese nur aus Rübensamen bester Qualität zieht. Zu Marggrafs Zeiten enthielten die Rüben sechs Prozent, heute kommen solche mit zwanzig Prozent Zucker vor. Aus den kleingeschnittenen Rüben wird der Zucker mit Hilfe von Wasser in der sogenannten Diffusionsbatterie aufs vollkommenste ausgelaugt. Der erhaltene Saft muß sodann, damit der Zucker auskristallisiert, zu Sirupsdicke eingedampft werden. Dieses geschieht im luftleeren Raume. Kocht man nämlich Zuckerlösung längere Zeit in einem offenen Kessel, so verliert immer mehr Zucker die Eigenschaft, zu kristallisieren, und die Ausbeute an festem Zucker wird dadurch sehr schlecht. Kocht man sie aber in einem luftdicht verschlossenen Kessel, aus dem eine Luftpumpe erst die Luft und hernach die aufsteigenden Wasserdämpfe entfernt, so geht, wie die Physik lehrt, das Kochen bei weit niedrigerer Temperatur vor sich, und dabei leidet der Zucker nicht. Er kristallisiert daher beim Erkalten recht vollständig aus und heißt in dieser Form Rohzucker. Aus diesem wird, wie aus dem Kolonialzucker, durch Raffinieren hernach vollständig gereinigter. Der vom auskristallisierten Rohzucker abgegossene Sirup heißt Melasse. Weil immerhin noch viel Zucker in ihr steckt, läßt man ihn sie vergären. Der erhaltene Spiritus ist aber nicht nach Art des Arraks oder Rums direkt trinkbar, sondern muß entfuselt werden.

Weiter hat man auch Methoden ausgearbeitet, um auf chemischem Wege aus der Melasse den Zucker in reinem Zustande herzustellen. Im allgemeinen zieht man es aber vor, die Melasse zu verfüttern, ihren Zuckergehalt also dadurch zu verwerten, daß man Vieh damit mästet. Denn wenn sie auch für Menschen ungenießbar ist, so verzehrt sie das Vieh doch gern. Zur Vermehrung des Viehstandes in der Nähe der Zuckerfabriken tragen auch die ausgelaugten Rübenschnitzel bei, die ebenfalls zu Futterzwecken verwendet werden. Wir sehen, wie innig diese Industrie mit der Landwirtschaft verwachsen ist.

Leset die „Abendpost“

Die Zimmergärtnerei.

Praktische Winke für Blumen- und Pflanzenkultur im Zimmer.

Das Zimmertreibhäuschen.

Allgemeines. — Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Luft. — Größe, Breite, Tiefe und Höhe. — Die Aufstellung.

Wenn man im Zimmer in der Kultur seiner Orchideen, tropischer Farne, überhaupt zarter, wärmebedürftiger Pflanzen gute Kulturerfolge erzielen will, und wenn man im Winter Blüten treiben will, die zu ihrer Entwicklung einer höheren Temperatur bedürfen, so kommt man ohne ein Zimmertreibhäuschen nicht aus. Auch zur Erreichung von Erfolgen in der natürlichen und künstlichen Vermehrung feinerer Zimmerpflanzen bedarf man eines kleinen Treibhäuschens. Diese Zimmertreibhäuschen müssen, je nach den Zwecken, denen sie dienen sollen, verschieden beschaffen sein. Die Miniaturtreibhäuschen, die oft in den Blumengeschäften und Waarenhäusern dem Liebhaber angeboten werden, haben für die Kultur und Vermehrung der Zimmerpflanzen keinen praktischen Wert; sie sind nichts als ein Spielzeug für kleinere Kinder.

Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt.

Zur Kultur feinerer Zimmerpflanzen ist ein Zimmertreibhaus mit Heizung nicht erforderlich, denn fast allen diesen Gewächsen genügt die durchschnittliche Temperatur unserer Wohnräume, die im Winter im allgemeinen 68 bis 72 Grad Fahrenheit betragen sollte. Eine höhere Temperatur findet man auch nur höchst selten in den Kulturhäusern der Gärtner. Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen Gewächshaus- und Zimmertemperatur. Im Gewächshause fällt die Temperatur während der Nacht nur um wenige Grade, im Zimmer dagegen sehr erheblich; warme Gewächshäuser werden im Winter ferner gar nicht, oder doch nur so vorsichtig gelüftet, daß die Temperatur nicht wesentlich fällt, und jede schädliche Einwirkung der kalten Außenluft vermieden bleibt. Im Zimmer findet dagegen täglich eine ausgibige, oft durch das vollständige Oeffnen aller Fenster erzielte Lüftung statt, während welcher die kalte Außenluft die vorher nicht entfernten Pflanzen unvermittelt trifft und bald zugrunde richtet.

Feuchtigkeitsgehalt der Luft.

Ein weiterer wesentlicher Faktor ist der Unterschied der Luftfeuchtigkeit. Sie beträgt in warmen Treibhäusern ungefähr 80 Prozent, in warmen Wohnungen dagegen oft nur 30 bis 40 Prozent, während sie hier normaler Weise 65 Prozent ausmachen sollte. Diese ungünstigen Verhältnisse können durch ein praktisch konstruirtes Zimmertreibhaus überwunden werden. Ein solches Zimmertreibhaus braucht also nicht heizbar zu sein. Durch eine feucht zu haltende Bodendecke und durch das, bei hellem Wetter täglich mehrmals auszuführende Bestäuben der Pflanzen erzielt man in dem geschlossenen Innenraum die notwendige Luftfeuchtigkeit. Aber auch gegen starke Temperaturschwankungen sind die Pflanzen geschützt, da man das ganze Häuschen im Winter über Nacht und während der Lüftung des Zimmers durch eine übergelegte wollene Decke gegen Abkühlung schützen kann.

Größe, Breite, Tiefe und Höhe.

Die Größe, Breite, Tiefe und Höhe eines solchen Zimmertreibhauses richtet sich ganz nach der Fensterhöhe und Fensterbreite und nach der Größe des zur Aufnahme des Treibhäuschens zur Verfügung stehenden Wohnraumes. Auf jeden Fall soll das Zimmertreibhaus die genaue Breite des Fensters besitzen, an welchem es Aufstellung findet. Um beim Lüften des Zimmers, beim Putzen des Fensters usw. nicht hinderlich zu sein und im Wege zu stehen, muß der zur Aufnahme des Treibhäuschens bestimmte Tisch bezw. das Gestell auf Rollen laufen, die bei besonders schweren und großen Treibhäuschen auf kurzen, am Boden festgeschraubten Schienen ruhen sollen. Eine solche Einrichtung erleichtert auch alle am Zimmertreibhäuschen vorzunehmenden Maßnahmen und ermöglicht es dem Blumenpfleger, bei starkem Sonnenschein und an kalten Wintertagen, oder Nachts, das Treibhaus ganz nach Bedarf vorübergehend mehr oder weniger vom Fenster zu entfernen.

Regulierung von Feuchtigkeit und Temperatur.

In das Glashäuschen tut man einen Blecheinsatz, der mit rein gewaschenem, groben Flußsand gefüllt wird. Ein Feuchterhalten dieses Sandes ermöglicht schon allein die notwendige Luftfeuchtigkeit. Zur Feststellung dieser Luftfeuchtigkeit bediene man sich eines Hygrometers, der neben einem Thermometer im Innern des Zimmertreibhäuschens aufgehängt wird. Unter Umständen genügt es schon, ein feines Frauenhaar-Farnkraut im Innern mitzupflegen, an dessen Gedeihen sich erkennen läßt, ob die Luftfeuchtigkeit eine zweckmäßige ist. Das Schimmeln der zarten, in der Entwicklung begriffenen Wedel dieser Farne zeigt ungenügenden Luftwechsel und zu hohe Luftfeuchtigkeit an. Die Tür wird am besten auf der dem Zimmerinnern zugekehrten Rückseite angebracht, sie soll möglichst zweiflügelig sein, damit sich das Hantiren an den Pflanzen, ein Herausnehmen und Hineinstellen, so einfach wie möglich gestaltet.

Die Aufstellung des Zimmertreibhäuschens.

Die beste Fensterlage für die Aufstellung des Zimmerkulturhauses ist eine östliche, südöstliche bis südliche. Je südlicher die Lage, um so größere Sorgfalt muß auf eine Beschattung der dem Fenster zugekehrten Seite des Glashäuschens gelegt werden, namentlich im Frühling und im Sommer, während sie sich im Winter zumeist erübrigt. Ein entsprechend großes Tuch als grober Packleinewand oder aus Gardinenmull spendet den erwünschten, nicht zu tiefen Schatten.

F. F. Matenaers.

Kinderwohlfahrt.

Konferenz im City Club am kommenden Dienstag.

Kinderpflege in Anstalten während der Kriegszeit ist das Thema einer Versammlung, die am kommenden Dienstag Nachmittag 4 Uhr im City Club abgehalten wird. Es ist das die dritte der vom Zentralausschuß für soziale Wohlfahrt veranstalteten Versammlungen, durch welche das Publikum mit der Notwendigkeit besserer Unterstützung von Wohlfahrtsbestrebungen vertraut gemacht werden soll. Man erwartet eine starke Beteiligung, da vierzig Organisationen und Anstalten beteiligt sind.

Ansprachen werden an die Versammlung richten Frau Joseph T. Bowen, Pastor F. Siedenburg, Frau Ira Couch Wood und Wilfred S. Reynolds. Letzterer, Superintendent der Illinois Children's Home & Aid Society, wird den Vorsitz führen. Er macht darauf aufmerksam, daß in Chicago alljährlich viele Tausende von Kindern inbezug auf ihr leibliches und geistiges Wohl auf Anstalten und Vereinigungen für Kinderwohlfahrt angewiesen sind, und daß die dadurch verursachten Kosten sich auf etwa $1,000,000 im Jahre belaufen. Die Notwendigkeit dieses guten Werkes leuchtet ohne Weiteres ein, und sie verstärkt sich mehr und mehr.

Ein kaltes Jahr.

Die mittlere Luftwärme in Chicago 1917 war nur 46.7 Grad.

Seit dem Jahre 1904 ist der Durchschnitt der Luftwärme in Chicago, auf das ganze Jahr berechnet, nicht so niedrig gewesen, wie im Jahre 1917; er betrug nur 46.7 Grad, wie der Vorsteher des hiesigen Wetteramts, Professor Henry J. Cox in seiner Jahresübersicht berichtet. Der Monat Oktober war sogar der kälteste je dagewesene Oktober mit einem Durchschnitt, der um 8.2 Grad hinter dem normalen zurückblieb, und auch der August war der kälteste achte Monat, den das Wetteramt verzeichnet hat. In allen Monaten von April bis Oktober, sowie im Februar und im Dezember war der Durchschnitt der Luftwärme geringer als das normale Mittel.

Auch in Bezug auf den feuchten Niederschlag steht das Jahr 1917 fast einzig da, denn es war mit 24.66 Zoll das trockenste von allen, mit Ausnahme von 1901. Nur im Mai und Oktober war die Regenmenge normal oder darüber, der Februar, August, November und Dezember waren besonders trockene Monate. Der Sonnenschein während des Jahres dagegen war so gut wie normal, 57 Prozent. Zwischen dem 1. und dem 20. November hat es gar nicht geregnet, der größte Schneefall des Jahres trat am 12. und 13. Dezember ein, als 5.6 Zoll Schnee fielen. Der letzte Schnee im Frühling fiel am 22. Mai, der erste im Herbst am 12. Oktober.

Aus Vereinskreisen.

Die Liedertafel Vorwärts wird am 21. April ihr 43. Stiftungsfest im Bush Temple Theater feiern.

Der Deutsche Militär-Gesangverein führte in der Halle 1608 Clybourn Ave. folgende Beamte in ihre Aemter ein: Präsident, Alb. Degen; Vizepräsident, Otto Dietz; korrespondirender und protokollirender Sekretär, Gottfried Koehl; Finanzsekretär, Ernst Guntermann; Schatzmeister, Gustav Bosceck; Dirigent, Hans L. Wagner; Vizedirigent, Otto Singer; Bummelpräsident, Fritz Grobel (alle durch Zuruf erwählt); Bummelschatzmeister, Paul Borntahl (neu erwählt). Herr Fritz Grobel führte die Beamten mit einer kernigen Ansprache in ihre Aemter ein. Der Sekretär Gottfried Koehl verlas hierauf seinen jährlichen Bericht, woraus hervorging, daß acht neue Mitglieder im letzten Jahre aufgenommen wurden und daß keine Mitglieder im Rückstande sind mit ihren Beiträgen. Die Vereinskasse steht auch günstig, ebenso die Bummelkasse, so daß der Verein heute wenn auch klein, ganz gut gestellt ist. Wer Lust und Liebe zum Singen hat, der ist jederzeit, und besonders jeden Dienstag Abend in der Halle 1608 Clybourn Ave. herzlich willkommen.

* Vor Richter Fitch ist gestern die von Myron W. Moore gegen seine Gattin Frau Jane Moore anhängig gemachte Ehescheidungsklage niedergeschlagen worden, weil das Ehepaar sich inzwischen versöhnte. Der Kläger hatte seine Frau bekanntlich des Treubruchs beschuldigt und Marvin Hughitt jr. als Mitschuldigen hingestellt.

Aus evangelischen Gemeinden von Chicago und Umgegend.

Dreieinigkeitsgemeinde, Ecke 22. Place und Robey Str. Pastor J. Kircher.

Der Frauenverein erwählte folgende Beamte: Präsidentin, Pauline Engel; Sekretärin, Minnie Pinkall; Finanzsekretärin, Pauline Wanderer; Schatzmeisterin, Anna Eggert. Der Frau Wilhelmine Goodglück, welche sieben Jahre lang Präsidentin war, wurde der herzliche Dank des Vereins votirt. Der Verein verausgabte für die Gemeinde und wohltätige Zwecke $820. Am Konfirmandenunterricht nehmen gegenwärtig 51 Kinder teil, und 18 Schüler besuchen gegenwärtig die Gemeindeschule. Der Verein für Soldatenfürsorge arbeitet fleißig für die im Kriegsdienst befindlichen Männer; die Zahl derselben beträgt jetzt 30. Herr Max Michaelis und seine Ehegattin Frau Caroline, geb. Bräsel, feierten das Fest der silbernen Hochzeit. Die Sonntagschule erwählte für 1918 folgende Beamte: Sekretärin, Rose Breit; Assistentin, Edna Becker; Finanzsekretär, Carl Wanderer; Schatzmeister, Rud. Strelk; Sekretärin der Wiegenliste, Minnie Rau; Missionssekretärin, Lillian Busching; Finanzsekretär der Mission, Maynard Klingbeil; Assistent, Herbert Huebner; Schatzmeisterin, Emilie Deist; Sekretär der Zeitschriften, Fred Reuter; Bibliothekare, Vernon Tetzke und Erwin Herder; Pianistinnen, Lillian Diese und Minnie Busching. Die Liga der jungen Männer feiert heute, am 20. Jan., ihr fünftes Jahresfest; die Feier beginnt um halb elf Uhr. Der Liste unserer Soldaten wurden beigefügt: Leutnant Charles C. Kapschull, Expeditionsabteilung; Henry Freudenberg, Marinehospital, und Mich. J. Heddermann, Fort Ben Harrison.

Johannesgemeinde, Highland Park. Pastor Fr. Holke.

Einen herben Verlust erlitt der Seelsorger und die Gemeinde durch den Tod der Frau Pastor Emilie Holke, geb. Feiesleben. Die Trauerandacht im Pfarrhause leitete Pastor Dr. J. Lueder von Deerfield. In der Kirche redeten die Pastoren Fr. Schaer von Shermerville und Th. Munzert von Evanston. Pastor J. J. Mayer von Niles Center verlas den Lebenslauf, und die Kirchenchöre von Highland Park und Shermerville sangen die Trauerlieder. Am Grabe auf dem Eden-Friedhofe amtirte Pastor Julius Kircher von der Dreieinigkeit-Gemeinde von Chicago.

Synodales.

Die Pastoren von Chicago werden von dem Synodalpräses der evangelischen Synode aufgefordert, in ihren Berichten anzugeben, wie viel die Gemeinden der deutschen Kirchen zu den 23 Millionen Doll. beigetragen haben, welche die „Y. M. C. A." für Kriegszwecke aufgebracht hat. Es muß konstatirt werden, und besonders im Interesse der deutschen Kirchen nachgewiesen werden, daß wir für die „Y. M. C. A." und für das Rote Kreuz als loyaler Kirchenkörper unsere Pflicht getan haben.

Damen-Hilfsverein des Waisen- und Altenheims.

Der Verein hält am Freitag, dem 25. Januar, Nachmittags um halb zwei Uhr, seine Jahresversammlung in der Evangelischen Johanniskirche des Herrn Pastor Alfred E. Meyer, Ecke Garfield Ave. und Mohawk Str. Die Mitglieder sind herzlich eingeladen, da wichtige Geschäfte zum Wohle unserer Anstalt vorliegen.

Johannisgemeinde, Lincoln, Ill. Pastor C. Hoffmann.

Die Herren Adam Denger, Jakob Eberle und Oskar Kiest wurden wieder in den Vorstand gewählt. An die Stelle von Herrn F. C. Wilmert trat Herr Frank Klemm. In die Gemeinde aufgenommen wurden Herr C. L. Paurenka und Herr und Frau Geo. Nord.

Salemsgemeinde, 68. Str. und Emerald Ave. Pastor Joseph A. George.

Eine Einweihungsfeier unserer Vereinsfahnen findet statt am 20. Januar, Vormittags halb elf Uhr, in der Hauptkirche an 25. Straße, nahe Wentworth Avenue, und in der Kapelle am Sonntag, dem 27. Januar, um halb elf Uhr Vorm. Die Hauptgottesdienste werden in folgender Reihenfolge gehalten: Am 20. Januar, Hauptkirche, Pastor J. A. George; Kapelle, Pastor Sallers. Am 27. Januar: Hauptkirche, deutscher Gottesdienst, Pastor Prof. C. G. Stanger vom Elmhurster Proseminar; Kapelle, Pastor J. A. George.

Damen-Hilfsverein des Evangelischen Hospitals.

Der Verein hält seine erste Monatsversammlung am 15. Jan. im Hospitale. Als Wahlkomite wurden ernannt die Damen Frau Dr. Mundt, Frau C. Buehler, Frau Pastor Menzel, Frau Dr. Stevens. In der Februar-Versammlung findet die dritte Jahresfeier und die Wahl der Beamten statt. Herr Pastor Fr. Weber, Superintendent des Hospitals, hielt eine Ansprache über die Anwendung und etwaige Anschaffung eines Pullmotors für das Hospital. Durch den plötzlichen Tod des Herrn Dr. Georg Schmauch erlitt der Stab der Aerzte unseres Hospitals einen schweren Verlust.

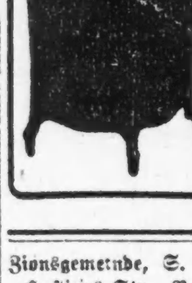
—Tel. Lincoln 339—

A. Schlesinger

644 NORTH AVE.

Offen Abends bis 9, Sonntags bis 6 Uhr.

Viktrolas und Grafonolas auf Abzahlung



Alle bis jetzt herausgegebene Platten, Amerikanische, deutsche, ungarische sowie Schweizer Platten stets auf Lager. — Verlangt unsere vollständige u. neue monatliche Liste. Auf Wunsch senden wir unseren Vertreter. Postbestellungen werden schnell und pünktlich ausgeführt.

Ujanfrsonmi*

Zionsgemeinde, S. Ashland Ave. und Hastings Str. Pastor C. A. König.

Die Zionsliga erwählte am 15. Januar folgende Beamte: Präsident, August Matz; Vizepräsident, Arthur Husemann; Sekretärin, Louise Klein; Finanzsekretärin, Georgine Goetz; Schatzmeisterin, Frieda Meyer; Revisionskomite: Edward Mittelstaedt und Florence Zügel. Die Einführung der Beamten des Kirchenrates findet am Sonntag, dem 27. Januar, statt.

C. A. König.

Personal-Nachrichten.

— Herr und Frau A. Laemlein, 5324 N. Clark Str., zeigen die Verlobung ihrer Tochter Elsie mit Herrn Raymond A. Volz von Bellevue, Ky., an.

Dem Kriminalgericht überwiesen

John J. Houlihan jr., der in dem Nr. 30 N. Market Str. befindlichen Zweiggeschäft der Commonwealth Edison Co. als Zahlmeister tätig gewesen war, sein Bruder Leon und Charles Mac Mahon wurden gestern vom Stadtrichter Newcomer von der Polizeiwache an der S. Clark Str. unter einer Bürgschaft von $15,000 dem Kriminalgericht überantwortet. Sie sind geständig, vorigen Montag Abend aus dem Geldschrank des Geschäfts $11,083 entwendet zu haben. Mit Ausnahme von $700, welche McMahon von der Clark Str. Brücke aus in den Fluß warf, hat die Firma das Geld zurückerlangt.

Jäher Tod.

Frl. Agnes Whiteford, eine in Riverside wohnhaft gewesene Lehrerin, wurde in Hinsdale vor dem Bahnhof von einem Zuge der Burlington & Quincy Bahn überfahren und augenblicklich getötet. Sie hatte eine Freundin zum Bahnhof geleitet und wollte, als der Zug abgefahren war, die Geleise überschreiten, als aus der entgegengesetzten Richtung eine Lokomotive dahergesaust kam und sie erfaßte.

St. Elisabeth-Hospital.

Der Frauenverein des St. Elisabeth-Hospitals veranstaltet am kommenden Donnerstag, Nachmittags 2 Uhr, im Vortragssaale des Hospitals, 1433 Claremont Ave., eine Kartengesellschaft. Cinch, Eucre, Five Hundred und Bunco werden gespielt werden; die Beteiligung, Erfrischungen eingeschlossen, kostet 50 Cents. Mitglieder und Freunde sind eingeladen. Wer nicht Karten spielen will, zahlt nur 25 Cents und hat Gelegenheit, bei einer guten Tasse Kaffee mit Freunden zu plaudern.

Verfängliche Fragen.

Der berühmte Theologe August Tholuck (1799—1877) hatte schon in seiner in Trübsal und Leiden verkommenen Jugend starke Neigung zum Absonderlichen, ja sogar psychopathologische Züge gezeigt. Im Alter trat die Neigung zum Abarten wieder stärker hervor, und Tholuck wurde in fast ausschließlichem Verkehre mit seinen Studenten der skurrile Studentenvater genannt. Einen Schüler, der seine Gastfreundschaft zum ersten Male genoß, suchte er fast immer mit der Frage in Verlegenheit zu setzen: „Lieben Sie meine Frau?" Errötend und verlegen verneint der Gefragte und bekommt nun den strafenden Vorwurf Tholucks zu hören: „Ist denn das aber christlich?" Andere der zahlreichen „blauen Fragen" Tholucks, wie die Studenten diese nannten, waren z. B.: Warum der liebe Gott so viele Christen und so wenig Preußen geschaffen habe? Oder: Wen der Student höher achte, Schiller oder Amos? Oder: Warum die Bäume Blätter hätten und keine Haare? Auf diese letzte Frage gab ein Student, der sie schon kannte, die Antwort: Gott habe in seiner Weisheit eingesehen, daß so viele Förster doch nicht würden angestellt werden können, wie nötig sein würden, um allen Bäumen die Haare zu kämmen und Zöpfe zu flechten.

— Abhärtung. — „Jainkef, warum halt'st De den Finger in's Glas?" — „Der Doktor hat gesagt, ich muß nehmen e Bad! So gewöhn' ich mer nach und nach ans Wasser!"

Russisches Geld

ist gegenwärtig, durch den Krieg, so niedrig im Werte, daß die Aussichten auf großen späteren Gewinn noch nie so günstig waren wie gerade jetzt; daher sprecht bei mir wegen billiger Preise vor und kauft jetzt für sofortige oder spätere Ablieferung. Aufträge für anderes ausländisches Geld prompt erledigt.

J. S. Lowitz Gegründet 1894.

Bank- und Passage-Geschäft,

203 South Dearborn Str., Ecke Adams Str. gegenüber Postoffice.—Tel. Harrison 7223.

jan20,son,mi,fr*

Bevorstehende Vergnügungen.

Heute und demnächst stattfindende Vereinsfestlichkeiten.

Narrensitzung.

Der Rheinische Verein gibt heute eine karnevalistische Unterhaltung. — Preismaskenball von Hermannsschwestern am nächsten Samstag.

Am heutigen Sonntag wird der Rheinische Verein in der Lincoln Turnhalle eine seiner so beliebten Narrensitzungen abhalten. Der Verein, bezw. sein närrischer Rat, der bekanntlich aus altbewährten Kräften besteht, hat diesmal ganz besondere Anstrengungen gemacht, lauter neue Vorträge besorgt und Alles getan, um diese Narrensitzung so erfolgreich wie nur möglich zu machen. Sie beginnt, wie üblich, 5 Uhr 11 Minuten Nachmittags, der Eintritt kostet 25 Cents, und eine Narrenmütze bekommt Jeder umsonst.

Am kommenden Samstag hält der Gegens. Unterstützungsverein Deutsche Wacht seinen ersten Preis-Maskenball in Fleiners Halle, 1638 Nord Halsted Str., ab. Von den Festen der „Deutschen Wacht" ist bekannt, daß es da immer recht gemütlich zugeht, deshalb hat der Verein den Beschluß gefaßt, seine Mitglieder und Gäste mit einem Preis-Maskenball zu überraschen. Es ist ein tüchtiges Komite schon jetzt an der Arbeit, um dieses Vergnügen zu einem der besten zu gestalten, für gute Musik, gute Getränke und Essen wird wie immer aufs Beste gesorgt werden. Anfang 8 Uhr. Tickets im Vorverkauf 25c, an der Kasse 35c.

Der deutschamerikanische Unterstützungsverein Tue Recht und scheue Niemand hält am kommenden Samstag in Counts Halle, 1502 Sedgwick Str., sein sechstes Stiftungsfest ab, wie alljährlich, trotz der schweren Zeiten; denn dieser Verein hat es immer verstanden Feste zu feiern. Ein eifriges Komite ist an der Arbeit, um dieses Fest zu einem der größten Erfolge zu machen und alle Gäste aufs Beste aufzunehmen und zu bewirten. Es werden auch Kandidaten von 18 bis 55 Jahren an diesem Abend frei aufgenommen. Der Verein zahlt Krankengeld acht Wochen lang und $200 Sterbegeld. Es findet an dem Abend auch Verlosung und Preisverteilung statt. Der Eintritt kostet 25 Cents die Person.

Einen großen Preismaskenball gibt die Treue Schwestern Loge Nr. 6, Orden der Hermannsschwestern, am kommenden Samstag Abend in Yondorfs Halle, North Ave. und Halsted Str. Der Eintritt kostet 25 Cents. Der Vorkehrungsausschuß besteht aus den Damen Anna Anders, Präsidentin; Alwine Gerke, Vorsitzende; Anna Lottig, Adolphine Peters, Zäzilie Baade, Katie Seidenspinner, Lizzie Haferkamp, Rosalie Ries, Mathilde Streetz, Anna Rahde, Maria Lorz, Maria Hausburg, Elsa Zadler, Anna Winterhof, Louise Southwick, Julia Kiesgen, Emma Blaul, Minnie Wüstenberg und Lina Zons; er ist fleißig an der Arbeit, Alles aufs Beste vorzubereiten. Für gute Musik, Küche und Getränke ist, wie es sich bei der Loge von selbst versteht, auf das Allerbeste gesorgt. Die Besucher haben nur Faschingsstimmung mitzubringen, um sich vortrefflich zu amüsiren. „Tramps" werden nicht zugelassen, und alle Masken müssen vor 10 Uhr anwesend sein, um Preise zu erlangen.

Der Frauenverein La Salle veranstaltet am kommenden Sonntag, Nachmittags 3 Uhr, eine gemütliche Unterhaltung mit Tanzkränzchen u. Verlosung in Schoenhofens kleiner Halle, Milwaukee und Ashland Ave. Ein tüchtiges Festkomite, bestehend aus den Damen Marie Brandau, Minna Raarup, Josephine Polasek, Johanna Staves, Amalie Coesfeld und Martha Zepcinick, ist schon seit Wochen mit den Vorbereitungen beschäftigt, und es stehen den Besuchern einige angenehme Stunden in Aussicht. Ein gutes Orchester wird zum Tanze aufspielen, und für leibliche Erfrischungen ist ebenfalls in bester Weise gesorgt.

Die Herder League Nr. 11, United League of America, hält die Installirung ihrer Beamten, verbunden mit Kegeln am kommenden Sonntag, Nachmittags und Abends, in den „North Chicago Bowling Alleys", 639 Webster Ave., ab. Alle Ordensmitglieder und Freunde sind dazu eingeladen. Das aus Herrn Fred Besterfield und Frau Susie Seifert bestehende Komite hat für einen vergnügten Nachmittag und Abend gesorgt. Der Eintritt ist frei. Anfang 3 Uhr Nachmittags.

Des Kohlenverbots wegen hat der Douglas Frauenverein sein auf den 20. Januar angekündigtes Kartenspiel nebst Tanz auf den kommenden Sonntag verschoben. Die Unterhaltung findet im kleinen Saale der Vorwärts-Turnhalle, 2431 West 12. Straße, statt und beginnt um 3 Uhr Nachmittags; der Eintritt kostet 25 Cents die Person. Ein tüchtiges Komite unter Leitung der Präsidentin Linda Schmidt hat Alles auf das Beste vorbereitet.

Der Ungarische Schwabenverein, eine Vereinigung von Deutsch-Ungarn Chicagos, veranstaltet am Samstag, dem 2. Februar, Abends 7 Uhr, seinen großen Schwaben-Ball in Hoerbers Halle, 2135 Blue Island Ave. Die Beliebtheit, welcher sich die Festlichkeiten dieses Vereins erfreuen, gewährleistet auch diesmal einen guten Besuch, umsomehr, als sämmtliche Einkünfte des Vereins dazu verwendet werden, notleidende Familien zu unterstützen.

Der Badische Unterstützungsverein der Südseite rüstet sich mit aller Macht auf seinen jährlichen großen Maskenball, welcher am Samstag Abend, dem 2. Februar, in der Walhalla Halle, 3700 Wentworth Ave., stattfinden wird. Folgende Herren des Komites: A. Eble, Präsident; L. Rock, Vizepräsident; A. Ripp, A. Zipfel, S. Young, A. Graf, L. Baach, Ch. Hofner und W. F. Beß haben es sich zur Aufgabe gemacht, den Teilnehmern einen genußreichen Abend zu bieten, und arbeiten darauf hin, den Ball seinen Vorgängern nicht nur ebenbürtig zur Seite zu stellen, sondern sie womöglich noch zu übertreffen. Tickets sind bei allen Mitgliedern zu 25 Cents die Person zu haben, an der Kasse kosten sie 50 Cents. Anfang Abends acht Uhr.

Der Schuhplattlerverein Edelweiß wird am Samstag Abend, dem 2. Februar, in Fleiners Halle, 1638 N. Halsted Str., von 7 Uhr an ein Familienfest abhalten. Der Verein erfreut sich großer Beliebtheit beim ganzen Deutschtum und versteht es, derartige Festlichkeiten sehr unterhaltend und gemütlich zu machen. Der Besuch wird daher sicher zahlreich werden, zumal den Schuhplattlern, wie bekannt, Gäste stets hochwillkommen sind.

Der Oesterreichische Kranken-Unterstützungsverein Almrausch gibt am Samstag Abend, dem 2. Februar, in De Haans Halle, 9442 Cottage Grove Ave., Burnside, einen Fastnachtsball, zu welchem er seine zahlreichen Freunde einladet. Was gute Musik, Speisen und Getränke zum Erfolg des Festes beitragen können, das wird geschehen, denn der Festausschuß hat sich große Mühe gegeben, den Abend so genußreich und unterhaltend wie möglich zu machen. Um 7 Uhr wird angefangen, der Eintritt kostet 25 Cents.

Der Deutsche Unterstützungsverein Ewig Treu hält am Sonntag, dem 3. Februar, in Hacks Halle, 1764 Larrabee Str., einen Bauernball ab, der alle bisher von dem jungen Verein gegebenen und so erfolgreich gewesenen Festlichkeiten übertreffen soll. Sechs Häuser werden gebaut werden zur Unterkunft für das Standesamt, den Friedensrichter, den Bürgermeister, das Polizeiamt, das Rekrutirungsamt für neue Mitglieder, den Gilkakümmel-Ausschank und die Wahrsagerin. An dem Abend können Männer und Frauen im Alter von 18 bis 60 Jahren, wenn noch rüstig, ohne Beitrittsgeld oder ärztliche Gebühren Mitglied werden. Der Verein zahlt Kranken- und Sterbegeld für nur 50 Cents im Monat. Anfang des Bauernballes punkt 3 Uhr Nachmittags, Umzug des Dorfschulzen und seiner Bauern um 6 Uhr. Wer unentgeltlich und ohne ärztliche Gebühren noch eingeführt werden will, muß unbedingt um 8 Uhr Abends anwesend sein.

Die Treue Schwestern Loge Nr. 79 veranstaltet am Samstag Abend, dem 9. Februar, in Yondorfs Halle, North Ave. und Halsted Str., einen großen Preis-Maskenball bei 25 Cents Eintritt. Das Komite besteht aus den Damen Anna Anders, Vorsitzende; Marie Peter, Sekretärin; Lina Zons, Schatzmeisterin; Marie Lowz, Adolph Peter, Marie Brausch, Johanna Bergmann, Marie Lies, Anna Winterhof, Louise Kotzebu, Helene Nebgen, Zäzilie Baade, Margarete Freese, Barb. Walter, Marie Fottner und Anna Krab. Vergnügte Stunden stehen allen Besuchern bevor, denn die Festlichkeiten der Loge sind bekannt durch ihre Gemütlichkeit.

Der 22. große Bauernball des Oesterreichischen Krankenunterstützungsvereins Stock im Eisen rückt heran, und allerseits im weiten Mitglieder- und Freundeskreise rüstet man sich eifrig darauf. Das Fest findet am Samstag Abend, dem 9. Februar, in der Nordseite Turnhalle statt und wird von einem erfahrenen Ausschuß in großem Maßstabe vorbereitet. Das Festprogramm wird so reichhaltig, glänzend und unterhaltend sein wie nur je. Eintrittskarten kosten im Vorverkauf 25, an der Kasse 50 Cents.

Der Humboldt Frauenverein veranstaltet am Sonntag, dem 10. Februar, sein 31. Stiftungsfest mit Ball in Schoenhofens großer Halle, Ashland und Milwaukee Ave. Ein eifriges Komite, an der Spitze die Präsidentin A. Rathschlag, hat es sich zur Aufgabe gemacht den Teilnehmern einen genußreichen Abend zu bieten, und arbeitet darauf hin, den Ball seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite zu stellen. Tickets sind bei Mitgliedern zu 25 Cents die Person zu haben, an der Kasse zu 35 Cents. Für gute Musik, Speisen und Getränke wird auf das Beste gesorgt. Anfang 3 Uhr Nachmittags.

Der Oldenburger Frauenverein feiert am Samstag, dem 16. Februar, in Schoenhofens großer Halle sein neunzehntes Stiftungsfest mit Ball. Das Festkomite besteht aus den Damen Elise Schoknecht, Präsidentin; Johanne Bierfischer, Hedwig Dammeyer, Amalie Boberg, Hedwig Hart und Maria Weber. Die Festlichkeiten, welche von jenem Verein bisher abgehalten wurden, sind durch ihre Gemütlichkeit bekannt. Auch diesmal hat das Komite alle Vorkehrungen getroffen und keine Mühe gescheut, dieses Fest für alle Freunde und Bekannte zu einem genußreichen Abend zu machen. Für gute Musik, Küche und Getränke ist bestens gesorgt.

Am Sonntag, dem 17. Februar, veranstaltet die Supreme League, United League of America, ein großes Preiskegeln nebst Unterhaltung in den North Chicago Private Bowling Alleys, 639 Webster Ave., nahe Larrabee Str. Alle Mitglieder und deren Freunde, die ein paar Stunden beim Kegelsport und anderer Unterhaltung sich amüsiren wollen, sind freundlichst eingeladen. Das Komite, G. F. Lust, H. Koeppelmann, C. Neu, L. Schmalz, R. Pollak, J. Neuhans, J. Gerard und P. Urban, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Mitgliedern und Freunden etwas ganz besonders Gutes zu bieten. Der Eintritt ist frei.

Nordseite Turnhallekonzert.

Ein ansprechendes und eine schöne musikalische Unterhaltung verheißendes Programm hat Kapellmeister Ballmann für das heutige Sonntag-Nachmittagkonzert der Chicago Turngemeinde in der Nordseite Turnhalle zusammengestellt. Verdi und Ponchielli, Suppé, Strauß und andere Meister sind mit Auszügen aus beliebten Werken vertreten, und die geschätzte Sängerin Maria Freya Mack wird Sopransoli vortragen. Nachstehend das vollständige Programm:

Vorspiel, „Die Macht des Schicksals" .... Verdi
Ouverture zu „Das Glöckchen des Eremiten" .... Maillart
Ballszene .... Hellmesberger
Stundentanz aus „La Gioconda" .... Ponchielli
„Traum der Sennerin", Duett für Violinen .... Eilenberg
Herren A. Banalek und Louis Latinsky.
Neapolitanischer Straßenkarneval .... Massenet
Ouverture zu „Wanderers Ziel" .... Suppé
Sopransoli:
„An der schönen blauen Donau" .... Strauß
„A Birthday Song" .... Woodman
Frl. Maria Freya Mack.
Kornetsoli:
Auf der Wacht .... Dierig
Aloha Oe .... Lake
Herr Albert Short.
Ouverture zu „Banditenstreiche" .... Suppé
Schwedische Wachtparade .... Lalann
Sopransoli:
Die heilige Stadt .... Adams
„For You Alone" .... Geehl
Frl. M. F. Mack.
Südliche Rhapsodie .... L'Hosmer

BRUCHLEIDENDE

Wir reduzieren jeden Bruch leicht oder kompliziert, mit unseren selbstfabrizierten Bandagen

Kostenfreies Anpassen und reelle Bedienung 30jährige Erfahrung.

Offen von 8-6 Sonntags von 9-12

THE WOLFERTZ CO.
GEO. WEGNER MGR.
154 N. 5TH AVE.

Malt Marrow

Empfohlen von den besten Aerzten

Nur echt, wenn es McAvoys ist.

McAvoy Brewing Comp.

ADAM ORTSEIFEN, Präsident.

Tel. Calumet 5401.—Alle Depts.

ALMA MATER ist das beste Bier im Markt.

Gebraut von der McAvoy Brewing Company.

Daß das erste Turnier des neugegründeten Illinoiser Staatsverbandes sich eines regen Zuspruchs von Seiten der Wenzelritter der Stadt und des Landes erfreuen wird, dafür sprechen schon jetzt alle Anzeichen. Beim letzten Skatturnier der Chicago Skat Liga am Sonntag im Morrison Hotel rührten die Führer der Bewegung, dem Staat eine staatliche Organisation nach dem Muster des Wisconsiner Staatsverbands zu geben, gar eifrig die Werbetrommel, und, siehe da! der Erfolg blieb nicht aus. Nur wenige derer, die sich am Sonntag im Hotel Morrison, den Schrecken des stürmischen Winterwetters trotzend, eingefunden hatten, lehnten es ab, sich eine Mitgliedskarte für den neuen Staatsverband und eine Eintrittskarte für das erste Turnier desselben zu sichern. Das gab dem Unternehmen bereits eine recht gesicherte Grundlage. Dazu kommen noch von allen Seiten die Meldungen, daß gar viele derer, die am Sonntag fern blieben, es nicht versäumen werden, sich am ersten Sonntag im März zum edlen Wettkampf der Matadore einzufinden. Nicht weniger günstig lauten die Berichte aus den Skatzentren des Staates von den verschiedentlichen Mitgliedern des Direktoriums der neuen Staatsliga. Sekretär A. R. Brandt, der in der Hauptsache die Vorbereitungen für das Turnier übernommen hat, da Präsident John Kendall in Peoria wohnt und letzthin Chicago nicht mit seinem Besuch hat beehren können, schaut voll Vertrauen der Zukunft entgegen. Er rechnet zuversichtlich auf einige tausend Teilnehmer. Gespielt wird am Nachmittag und Abend.

Der American Skat Club hält heute Nachmittag in seinem Hauptquartier, der Wicker Park Halle, 2040 West North Ave., sein regelmäßiges Monatsturnier ab. Es beginnt scharf um halb drei Uhr.

Am Montag hält der Klub wie gewöhnlich seine regelmäßige Versammlung ab, zu der alle Skatfreunde herzlich willkommen sind.

Notleidende Veteranen.

Festlichkeit am kommenden Mittwoch Abend in Nordseite Turnhalle.

Allen armen und hilflosen Leuten bringt dieser strenge Winter viel Not und Leiden, und wenn ihnen auch hier und da Unterstützung zuteil wird, so werden sie doch darben und frieren müssen. Weit mehr aber empfinden das bejahrte Männer und Frauen, die infolge von Krankheit und anderen Schicksalsschlägen verarmt sind, und die Beschäftigung nun nicht mehr finden können. In solch bedauernswerter Lage befinden sich leider auch eine Anzahl Veteranen aus den deutschen Einigungskriegen, Männer im Alter von 70 bis 80 Jahren, die seit Jahrzehnten in Chicago wohnen und amerikanische Bürger geworden sind. Es sind ihrer mehr als dreißig, und neben ihren anderen Sorgen können gerade sie die Erinnerung an jene große Zeit nicht los werden, und schmerzlich berührt sie die gegenwärtige.

Dem Verwaltungsrat des Unterstützungsfonds wurde auch diesmal von den meisten seiner Gönner freundlichst entgegengekommen. Manche hatten jedoch ihre Gründe, davon abzustehen, aber Niemand einschließlich der Behörden hat das Geringste gegen das Unternehmen und die Festlichkeit einzuwenden.

Somit ergeht an das Publikum im Allgemeinen die Bitte, der Feier am kommenden Mittwoch, dem 23. Januar, Abends 8 Uhr in der Nordseite Turnhalle beizuwohnen. Die Ausgaben, welche die Festlichkeit nötig machte, bleiben die gleichen, wie auch der Besuch ausfallen mag. Deshalb bedeutet jede an der Kasse gelöste Eintrittskarte eine Erhöhung des Unterstützungsfonds um 50 Cents. Das nachstehende Programm spricht für sich selbst.

Erster Teil.

1. a) The Star Spangled Banner.
   b) Große Fest-Ouverture .... Lachner
   c) Marsch „Alte Kameraden" .... Teike
   Martin Ballmann's Orchester.
2. Lebendes Bild — Washington Crossing the Delaware.
3. Massenchöre. Gesangvereine Harmonie, Schweizer Männerchor, Fidelia, Harugari Sängerbund, Mozart Männerchor. Dirigent, H. v. Oppen.
4. a) Pilgerchor aus der Oper „Tannhäuser" .... Wagner
   b) Paraphrase über das Lied „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n" .... Lertann
   Martin Ballmann's Orchester.
5. Nacht — Morgen — Heimliche Aufforderung .... Richard Strauß
   Gesangssolistin: Frau Dr. J. Holinger. Klavierbegleitung: Frau Dr. L. H. Abele.
6. Festrede.

Zweiter Teil.

7. Großes Potpourri deutscher Volkslieder .... Schreiner
   Martin Ballmann's Orchester.
8. „Frühlingsbild" mit Gesang und Tanz. Gestellt u. geleitet von Frau Minna Schmidt.
9. a) Eine Mondnacht auf der Alster .. Petras
   b) Marsch „Die Welt in Waffen" .... Teike
   c) Leichte Kavallerie .... Eilenberg
   Martin Ballmann's Orchester.
10. „Am Altar der Wahrheit". Gesangverein Harmonie, Schweizer Männerchor, Fidelia, Harugari Sängerbund u. Mozart Männerchor mit Orchesterbegl. Dirigent, H. v. Oppen.

Dritter Teil.

11. a) In der Heimat, da gibts ein Wiederseh'n
    b) Frieden auf der ganzen Welt .. Ballmann
    Martin Ballmann's Orchester.
12. „Monsieur Herkules", Schwank in 1 Akt. Aufgef. von der Deutschen Theatergesellschaft. Dir.: Konrad Seidemann.
13. „Gut Heil", Turnermarsch .... Ballmann
14. Potpourri deutscher Volkslieder .. Ballmann
    Ballmann's Orchester.

— Am tiefsten bist du gesunken, wenn Niemand mehr mit dir streitet.

— Die schönste Grabrede auf einen Arzt war die, welche in dem Satze gipfelte: „Er lebte und ließ leben."

Bericht des Gesundheitsamts.

Zahl der Todesfälle der Woche derjenigen der Vorwoche gleich.

Der gestern veröffentlichte Bericht des Gesundheitsamts zeigt, daß die Zahl der Todesfälle in der vergangenen Woche fast genau dieselbe ist wie in der vorhergehenden Woche. Sie belief sich auf 727 bezw. 728. An Fällen von übertragbaren Krankheiten wurden 1408 gegenüber 1584 in der Vorwoche gemeldet. Auf Lungenschwindsucht entfallen 516, auf Lungenentzündung 185 Fälle. An Diphteriefällen wurden 152 gemeldet, an Masern 65, an Scharlachfieber 82 und an Kinderlähmung 1.

Eine Uebersicht über die Todesfälle der Woche gibt die folgende vergleichende Tabelle:

	19. Jan. 1918	12. Jan. 1918	20. Jan. 1917
Gesammtzahl der Todesfälle	728	727	941
Jährliche Sterblichkeitsrate auf je 1,000 der Bevölkerung	14.6	14.6	18.6
Todesursachen:			
Typhus	1	0	0
Blattern	0	1	0
Masern	1	1	5
Chickenpox	0	0	1
Scharlachfieber	5	6	13
Keuchhusten	4	6	2
Diphtheritis	25	21	23
Influenza	5	[illegible]	15
Tuberkulosis (alle Arten)	63	72	88
Gehirnfieber	4	5	2
Kinderlähmung	1	1	0
Lungenentzündung	84	91	168
Diarrhöe u. Eingeweideleiden bei Kindern unter 2 Jahren	35	40	38
Geburtsfehler und Unfälle	40	47	46
Nach dem Alter:			
Unter 1 Jahr	99	116	139
1 bis 2 Jahre	31	21	38
2 bis 5 Jahre	31	37	81
5 bis 10 Jahre	16	19	23
10 bis 20 Jahre	37	28	32
20 bis 30 Jahre	48	64	65
30 bis 40 Jahre	67	75	91
40 bis 50 Jahre	82	76	101
50 bis 60 Jahre	120	95	128
60 bis 70 Jahre	90	82	149
70 bis 80 Jahre	61	68	72
Ueber 80 Jahre	46	46	51

Wird ausgewiesen.

A. E. von Dillmont kommt vorläufig nach Ellis Island.

Der österreichische Reserveoffizier Arpad Egon von Dillmont, der während der Ausstellung in San Francisco dort unter einem schwedischen Namen aus Buenos Ayres ins Land kam, wird auf gestern aus Washington eingetroffenen Befehl nach dem Friedensschluß des Landes verwiesen werden. Bis dahin wird man ihn auf Ellis Island gefangen halten.

Von Dillmont kam von San Francisco nach Chicago und eröffnete hier ein Büro für Auskunft über Argentinien. Zu seiner Verhaftung führte, nachdem er schon vorher als verdächtig beobachtet worden war, eine Fahrt nach Camp Grant, wo er photographische Aufnahmen machte. Er hat bisher im Countygefängniß zu Wheaton gefangen gesessen.

— Mißglückte Anwendung. — Ein ungarischer Landadeliger, welcher der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, hat von dem Leutnant gelesen, der zwei Damen Rosen überreichte mit dem Wortspiel: „Die Rose der Rose, der Rose die Rose!" — „Mach' ich auch!" ruft er begeistert, kauft zwei kleine Bonbonnieren und überreicht sie in der Abendgesellschaft der Tochter des Gastgebers stolz lächelnd mit den Worten: „Die Schachtel der Schachtel, der Schachtel die Schachtel!"

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis der einzelnen Nummer .... 3 Cents
Preis per Post, das Jahr (außerhalb Chicagos) $1.50

Herausgeber: "THE ABENDPOST COMPANY".

Published every Sunday.

Price per Copy .... 3 Cents
" by mail, in the U. S., per year $1.50

Publisher: "THE ABENDPOST COMPANY", 223–225 W. Washington St.

„Abendpost"-Gebäude: 223 und 225 W. Washington Str., zwischen Wells Str. und Franklin Str.

Chicago —— Telephon: Franklin 5900 —— Illinois

Entered as Second Class Matter May 3rd, 1899 at the Post Office at Chicago, Illinois, under Act of March 3rd, 1879.

Kinderarbeit.

Das zielbewußte Bestreben der Behörden und Bürger, in dieser ernsten Zeit alle irgend verfügbaren Kräfte in den Dienst der Nation zu stellen, hat unbestreitbar gute Früchte getragen. Industrielle, Großhändler, Geschäftsleute und Techniker aller Gattungen haben ihre Erfahrungen, Kenntnisse und Betriebe zur Verfügung der Regierung gestellt, Arbeiter ihre Handfertigkeit und ihren Fleiß, und alle Bürger helfen, so gut ein jeder es vermag, die unvermeidlichen Lasten des Krieges tragen, um ihren Druck gleichmäßig zu verteilen. Das Kämpfen selbst hat die bewaffnete Mannschaft des Volkes zu besorgen. Man kann ihr die Bürde wohl erleichtern, aber nicht abnehmen. Sie muß Haus und Hof, Heim und Familie, Weib und Kind verlassen, um fern von der Heimat ihrer ernsten Pflicht genügen. Dabei hinterläßt sie Lücken in der Arbeitswelt, die von den Daheimgebliebenen zeitweilig ausgefüllt werden müssen. In vielen Fällen ist dieser Ersatz nur schwer zu beschaffen, bisweilen nur in unvollkommener, unzulänglicher Weise. Da heißt es dann eben durchhalten, so gut es geht, bis der Krieg vorüber ist und der Welt der Frieden wiedergegeben wird. Ganz ohne alle Fälle von Härte geht es inzwischen natürlich nicht ab. Privatgeschäfte und Privatbetriebe müssen sich vielfach mit unerfahrenen, weniger geschickten Hilfskräften, mit nicht gehörig eingelernten Arbeitern behelfen, denen das Tagewerk nicht so rasch und glatt von der Hand geht wie denen, die sie unter die Fahnen geschickt haben, und in den Familien sieht sich manche Mutter oder Tochter, mancher Sohn vor die Notwendigkeit gestellt, unter den veränderten Lebensverhältnissen eine Erwerbsquelle zu finden, um zum gemeinsamen Unterhalte beizutragen, während sie oder er sich früher ganz und gar dem Wohle der Familie oder der eigenen Weiterbildung widmen konnte. Das gehört zu den traurigen Begleiterscheinungen des Krieges und muß mit in den Kauf genommen werden. Es mag hier und da sogar Gutes wirken, indem es den Sinn für treue Pflichterfüllung und das Gefühl für Verantwortung erweckt, wo diese vielleicht vorher nicht sonderlich ausgebildet waren. Zudem besteht der Trost, daß die jetzigen Zustände Ausnahmezustände sind und früher oder später wieder normalen Verhältnissen Platz machen werden.

Aber das Bestreben, die Kräfte des Volkes im Interesse der guten Sache mobil zu machen, hat verschiedentlich zu Uebertreibungen geführt, gegen die Männer und Frauen, denen man die erforderliche Erfahrung nicht gut absprechen kann, schon wiederholt ihre warnende Stimme erhoben haben; leider nicht immer mit dem wünschenswerten Erfolge. Daß die in der Heimat und im Zivilleben Gebliebenen nach besten Kräften bestrebt sein müssen, die Plätze der Kämpfer im Bureau, im Geschäft, in der Fabrik oder wo es sonst sei, zu ersetzen, ist selbstverständlich. Aber man sollte dabei nicht über das Ziel hinausschießen, wie es schon mehrfach geschehen ist. Die Staaten Connecticut, Massachusetts, New Hampshire und Vermont haben dazu eingesetzten Kommissionen Vollmacht gegeben, die bei ihnen Geltung habenden Gesetze betreffend die Kinderarbeit für die Dauer des Krieges milder zu handhaben, in der offenbaren Absicht, die Kinder in dieser Zeit in stärkerem Maaße als bisher in den Fabriken zu beschäftigen. Die Staaten New York und California haben aus gleichem Grunde eine Milderung der Schulzwanggesetze entweder bereits herbeigeführt oder doch in Aussicht genommen. Alle diese Staaten haben damit Bahnen betreten, die man bald nach Ausbruch des Krieges in verschiedenen europäischen Ländern beschritt, dort aber seither als Irrwege erkannt hat. Die geistige Ausbildung der Jugend sollte auch während des Krieges unter keinen Umständen vernachlässigt werden, ja, zu dieser Zeit vielleicht noch weniger als zu irgend einer anderen. Denn das jetzt heranwachsende Geschlecht ist dazu bestimmt, die Früchte der Saat zu ernten, die in diesem Kriege gesät wird; aber diese Früchte werden ihr nur dann in vollem Umfange zu Gute kommen, wenn sie durch ausgezeichnete Vorbildung in Stand gesetzt sein wird, mit den übrigen Völkern der Welt in erfolgreichen friedlichen Wettbewerb zu treten. Wer heutzutage darin etwas erreichen will, muß etwas Tüchtiges gelernt haben. Für das „morgen" in der Geschichte wird das noch in weit höherem Maaße gelten. Anstatt weniger zu lernen, sollten unsere Kinder also mehr lernen.

Noch andere Gründe sprechen entschieden gegen einen allgemeinen Rückfall in die Zeiten, da man in Industrie und Gewerbe die Arbeitskraft der Kinder auszubeuten pflegte. Das Nationalkomite für Kinderarbeit hat die diesbezüglichen Verhältnisse, wie sie sich in New York ergeben haben, im Laufe des vergangenen Jahres eingehend untersucht und ist dabei zu dem Schlusse gekommen, daß das allzu frühe Heranziehen der heranwachsenden Jugend zur Arbeit und zum Gelderwerb einen ungünstigen Einfluß auf die Moral der so beschäftigten Kinder ausübe. In weiten Kreisen ist die Ansicht verbreitet, daß solche Kinder weniger Gelegenheit erhalten, auf Abwege zu geraten als die, welche sich nichts verdienen, sondern bezüglich ihres Unterhalts ausschließlich auf ihre Eltern angewiesen sind. Tatsächlich ist aber das Gegenteil der Fall. Gerade die Kinder, die sich mit ihrer eigenen Hände Arbeit etwas verdienen müssen, bilden einen größeren Bruchteil der dem Jugendgericht vorgeführten Missetäter als die andere Klasse. Das Resultat der Untersuchung bestätigt demnach durchaus, was erfahrene Pädagogen stets gepredigt haben: daß nämlich die Kinder, solange sie noch wirklich Kinder sind, von jeder gewerblichen Tätigkeit ferngehalten werden sollten. Ueberall läßt sich das selbstverständlich nicht durchführen. Es wird immer Verhältnisse geben, unter denen die Kinder beim Unterhalt ihrer Familie mithelfen müssen. Die Behörden und das Volk sollten indessen darauf hinwirken, daß solche Fälle vereinzelte Ausnahmen bleiben. Kinder gehören in die Schule und nicht in die Fabriken und Werkstätten.

Unser Denkapparat.

Der Behausung unseres Denkapparats pflegen wir, amerikanischer Sprachweise gemäß, allerlei sonderbare Bezeichnungen beizulegen. „Bonehead", „Ivory Dome", „Bean", „Nut", alles Worte, die unseren Kopf bezw. unseren Schädel als eine harte, wenn nicht gar verhärtete Substanz zu kennzeichnen suchen. Und doch — wie überrascht würden Viele sein, wenn sie erführen, daß, den angesehensten Autoritäten zufolge, unser Gehirn hauptsächlich aus Wasser besteht. Der Analyse zufolge setzt es sich aus 90% bis 95% Wasser, etwas phosphorhaltigem Fett und Spuren von Mineralsalzen und Schwefel zusammen. Die Zellen des Gehirns sind so winzig, daß sie selbst unter dem stärksten Mikroskop kaum zu erkennen sind. Ihre Zahl in einem einzigen Gehirn ist auf 600 Millionen bis 1600 Millionen geschätzt worden. Und was besonders bedauerlich erscheint, — selbst der Klügste unter uns verwendet nur einen geringen Teil dieses ungeheuren Zellenvorrats.

Aber welche Substanz verrichtet das Denken? Auf diese Frage hat die Wissenschaft bisher vergeblich versucht eine abschließende Antwort zu erteilen. Vor etwa einem halben Jahrhundert erklärte ein Gelehrter, daß ohne Phosphor sich keine Gedanken im Gehirn entwickeln könnten, und diese Behauptung hat bis heute in weiten Kreisen Zustimmung und Anerkennung gefunden. Dem Volksglauben zufolge sollen Fische, eine Nahrung reich an Phosphor, sich als außerordentlich gehirnstärkend erweisen. Aber ein Idiot mag vierzig Jahre lang nichts als Fische essen, und wird dadurch doch nicht wieder in den Besitz seiner Verstandskräfte gelangen. Und dies lenkt wiederum die Aufmerksamkeit auf eine andere Eigentümlichkeit des menschlichen Gehirns. Sein Gewicht hat anscheinend nicht das Geringste mit seiner Intelligenz zu tun. Idioten besitzen häufig eine ungewöhnlich umfangreiche Gehirnmasse. Das Geheimnis der Gehirnkraft scheint in seinen Windungen und seiner Zellenbildung zu liegen. Aber die Chemisten haben bisher vergeblich Gehirne gewogen und analysirt, um festzustellen, welche besonderen Eigenschaften der Welt einen Shakespeare oder Wagner gegeben haben. Auch hier erwies es sich unmöglich, aus physischen Einzelheiten die Entwicklung des Geistes zu verfolgen oder gar zu ermitteln.

Für das gewöhnliche Gehirn darf als Durchschnittsgewicht ein solches von drei Pfund — oder um genau zu sein, 49 Unzen — angenommen werden, entsprechend 1400 Gramm. Es mag nicht uninteressant sein, hier das Gewicht des Gehirns einer Anzahl berühmter Männer zu verzeichnen, das sich in Gramm wie folgt stellt: Liebig 1392, Doellinger 1207, Gambetta 1492, Harleß 1238, Birschoff 1452, Broca 1485, Gauß 1492, Agassiz 1512, Thackeray 1644, Schiller 1781, Cuvier 1821, Turgenieff 2012, Byron 2238. Der Gewichtsunterschied zwischen dem berühmten Mediziner Doellinger (1207) und dem Poeten Byron (2238) ist besonders beachtenswert.

Das Dienstmädchen.

Ja, gibt es denn heutzutage noch Dienstmädchen? wird so manche Hausfrau ausrufen, die diese Ueberschrift liest, und sich erinnert, daß sich auf ein halbes Dutzend Anzeigen in den gelesensten Zeitungen hin bei ihr nur eine oder zwei Bewerberinnen gemeldet haben. Und diese stellten so weitgehende Forderungen, daß die Hausfrau auf ihre Dienste Verzicht leisten und sich entschließen mußte, auch fortan die Arbeit im eigenen Heim zu verrichten. Die Ursachen des sich immer mehr geltend machenden Dienstbotenmangels sind bereits so vielfach erörtert worden, daß auf sie nur kurz hingewiesen zu werden braucht. Die verhältnißmäßig geringen Löhne, die unvermeidliche Beschränkung der persönlichen Bewegungsfreiheit, die Herabdrängung auf eine gesellschaftlich als niedrig geltende Stufe, unbefriedigende Beherbergung und Verpflegung und manches andere lassen vielen der jungen Mädchen die gesundheitlich, häufig auch moralisch nicht befriedigenden Verhältnisse in Fabriken vorzugswert erscheinen. Die Fabriksarbeit bringt mitunter kaum mehr ein als die Dienstbotenstellung, und legt den Arbeiterinnen außerdem noch die Kosten der eigenen Verpflegung und Behausung auf, sie läßt aber den Mädchen täglich ihren freien Abend und einen freien Sonntag, und gestattet ihnen die ihnen zur Verfügung stehende Zeit dem Vergnügen und dem Verkehr mit der jungen Männerwelt zu widmen. Diese Sachlage besteht nicht nur in den Ver. Staaten, sondern tritt immer mehr auch in den Ländern Europas zutage. Eine Statistik ergibt, daß allein in England seit Kriegsbeginn über 100,000 Dienstmädchen ihre Stellungen aufgegeben haben, und seitdem in Fabriken tätig sind. Sie arbeiten unter Gewerkschaftsregeln nur acht Stunden täglich, verrichten nicht übermäßig anstrengende Arbeit und erhalten Wochenlöhne, die meistens ihren früheren Monatslohn übertreffen. Nur wenige dieser Arbeiterinnen werden nach Friedensschluß wieder zu häuslicher Tätigkeit zurückkehren. Die Mehrzahl wird sich bemühen, Beschäftigung in den von Fabriken für Kriegszwecke in Fabriken für friedlicheren Bedarf umgewandelten Betrieben zu finden. Eine Dame veranstaltete kürzlich eine diesbezügliche Umfrage, und die eingelaufenen 561 Antworten ähneln sich im Großen u. Ganzen. Von ihnen seien besonders erwähnt: „Unterdrückung aller Selbständigkeit", Mangel an gesellschaftlichem Verkehr", „Schlafstube unterm Dach", „Verlust an Ansehen", „er sagte, er würde eine Verkäuferin seiner Schwester vorstellen, aber nicht ein Dienstmädchen", „keine bestimmte Arbeitszeit", „keine Aussichten auf Verbesserung oder Herrenbekanntschaft".

Die sich hieraus ergebenden Lehren sind leicht verständlich. Es mag sein, daß die Dienstmädchen der Zukunft sich ebenso wie industrielle Arbeiterinnen zu bestimmter Stunde zur Arbeit einstellen und nach achtstündiger Tätigkeit heimkehren werden. Es mag aber auch sein, daß die Zeitverhältnisse zum gänzlichen Verschwinden des Dienstmädchens beitragen. Viele der „Reichen" die früher „ein großes Haus machten", sind durch die durch Steuern, Profitabgaben, Einkommensteuer usw. herbeigeführte Verringerung ihrer Einkünfte zur Aufgabe kostspieliger „Etablissements" genötigt worden. Die sogenannte Mittelklasse verliert beständig an Bedeutung, und die „niederen" Klassen, die langsam ihren Platz einnehmen, haben Dienstboten nicht gehalten. Das Dienstmädchen, wie wir sie im Elternheim kannten, dürfte bald der Vergangenheit angehören.

Ueber blinde und armlose Künstler plaudert Dr. H. Holland in der allgemeinen Kunstzeitschrift „Die christliche Kunst". Seit dem ewig jungen „alten Vater Homer" erhoben blinde Sänger ihre Stimme zur Begeisterung, Ruhm, Nutz und Wohl ihrer Zeitgenossen. Wer hätte nie von Firdusi und dem greisen Dichter Aascha gehört? Berühmt sind die blinden Musiker Landine und Konrad Paumann. In der bildenden Kunst betätigte sich Bildhauer Jos. Bartel Kleinhaus, der nicht nur einzelne Statuetten und Figuren fertigte, sondern auch Gruppen wie eine Pieta, Christus mit den Aposteln, eine Krönung Mariens, ja selbst Porträtbüsten des Kaisers Franz, Andreas Hofers und der Maria Mörl. Die Zahl seiner Arbeiten umfaßt an 400 Nummern.

Der ohne Hände und Füße geborene Matthias Buchinger zeichnete und schrieb mit der Feder im Munde. Die Malerin Sarah Biffin (1784—1850) führte Feder, Stift und Pinsel mit dem Munde. Ein anderer armloser Maler hieß Cesar Ducornet (1856). Berühmtheit erlangte sein Fachgenosse, der Vläme Charles Velu (1830—1900). Der Landschaftsmalerei widmete sich mit bestem Erfolg Bertram Hiles aus Bristol, der durch einen Unfall im Alter von 8 Jahren beide Hände verloren hatte und den Pinsel mit den Füßen führte. Noch wäre die Schweizer Malerin Aimee Rapin zu nennen. Man sieht aus diesen Proben, was fester Wille vermag.

Diese Beispiele mögen zur Ermunterung für manchen Krieger dienen, der durch die Schwere des Kriegsunglückes infolge Verstümmelung hart in seiner Existenz gefährdet wurde.

Heute mir, morgen dir.

Staunen manche Tat schon rief
Oft hervor mit ihrem Schein;
Und dabei war das Motiv
Manchmal recht verzweifelt klein.

Sieben Mitglieder des New Yorker Molkerei-Besitzer-Verbandes sind der „Verschwörung zur Erhöhung des Milchpreises" angeklagt. Schade um jede Verurteilung, die daneben geht!

Ein Kinderwagenfabrikant ist von der Militärdienstpflicht befreit worden, „weil sein Geschäft unentbehrlich ist." Aehem! Und wie geht denn das Geschäft?

Zwölf Jahre hat die New Yorker Polizei zwei Justizflüchtlinge gesucht. Daran ist nichts Merkwürdiges, denn das hat sie schon häufiger getan. Merkwürdig ist nur, daß sie die beiden schließlich gefunden hat.

Amerikanisches Schweinefleisch kostet 27 Cents das Pfund in London. Die Entfernung von Chicago, dem Fleisch-Zentralmarkt, nach London beträgt 4108 Meilen. Schweinefleisch kostet in Chicago von 32 bis 35 Cents. Die Entfernung nach den lokalen Verkaufsständen beträgt nur ein Paar Meilen. Die Schweine-Association des Fleischtrusts macht ihre Geschäfte mit England natürlich nicht zum Vergnügen, sondern holt noch einen guten Profit dabei heraus. Wie kommt es nun, daß wir hier das Fleisch teurer bezahlen müssen, als in London?!

Die sogenannten „Predigten", welche manche unserer englischen „Reverends" jetzt halten, sind ganz dazu angetan, den Hörern den Sonntag gründlich zu verderben.

In Newark, N. J., ist eine Frau, welche auf die Versicherungssumme für ihren Gatten, den sie höchstpersönlich erschossen, geklagt hatte, im Kreisgericht abgewiesen worden. Männer verstehen aben Frauen nicht und werden sie nie verstehen.

Ein findiger Kaufmann auf der New Yorker Ostseite „verschenkte" Zucker als Zugabe zu Gebetbüchern. Jetzt hat die Behörde ihn am Kanthaken wegen Uebertretung der Nahrungsmittelgesetze! Sein Verteidiger soll erklärt haben, daß es sich hier um einen Angriff auf die Religion handelt.

In den letzten fünf Jahren sind die Löhne der „United Mine Workers" um 30 bis 104 Prozent gestiegen. Die hohen Kohlenpreise werden selbst hierdurch aber nur zum geringsten Teil erklärt.

Der Staat Nord-Dakota hat die Einstellung des deutschen Unterrichts in allen öffentlichen Schulen angeordnet. Da muß man doch die Behörden, die diesen Befehl veranlaßt haben, fragen, warum überhaupt der Unterricht im Deutschen eingeführt worden ist. Wir können mit Bestimmtheit behaupten, und die Betreffenden werden es gern zugeben, daß das nicht aus Liebe für den deutschen Kaiser oder die deutsche Nation geschehen ist, sondern weil man diesen Unterricht für notwendig und nützlich erachtete. Jetzt sollten die Behörden erklären, was den Unterricht unnötig und schädlich gemacht hat. Der Krieg hat doch an dem Wesen und Werte der deutschen Sprache nichts geändert. Das Verhalten der Nord-Dakotaer Behörden ist um so unverständlicher, als das Ver. Staaten-Erziehungs-Büro, dem es doch sicherlich nicht an patriotischem Empfinden fehlt, erklärt hat, daß das Studium der deutschen Sprache zu keiner Zeit notwendiger gewesen ist als gerade jetzt.

„Zurück zur Natur!" ruft eine New Yorker Zeitung aus, und befürwortet, daß die Gothamiten behufs Ersparung von Kohle wie ihre Altvorderen fortan mit den Hühnern schlafen gehen. Schöner Gedanke. Aber die Eier werden deshalb doch nicht billiger.

Je mehr untersucht wird, desto mehr entdecken wir, was wir schon längst wissen: daß es hätte anders kommen sollen.

Einem Arbeiterführer zufolge benötigt eine aus fünf Köpfen bestehende Arbeiterfamilie zum mindesten $4.50 pro Tag zum Lebensunterhalt. Was sie braucht und was sie erhält, sind aber zwei ganz verschiedene Dinge.

Unser Briefkasten.

Lottchen. Aber mein Gottchen, Lottchen, was hat Sie auf den Gedanken gebracht. Gewiß sind wir damit einverstanden, daß die Frauen Socken, Pulswärmer und andere nützliche Sachen für unsere Soldaten stricken. Das ist entschieden nützlicher für die Allgemeinheit und für uns besonders, als wenn sie Phrographie, Porzellanmalerei oder Crayonzeichnen betreiben. Neulich hat unsere allerwerteste Gattin unseren Namen auf das Rohr unserer Sonntagspfeife gebrannt, und seitdem ist sie beständig verstopft, (die Pfeife).

Ein Agent weilt im Lande, der mehrere tausend Paar Schuhe für russische Ballets kaufen will. Ist dies das dringendste Bedürfnis, an dem Rußland leidet?

In Kalifornien wird am nächsten November-Wahltage ebenfalls über eine Prohibitions-Vorlage abgestimmt, die soeben die benötigte Unterschriftenzahl fand. Aber nicht um völlige Prohibition aller alkoholischen Getränke handelt es sich dort; vielmehr sollen nur alle Gastwirtschaften verboten, sowie der Verkauf von Whiskey, Brandy und anderen stark alkoholischen Getränken untersagt werden. Dagegen sollen Bier und Weine, die weniger als 17 Prozent Alkohol enthalten, in Restaurants und Klubs mit Mahlzeiten in der Zeit zwischen 12 Uhr Mittags und 12 Uhr Nachts verkauft werden dürfen. 75,000 Unterschriften waren erforderlich — in weniger als sechs Tagen waren die Petitionsbogen mit 125,000 Unterschriften bedeckt.

Wenn die Lüge das Antlitz dessen, der sie ersann, schwarz färbte, würde die Welt voll Mohren sein.

Kaum ist verscheucht ein kleines Weh,
Naht oft ein großes zum Ersatze: —
Vertriebst du sie nicht von der Glatze,
Die Mücke läg' jetzt nicht im Tee!

— Druckfehler. — Die Saison hat begonnen. Die Kurpromenade ist jeden Morgen schon ziemlich be le i bt.

Erinnerungen eines Zeitungsschreibers.

Von Wilhelm Rieß.

XIII.

XIV.

Die Lammesgeduld des St. Louiser Publikums übertraf die des biblischen Hiob noch um einige Grade. Da ich aber auch in anderen Städten Gelegenheit hatte, den Langmut zu bewundern, mit dem sich der amerikanische Steuerzahler ausplündern läßt, so scheint diese Gleichgiltigkeit gegen die offenkundigsten Grabschereien eine Nationaleigenschaft zu sein.

Wenn dem Bürger eine erhöhte Steuerrate abverlangt wird, so werden von allen Seiten leidenschaftliche Proteste gehört. Nachdem er durch mehr oder weniger logische Erläuterungen sich über die hohe Steuer beruhigt und sie, wenn auch murrend, bezahlt hat, kümmert er sich herzlich wenig darum, wie sein einbezahltes Geld verwendet wird. So lange das Geld in seiner Tasche war, kontrollirte er höchst gewissenhaft die Verausgabung desselben; ist es aber einmal in die städtische Kasse gelangt, so verliert er jedes Interesse daran.

Jedoch war schließlich, obwohl die meisten Lieferanten mit der Stadthallen-Clique unter einer Decke steckten, die Summe, welche auf diese Weise in die Taschen der Cliquen ihren Weg fand, gering im Vergleich zu den Unsummen, für welche Freibriefe aller Art zum Schaden der allgemeinen Bürgerschaft an auswärtige Korporationen verschachert wurden.

Da fügte es sich eines Tages, daß bei den städtischen Wahlen, die in St. Louis gewöhnlich eine überwältigende republikanische Mehrheit zeitigten, zur größten Ueberraschung Aller, infolge eines Gedankenwechsels im Bürgertum, alle demokratischen Kandidaten für städtische Aemter erwählt wurden.

Die Ueberraschung war groß, als das Ergebniß der Wahl bekannt wurde; die neuerwählten demokratischen Beamten selbst waren am meisten erstaunt.

Ed. Butler, der politische Boß, welcher mit Hilfe von Harry Hawes, dem Polizeikommissär, die „Slate" gemacht hatte, war nicht ganz so erfreut über den Erfolg seiner Partei, als man erwarten konnte.

Da die demokratische Partei gewohnheitsgemäß in den Stadtwahlen eine Niederlage erwartete, so war es den Bossen schwer geworden, gerade die Leute, die ihnen als gefügsame Werkzeuge wünschenswert waren, zu bewegen, angesichts einer sicher erwarteten neuen Niederlage zu kandidiren.

Harry Hawes, selbst ein Anwalt, hatte es besonders schwierig gefunden, einen Kandidaten für das Amt des Prosecutor zu finden, der ihm willfährig sein würde. Er beriet den Umstand mit Ed. Butler. „Narrheit", meinte dieser, „erwählt wird ja doch keiner von unserer Partei. Nehmen wir also den ersten Besten."

„Da ist ein junger Anwalt aus Tennessee, der sich hier niedergelassen hat, ein junger Mensch, der sich freuen wird, seinen Namen auf unserem Ticket gedruckt zu sehen. Joe Folk ist sein Name; wollen ihn 'mal gleich herrufen."

„Wenn er uns nur keine Dummheiten macht", sagte Hawes zweifelnd.

„Narrheit!" sagte wieder der große Boß, „erwählt wird er ja doch nicht, und er kann die Reklame sehr gut brauchen."

Eine Telephonbotschaft brachte den Besprochenen bald zur Stelle. Der Notbehelfer war ein noch junger Mann von untersetzter Figur mit einem harmlosen, ja man möchte sagen kindisch freundlichen, rundlichen Gesicht.

Butler empfing den jungen Tennesseer Anwalt mit pomphafter Gönnermiene.

„Joe", sagte er mit familiärer Direktheit, den ihm nur von Angesicht Bekannten anredend, „wir haben beschlossen, Ihnen zu einer Karriere zu verhelfen. Obwohl Sie eigentlich noch recht jung sind, haben wir doch ausreichendes Vertrauen zu Ihrer Tüchtigkeit, um Ihnen die Stelle als Prosecutor auf dem demokratischen Ticket anzubieten. Nehmen Sie an? Wollen Sie uns die Versicherung geben, daß Sie das Amt auch der Partei würdig ausfüllen werden?"

Der junge Anwalt war ersichtlich überrascht, aber er brauchte Klienten, und wenn es auch schließlich eine aussichtslose Hoffnung war, so war doch die Reklame für ihn nicht zu verachten. Sein Entschluß war deshalb bald gefaßt.

„Ich nehme an", sagte er, „und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, wenn erwählt, das in mich gesetzte Vertrauen in vollem Maße rechtfertigen werde. Ich werde strenge die Durchführung der Gesetze —"

„Schon gut", unterbrach ihn Butler, „wir sind von Ihrem guten Willen überzeugt, treten Sie nur kräftig in die Kampagne ein."

So wurde Josef Folk, der bislang in St. Louis wenig bekannte junge Anwalt von Tennessee, Kandidat und rutschte mit der demokratischen Lawine, die über St. Louis herniederging, in das Amt des Prosecutors.

Butler aber hatte sich durch den neuen Prosecutor nicht nur selbst eine Laus in den Pelz gesetzt, sondern dem gesammten Grabschwesen der Beamten-Cliquen von St. Louis, zeitweilig wenigstens, den Gnadenstoß gegeben.

Josef Folk war von allen Seiten unterschätzt worden.

Während wohl alle, die vor seiner Erwählung mit ihm in Berührung gekommen, ihn als strebsamen jungen Anwalt kannten, ihm aber keine größere Begabung zusprachen, hatte Folk im Stillen das Treiben der verschiedenen Cliquen scharf beobachtet, seine Schlüsse mit schärfster Logik gezogen und sich über die Lässigkeit, mit welcher die Bürger sich bestehlen ließen, gewundert.

Er war kaum einige Monate im Amt gewesen, da schlug das von ihm für die Budler heraufbeschworene Unwetter ein.

Seine unermüdliche Findigkeit war einem Fond auf die Spur gekommen, einem Fond von mehr als einer Viertelmillion, der von Promotern zur Bestechung der Stadtväter in dem Privat-Tresor einer Bank deponirt war.

Das Geld sollte gebraucht werden, um Stimmen der Stadtväter für einen Freibrief zu erkaufen, der die Straßen der Stadt einer Straßenbahnkorporation auf Gnade und Ungnade auslieferte.

Die Schlüssel zu dem Tresor waren in Händen der Vertreter der Korporation einerseits, und in Händen von führenden Budlern in der Stadthalle andererseits.

Der Freibrief war für die Korporation so wertvoll, daß für einzelne Stimmen viertausend Dollars, ja für die noch nötigen letzten Stimmen je vierzigtausend Dollars bezahlt wurden.

Joe Folk ließ in aller Stille den Tresor öffnen und beschlagnahmte das Geld von Gerichtswegen.

Dann erst ließ er die Bombe mit einer Plötzlichkeit platzen, daß die Bewohner der Stadt wie ein aufgestörter Ameisenhaufen durch- und zueinander liefen, um die große Neuigkeit zu besprechen und den weißen Raben zu bewundern, der wirklich amtstreu war.

Viele Stadträte, die noch nicht verhaftet waren, wurden, von ihrem bösen Gewissen getrieben, flüchtig; andere wiederum boten, um ihre eigene Haut zu retten, ihre Dienste als Staatszeugen an.

Die Parteipresse, d. h. zuerst die republikanische, griff den furchtlosen kleinen Anwalt aufs Giftigste an, weil, da der Stadtrat zumeist republikanisch war, die meisten der Verhafteten diesem politischen Glaubensbekenntnisse angehörten.

Ein Teil der demokratischen Presse gab ihrer Freude über den tüchtigen Beamten Ausdruck. Ed. Butler gratulirte dem Manne, der die republikanischen Budler und Verbrecher ans Tageslicht gezerrt hatte; aber die Freude war von kurzer Dauer.

Folk ruhte nicht. Schon am nächsten Tage, als noch seine Parteipresse Jubelhymnen auf ihn sang, folgten Verhaftungen bekannter Demokraten. Alles, was am Grabschen beteiligt gewesen, zitterte. Niemand wußte, wo Folks Blitz zunächst einschlagen würde.

Eine gewähltere Gesellschaft von Gaunern hatte wohl nie ein Polizeigewahrsam beherbergt als das in den alten Four Courts von St. Louis.

Millionäre, die Bestechungsgelder gegeben, darunter der unermeßlich reiche Brauer Ellis Wainwright, flohen bei Nacht und Nebel aus der Stadt, in welcher die drohende Nemesis in der harmlosen Gestalt des Prosecutors ihre Ruhe bedrohte.

Ohne sich durch Reichtum oder Einfluß beeinflussen zu lassen, schritt Folk auf dem einmal betretenen Wege weiter.

Die Vorwürfe der Parteilichkeit mußten schließlich schweigen. Auch die Drohungen, die von den Anhängern der Betroffenen gegen das Leben Folks ausgestoßen worden waren, hörten auf. Der kleine Tennesseer verlachte die letzteren, und unwillig wies er die wohlgemeinten Anerbietungen des Chefs der Geheimpolizei Desmond ab, besondere Beamte zu seinem Schutz abzukommandiren.

Seine Furchtlosigkeit war auch sein bester Schutz; die gefährlichsten Rauhbeine, deren Gönner er in Haft gebracht hatte, betrachteten den kleinen Mann mit nahezu abergläubischer Furcht.

Als aber Joe Folk den Mann, der ihn auf das Ticket gestellt und ihn mit Gönnermiene ersucht hatte, seine Pflicht, wenn erwählt, zu tun, den mächtigen Boß der Partei, Ed. Butler, zur Strecke brachte, da zweifelte wohl kein Bewohner mehr an der Ehrlichkeit Joes. Die erworbene Volksgunst führte ihn bei der nächsten Wahl in den Gouverneursstuhl des großen Staates Missouri.

Oel! Oel! Oel!

Eine gute Kapitalanlage!

10 Cents per Aktie

in der Home Petroleum Corporation. Die Beamten dieser Gesellschaft zählen zu den bekanntesten Deutschamerikanern des Westens.

Nähere Auskunft wird gerne erteilt von der

Home Investment Co.
1328 Lawrence Str.
DENVER, Colo.

fafonmi

Deutsches Gold.

Bayerische Flüsse führten das Edelmetall.

Hat die Goldförderung aus deutscher Erde auch niemals den Weltmarkt beeinflußt, so war sie doch lange Zeit von mehr als lokaler Bedeutung. Die bedeutendsten Goldwäschereien und Goldbergwerke bestanden sich in Bayern; über sie bringt ein auf reiches urkundliches Material gestützter Essai des neuesten Heftes der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" manche schätzenswerte Notiz. Es war doch nicht ohne politische Nachwirkung, daß die süddeutsche Hohenzollernlinie, in deren Besitz sich die „Gold- und Fürstenzeche" Goldkronach seit 1220 befand, aus diesen Bergwerken um 1540 wöchentlich 1500 Gulden Ausbeute gezahlt erhielt und außerdem alle sieben Tage einen „Blick" gediegenen Goldes „in der Größe eines damaligen Laibleins Brot, wie es noch zum Wahrzeichen ein Löwe unter der Kanzel der Goldkronacher Pfarrkirche im Rachen hält," geliefert bekam. Die ergiebigsten Goldwäschereien befanden sich an der Isar, wo die ältesten Nachrichten aus der Zeit Ludwigs des Reichen stammen, der 1477 eine eigene Gesellschaft für die Strecke von Moosberg bis Plattling konzessionierte. Trotzdem der dreißigjährige Krieg auch hier seine Spuren hinterließ, konnten bereits 1671 wieder 92 Stück Dukaten aus Isargold gefertigt werden, wofür der Betrag von 232 Gulden bezahlt wurde. Auch im neunzehnten Jahrhundert wurde an der Isar noch Gold gewaschen, doch brachten zum Beispiel die günstigen Jahre 1847 bis 1853 zusammen nur 1953 Mark Ausbeute. Als goldführende Flüsse bekannt waren sonst noch der Inn, der weiße Main, Regen, die Asch und Murach, der Jossenbach im Fichtelgebirge und andere mehr. Der Bergwerksbetrieb wurde allmählich aufgegeben, weil der Ertrag immer geringer und die Betriebskosten immer höher wurden; den Goldwäschereien gaben außerdem noch die zahlreichen Flußkorrektionen in neuerer Zeit den Todesstoß. Heute spielt die Goldgewinnung nirgends mehr in Deutschland eine Rolle.

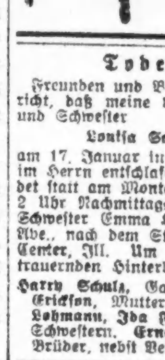
Sinnspruch.

Wenn Du 'nen Untergeb'nen hast,
Sei mit dem Lob nicht faul:
Ein Pferd, das stets geschlagen wird,
Wird furchtbar schnell ein Gaul.

— Entweder — oder. — Hauswirt: Ja, und was ich Ihnen noch sagen wollte, ehe Sie einziehen: Ich bin sehr pünktlich und halte streng darauf, daß die Miete am 1. bezahlt wird. — Mieter: Genau so denk ich auch: Entweder pünktlich am 1. oder gar nicht.

— Ein Pechvogel. — Vorsitzender: Angeklagter, sind Sie verheiratet? — Angeklagter: I hätt' scho' g'mocht, aber vor lauter Einsperr'n bin i net dazu komma!

— „Denken Sie sich, als ich gestern das neue Schauspiel gesehen hatte, hatte ich in der Nacht darauf einen entsetzlichen Traum!" — „So? Was träumte Ihnen denn?" — „Mir träumte, ich müßte das Stück noch einmal ansehen!"



DETMER
Pianos und Detmer Phones
with the Golden Tones

Liberale Bedingungen.
10 S. Wabash Ave.
Fabrik: 1500 North Western Ave.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine vielgeliebte Gattin, Tochter und Schwester

Louisa Schulz, geb. Thuerk,

am 17. Januar in South Haven, Mich., sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 21. Jan. 1918, um 2 Uhr Nachmittags von der Wohnung ihrer Schwester Emma Herrmann, 2848 Greenview Ave., nach dem St. Pauls Friedhof in Niles Center, Ill. Um stille Teilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Harry Schulz, Gatte. **Allen**, Sohn. **Frieda Erickson**, Mutter. **Minnie Meyer, Annie Lohmann, Ida Feit und Emma Herrmann**, Schwestern. **Ernest P. und William Thuerck**, Brüder, nebst Verwandten.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Mutter, Schwester und Schwiegermutter

Maria Bellmann, geb. Dix,

am Samstag, den 19. Jan., im Alter von 47 Jahren im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 22. Jan., um 9 Vorm., vom Trauerhause, 920 Willow Str., nach St. Theresia Kirche, von da nach St. Bonifazius Gottesacker. Um stille Teilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Eduard und Marie, Kinder. **Maria Bellmann**, Schwiegertochter. **Kathrine Bauer**, Schwester, nebst Verwandten.

Mitglied des L. C. B. A. Br. No. 684.

fonmo

Todesanzeige.

Unseren Freunden und Bekannten teilen wir tiefbetrübt mit, daß unsere liebe Gattin und Mutter

Bertha Benz

am Donnerstag, den 17. Januar, im Alter von 70 Jahren gestorben ist. Die Beerdigung findet am Montag, den 21. Januar statt, um 9:30 Vorm., vom Trauerhause, 6830 N. Hermitage Ave., nach der St. Heinrichs-Kirche zum Requiem Hochamt, von dort per Autos nach dem St. Bonifazius-Friedhof. Um stilles Beileid bitten:

August Benz, Gatte. **Frau Josef Gober, Theodore Benz, John E. Benz, Paul Benz**, Kinder, nebst Angehörigen.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser lieber Sohn und Bruder

Walter Martin Zoeller

am Donnerstag, den 17. Jan. 1918, im 22. Lebensjahre gestorben ist. Trauerfeier am Montag, den 21. Jan., Nachm. 1 Uhr, im Elternhause, 3307 Fulton Str. Beisetzung in Waldheim. Beerdigung privat. Die trauernden Hinterbliebenen:

William und Emilie Zoeller, Eltern. **William A., Edward H., Fred J. u. Agnes S. Zoeller**, Geschwister.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein geliebter Gatte

Paul A. Beck

gestorben ist. Beerdigung am Montag, den 21. Januar, um 9:30 Vorm., vom Trauerhause, 4784 N. Hermitage Ave., nach Our Lady of Lourdes Kirche. Um stille Teilnahme bittet die trauernde Gattin:

fason **Anna J. Beck, geb. Riebel.**

Henry Schoellkopf Sons
— Importeure —
309 und 311 W. Randolph Str.
nahe Franklin Str.

Braunschweiger Honig-Lebkuchen,
Pflastersteine,
Pfeffernüsse,
Springerle,
Marzipan,
Geräucherte Gänsebrüste,
Gänseleberwurst,
Thüringer Blutwurst,
Cervelatwurst,
Geräucherte Bücklinge.
Holländische Milchner Häringe,
Geräucherter Lachs (in Scheiben),
Brabanter Salz-Sardellen,
Appetit Sild,
Marinirte Bismarck Häringe,
Russischer Kaviar,
Roquefort Käse,
Camembert Käse,
Limburger Käse,
Waldmeister,
Zwetschenmus,
Preißelbeeren.

da30bidoson*

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein geliebter Gatte und Vater

John Blochinger

am 17. Januar, um 10:45 Uhr Abends, selig im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 22. Januar, um 9 Uhr Vormittags, vom Trauerhause, 11453 South Park Ave., nach der Holy Rosary Kirche an 113. und South Park Ave., von da nach dem Mount Olivet Gottesacker. Um stille Teilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Emilia Blochinger, Gattin. **Herman Blochinger**, Sohn.

fonmo

Todesanzeige.

Columbus Loge Nr. 48, D. O. H.

Den Beamten und Mitgliedern die traurige Nachricht, daß Bruder

August W. Miller

gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 21. Jan. 1918, Nachm. 2 Uhr, vom Trauerhause, 3317 Beach Ave., nach dem Arlington-Friedhof. — Die Beamten versammeln sich punkt 1 Uhr in der Logenhalle, um dem verstorbenen Bruder die letzte Ehre zu erweisen.

A. F. von Blacheck, Präsident.
Erich Neese, Sekretär.

Zur Erinnerung

In wehmütiger Erinnerung gedenken wir heute unseres geliebten Gatten und Vaters

Henry Maike,

welcher heute vor zwei Jahren so plötzlich aus unserer Mitte ging.

Zu plötzlich war für uns dein Scheiden,
Zu bitter dein so schneller Tod,
Doch du bist jetzt befreit von deinen Leiden
Und auch von jeder Angst und Not.
Drum ruhe sanft, ob wir auch weinen
Und Wehmut unser Herz erfüllt,
Einst aber wird uns Gott vereinen,
Der alle Thränen wieder stillt.
Schlaf wohl in deinem kühlen Grabe,
Schlaf wohl und ruhe sanft.

Western Casket & Undertaking Co.,
Michigan Ave. u. Randolph Str. Central 303.

Zweiggeschäfte in der ganzen Stadt.
Wir besorgen die Beerdigung in jedem Detail.

D. S. Sattler, Präs.

Bush Temple Theater

Tel. Superior 4819.

Heute, Sonntag, den 20. Jan., Matinee 2:45, und Abends 8:15:

Zwei Abschiedsvorstellungen.

Das Dreimäderlhaus.

Montag, den 21. Januar, geschlossen.

Dienstag, den 22. Januar:

Die rätselhafte Frau.

Mittwoch, den 23. Januar:

DER STROM.

Sonntags-Konzerte

der

Chicago Turngemeinde

MARTIN BALLMANN, Direktor
Ballmann's Orchester.

Solisten für heute:
Freya Maria Mack, Sopran;
Konzertmeister:
Arthur Panasek und Louis Latinsky.
Albert Short, Kornet.
Internationales Programm populären Charakters.
(Siehe Programm in dieser Zeitung.)

Holy Name Cathedral

N. State und Superior Str.

Cars: N. State, Clark, Wells Str. und Chicago Ave.

Messen um 6, 7, 8, 9, 10, und feierliche Hochmesse um 11 Uhr.

Vespers: 7:30. Kompositionen von Palestrina und alten Meistern, unter der Musik-Direktion von Hans Merz.

Am Samstag, den 2. Februar, veranstaltet der Oesterreich. Kranken-Unterstützungsverein

„ALMRAUSCH"

einen

Fastnachts-Ball

in der De Haan's Halle, 9442 Cottage Grove Ave., Burnside. — Für gute Musik, Küche und Getränke ist bestens gesorgt. — Anfang 7 Uhr. Tickets 25c; Damen frei.

Freie religiöse Vorträge

der

Internationalen Vereinigung Ernster Bibelforscher

finden jeden Sonntag Nachmittags 3 Uhr und Abends 7:45 in der Albany Hall, Ecke Albany Ave. und Armitage Avenue, in deutscher Sprache statt.

Thema für Sonntag, 20. Jan.:

Welches sind die 3 Welten, wovon die Bibel spricht?

Jedermann ist herzlich willkommen. Eintritt frei. Keine Kollekte wird erhoben.

Probe-Stunde frei!

Persönlicher Expert-Unterricht in Designing, Pattern Drafting, Fitting und Making von Kleidern neuester Mode. — Tag od. Abends. — Mäßige Preise.

Master Designing School
118 N. La Salle Str., 4. Floor.

WILLIAM B. LUCKE
Plumbing, Gas Fitting und Sewerage
3838 North Hoyne Ave.

Reparaturen werden schnell, zuverlässig und billig ausgeführt. — Telephon Graceland 7377.

Sparsamkeit im Haushalt.

Unendlich viele Hausfrauen sind durch die Kriegszeit vor eine nicht ganz leichte Aufgabe gestellt, nämlich der Losung des Tages gerecht zu werden, der notwendigen Einschränkubng, der größtmöglichsten Sparsamkeit in der Lebensführung.

Dieser Begriff ist ja für die verschiedenen Lebenslagen und Menschenklassen ein unbendlich verschiedener, und bei einer Lebensweise, bei der sich der Eine bereits allerlei schmerzliche Entbehrungen auferlegt zu haben glaubt, würden sich vielleicht hundert andere durchaus befriedigt fühlen.

Das schwierigste Rechenexempel gilt es dort zu lösen, wo bereits denkbar größte Einfachheit und Sparsamkeit bestanden hätte, und wo dennoch die gebieterische Notwendigkeit verlangt, die Bedürfnisse des täglichen Lebens noch mehr hinunterzuschrauben. In erster Linie können die einzelnen Familienmitglieder der Hausfrau ihr schwieriges Amt dadurch erleichtern, daß sie sich aus freien Stücken der Genügsamkeit befleißigen.

Es wird sogar manchem äußerst dienlich sein, wenn er durch die Macht der Verhältnisse genötigt wird, sich der Mäßigkeit im Essen und Trinken zu befleißigen. Denn es ist ja erwiesen, daß die meisten Menschen viel mehr Nahrung in sich aufnehmen, als der Körper zur Ernährung und Erhaltung der Körperkräfte bedarf.

Wenn Gemüse, Salaten und Obst, sowie den eiweißhaltigen Hülsenfrüchten der Ehrenplatz auf dem täglichen Tisch eingeräumt, dem Fleisch jedoch mehr eine Nebenrolle zuerteilt wird, so nähern wir uns weit mehr der richtigen Zusammenstellung der Speisen, als wenn das Fleisch im Vordergrunde steht.

Mancher wird hierbei zu seinem Erstaunen bemerken, daß die wohl gar angefeindete, aber nunmehr zwangsweise in Aufnahme gekommene Bevorzugung einer mehr vegetarischen Lebensweise allerlei Uebeln denGaraus macht. Mancher Leidende wird dahinter kommen, daß die Ursache seiner Beschwerden in verkehrter Zusammensetzung des täglichen Speisezettels gelegen hatte.

Schon des Morgens kann die heilsame Kur beginnen, dem Geldbeutel zu Liebe, doch der Gesundheit nicht weniger zu Nutze.

Statt Fleisch gebe man größere Portionen Oatmeal, Reis oder andere Zerealien; statt Kaffee Kakao, und wenn dann noch eine kleine Eierspeise außer der üblichen Frucht hinzugefügt wird, so ist das vollauf genügend.

In einigen Tagen wird man nicht Ungewohntes mehr darin erblicken und das Praktische dem weniger Dienlichen mit Freuden vorziehen. Auf dem Abendbrotstisch haben sich durch die Macht der Gewohnheit auch allerlei für unentbehrlich gehaltene und doch nicht unbedingt notwendige Leckerbissen und Lieblingsgerichte eingenistet. Mit gutem Gewissen und ohne befürchten zu müssen, an unserer Ernährung Schaden zu leiden, können wir die verschiedenen Zwischengerichte verbannen und statt dessen ein ausgiebiges Gericht bit Fleisch und Gemüse servieren.

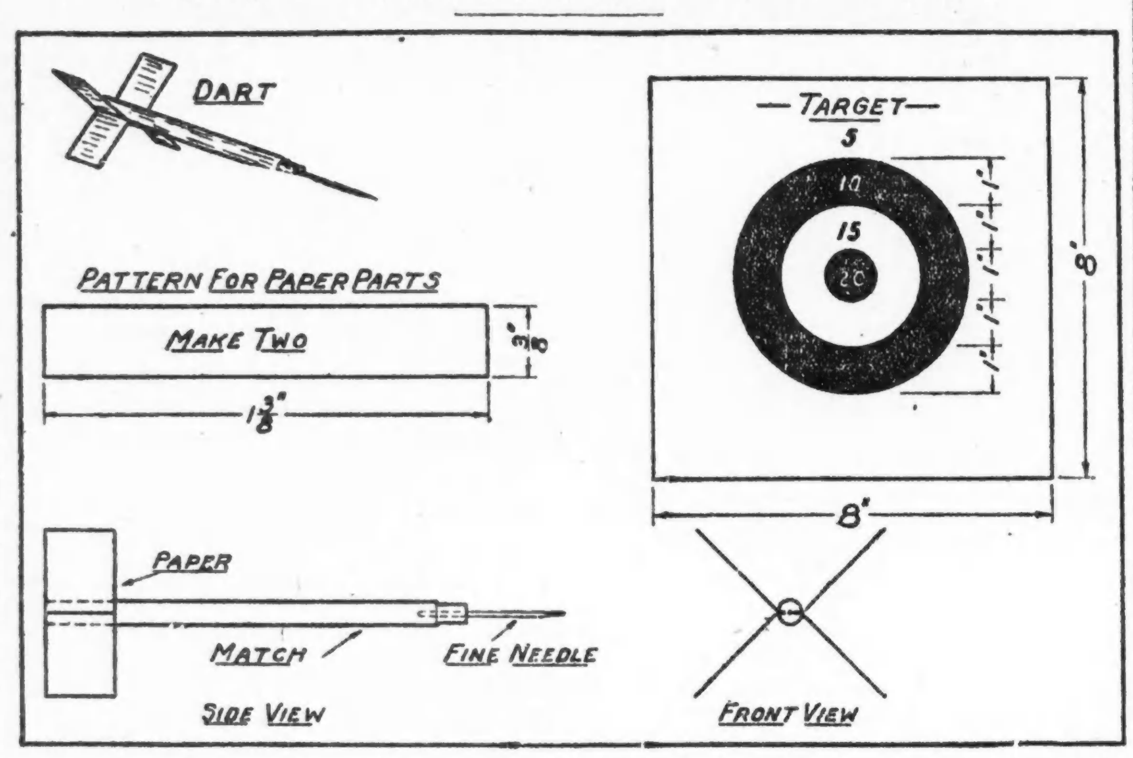
Mit Genugtuung wird mancher bemerken, daß bei dieser leichtverdaulichen Abendkost der Magen weit weniger belastet ist vor dem Schlafengehen, als bei der althergebrachten Zusammensetzung des Nachtmahls, und daß, abgesehen von der größeren Wohlfeilheit dieses Speisezettels, ein ruhiger Schlaf und am anderen Morgen ein freier Kopf, ein Gefühl der Frische der Lohn dafür ist, daß man seiner Geschmacksrichtung eine kleine Abänderung auferlegte.

Immerhin gibt es manche, denen Entsagungen auf dem Gebiete des Gaumens bitter schwer fallen, wodurch der Hausfrau ihr ohnehin nicht leichtes Amt erschwert wird bei Aufstellung des täglichen Küchenzettels.

Aber wie klein und nichtig erscheinen diese Entbehrungen im Hinblick auf jene unsagbar großen Opfer, die unsere Jungen im Felde bringen müssen!

Für die arbeitslustige Jugend.

Von Frank J. Solar. (Lehrer des Handfertigkeitsunterrichts, Detroit, Michigan.)



Ein interessantes Spiel

Zunächst fertige man die Scheibe an. Dazu nimmt man ein Stück starkes Papier, acht Zoll im Quadrat und markiert zunächst den Mittelpunkt durch Ziehen von Diagonalen. Alsdann beschreibt man um den Mittelpunkt mit dem Zirkel einen Kreis von ½ Zoll Radius, darauf einen anderen Kreis von 1½ Zoll Radius und schließlich einen solchen von 2½ Zoll Radius, malt das Wort Scheibe über die Kreise, setzt die Nummern ein und schwärzt die Kreise 10 und 20.

Zur Herstellung des Wurfpfeils braucht man zwei Stücke Papier, eine sehr feine Nadel und ein Streichholz. Dickes Leinenschreibpapier wird in ⅜ Zoll breite und 1⅞ Zoll lange Streifen geschnitten, von denen man für jeden Pfeil zwei braucht. Von dem Streichholz schneide man den Kopf ab und spalte dann mit einem sehr scharfen, dünnen Taschenmesser oder einem alten Rasiermesser das andere Ende. Sodann lege man die beiden Papierstreifen auf einander, schiebe sie in die Spalte und biege sie entsprechend der Zeichnung. Die Nähnadel bohrt man zuerst mit der Spitze in das Streichholz, ziehe sie dann wieder heraus und setze sie darauf mit dem Oehr ein, wobei man sehr vorsichtig zu Werke gehen muß, will man nicht das Holz spalten. Um den Pfeil haltbar zu machen, kann man das Holz mit einem Seidenfaden umwickeln. Es sind fünf solcher Pfeile nötig.

Die Scheibe zwecke man an weiches Holz an und hänge das Brett in beliebiger Höhe an die Wand oder einen Zaun. Beim Spiel stellt sich derjenige, der wirft, acht Fuß von der Scheibe auf, nimmt den Pfeil zwischen Daumen und Zeigefinger und schleudert ihn auf die Scheibe. Jeder wirft fünfmal hinter einander. Der Spieler, der zuerst sechzig Punkte macht, gewinnt.

Vorgarten und Hinterhof sollen schön und nützlich sein.

Blattpflanze mit Blattläusen.

Vor allen Dingen stellt man die Pflanze so auf, daß sie nicht zu warm, sondern nur frostfrei, steht. Frische Luft vertreibt die Schmarotzer bald, wenn sie mit anderen Bekämpfungsmitteln Hand in Hand geht. — Gewöhnlich lassen sich Blattläuse schon durch Spritzen mit kaltem Wasser vernichten, besser aber setzt man aber zu ihrer sicheren Vertilgung dem Seifenwasser etwas Petroleum und Seifenpulver zu (auf eine gewöhnliche Gießkanne voll Wasser einen Eßlöffel voll Petroleum und die gleiche Menge Seifenpulver, gut mit dem Wasser verrührt). Ein weiteres Spritzmittel ist eine Lösung von drei Pfund Tabakrippen, die in sieben Quart Wasser gekocht werden. Der Tabak wird einmal aufgekocht und bleibt 24 Stunden stehen, worauf die Flüssigkeit abgegossen wird. Zu der letzteren wird eine Seifenauflösung von drei Pfund Schmierseife, in drei Quart heißem Wasser aufgelöst, gegeben. Sowie die Blattläuse auftreten, spritzt man mit der Lösung zweimal. Nach Bedarf ist dann das Spritzen zu wiederholen. — Weiter kann man zum Spritzen auch eine Lösung von zwei Teilen Tabakextrakt und acht Teilen Bordeauxbrühe benützen. Diese Mischung dient gleichzeitig zur Pilz-Bekämpfung mit. — Auch ein Teil Aloe auf dreißig Teile Wasser gibt eine gute Spritzlösung gegen Blattläuse. — Alle diese Mittel müssen aber in Zwischenräumen wiederholt gebraucht werden, wenn die Pflanzen einigermaßen blattlausfrei bleiben sollen. Ein sehr zu empfehlendes Mittel zur Vernichtung von Blattläusen und ähnlichen Schmarotzern ist auch Quassiaholzbrühe. Es ist nicht einmal nötig, das Quassiaholz abzukochen, man kann es auch einige Tage im kalten Wasser liegen lassen, wo es auslaugt. 3½ Pfund Quassiaspähne genügen für 5 Quart Wasser, worin sie, wenn sofort die Verwendung vorgenommen werden soll, ein bis zwei Stunden gekocht werden. Die Brühe wird dann durch ein feines Sieb gegossen und mit etwa fünf Pfund Schmierseife angerührt, die vorher in Wasser gelöst ist. Die Menge dieser Brühe genügt für 100 Quart Spritzwasser. Zum Spritzen benutzt man eine die Flüssigkeit fein verteilende Spritze. Am besten spritzt man in den Nachmittagsstunden.

Kamelie.

Gefüllt blühende Kamelien lassen sich nicht durch Samen vermehren, sondern müssen durch Stecklinge vermehrt werden. Einfach blühende Sorten können aber durch gefüllt blühende veredelt werden.

Blumentöpfe.

Für die Pflege und das Gedeihen von Zimmerpflanzen sind die Töpfe, in denen sie untergebracht sind, von Wichtigkeit. Denn eigentlich ist es ja eine Unnatur, die Pflanzen auf so engen, begrenzten Raum zu beschränken. Was sie draußen in Hülle und Fülle haben, Raum, Licht und Feuchtigkeit, muß ihnen drinnen nach Kräften ersetzt werden. Die Erfahrungen zeigen, daß Pflanzen in porösen Töpfen am besten aufgehoben sind, weil durch sie die Luft zu den Wurzeln gelangen und die Feuchtigkeit der Erde verdunsten kann. Glasirte Töpfe oder solche aus Glas, Majolika usw. taugen nicht, ebenso sind Tontöpfe mit Oelanstrich zu vermeiden. Schmutzige Töpfe müssen mit Sodawasser gewaschen werden, damit Luft und Feuchtigkeit wieder durchdringen können. Bei der Form der Töpfe ist die gebräuchlichste rund, oben breiter als unten und die Höhe der inneren Weite entsprechend, die beste. Das Abzugsloch im Boden darf nie fehlen, um das abfließende Wasser hindurchzulassen und das Faulen der Wurzeln zu verhüten. Bei großen Töpfen ist es ratsamer, drei Abzugslöcher machen zu lassen und durch Umlegen eines Drahtringes die Haltbarkeit der Töpfe zu vergrößern.

Um den Bohnenkäfer

in den Bohnen zu töten, soll man die Bohnen in einem geschlossenen Raume (Faß, Kiste, Verschlag) mit Schwefelkohlenstoff (Carbonbisulphide) besprengen (1 Unze auf den Bushel), und mit Deckel oder dicker Decke bedeckt an einem warmen Orte (75 bis 90 Grad) 15 Minuten stehen lassen; oder auch Dörren der Bohnen in einer Temperatur von 122 Grad F., zwei Stunden lang, wobei die Keimkraft nicht leidet.

Farnpflege.

Im allgemeinen sind Farne als Zimmerpflanzen nur dem zu empfehlen, der über eine gewisse Erfahrung in der Zimmerpflanzenpflege verfügt. Den Pflanzen sagt die stets mehr oder weniger trockene Zimmerluft in keiner Weise zu, und daher gilt als oberste Regel in der Farnpflege, der fleißige Gebrauch des Zerstäubers, um so den Mangel an Luftfeuchtigkeit des Zimmers zu ersetzen. Bei der Kultur alle Farnpflanzen ist zu beachten, daß sie den Schatten und eine gleichmäßige, nicht zu große Feuchtigkeit lieben. Wer nun aber hiernach die im Zimmer gepflegten Farne weit ab vom Fenster aufstellen wollte, an einem halbdunklen Platz zum Beispiel, der würde die Pflanzen bald vernichten. Farne wollen kein direktes Sonnenlicht, aber helles Licht im Zimmer, nur die Silber- und Goldfarne und diejenigen Arten mit bestäubten Wedeln wollen etwas näher zum Licht gestellt und nicht gespritzt werden. Weiter ist wichtig, daß die Töpfe einen guten Wasserabfluß erhalten, damit das Gießwasser schnell durch den Topfballen laufen kann. Im Untersetzer darf es nicht stehen bleiben, da sonst Wurzelfäule, usw. entsteht.

— Ein Weiberfeind.. — „Warum nennt man den Aufenthalt der ersten Menschen Paradies?" — „Weil nur eine Frau drin war!"

Vom Leben.

Wie an scheinbar glücklichen Stätten
Manchmal Frau Sorge verschleiert wird!
Man umwindet mit Blumen die Ketten,
Daß keiner hören kann, wie es klirrt.

„Mama hat keine Zeit".

Die Kinder bringen Sonne ins Haus, aber sie müssen auch Sonne und Freiheit atmen, wenn sie zu arbeitsfreudigen und mit ihrem Schicksal zufriedenen Menschen heranwachsen sollen. Vor allem sollen sie stets von der wohltuenden mütterlichen Zärtlichkeit umgeben werden. Bedauernswert sind die Kinder solcher Mütter, die stets mit anderen Dingen beschäftigt sind. Wieviel Schmerz, wieviel Enttäuschung enthalten die Worte des Kinder: „Mama hat keine Zeit!"

Es gibt Mütter, die für ihre Kinder wirklich keine Zeit haben. Das sind die Frauen, die im Geschäft ihres Mannes mitarbeiten, oder Frauen, die einen eigenen Beruf haben, welcher jedenAugenblick ihres Lebens in Anspruch nimmt. Diese Mütter empfinden sehr deutlich, daß ihnen für ihre Kinder Zeit mangelt, und sie bemühen sich, sie, so gut es geht, dafür zu entschädigen— entweder durch herzilche Zärtlichkeit oder durch einen Blick, der von dem Kinde verstanden wird. Das Auge einer solchen Mutter sieht doppelt scharf; nichts wird ihrer Wachsamkeit entgehen, weder Freude noch Leid des Kindes. Sie bemüht sich, das Kind dem besten Schutze anzuvertrauen, obgleich sie weiß, daß die Mutter nicht ersetzt werden kann.

Anders gestaltet sich das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, wenn die Mutter nur durch gesellschaftliche Pflichten in Anspruch genommen ist, wenn sie der Meinung ist, daß eine bezahlte Person am besten imstande ist, ihr Kind zu erziehen. Wenn es unter den Kindermädchen und Kindergärtnerinnen auch viele pflichttreue und gewissenhafte Personen gibt, so sind sie doch nicht immer die richtigen Beschützerinnen der Kinder.

Wenn ein solches, von bezahlten Personen erzogenes Kind heranwächst, so merkt man, daß das starke Band die Freundschaft zwischenMutter und Kind nicht von Dauer sein kann. Das Kind sagt jetzt nicht mehr mit Bedauern: „Mama hat keine Zeit." Vielleicht ist es ihm jetzt bequem, vielleicht freut es sich, daß die Mutter, die es nicht versteht und nicht verstehen kann, keine Zeit hat. Beschäftigt sich die Mutter mit dem Kinde nicht zur richtigen Zeit, so ist das für beide Seiten peinlich, für das Kind fast immer unerwünscht.

So manche Mutter entfremdet sich vollständig dem eigenen Kinde. Oft erkennt die Mutter zu spät, daß sie weder den Charakter noch die Neigungen ihres Kindes kennt; dann bedauert sie vielleicht, „daß sie niemals mit dem Kinde gespielt, gearbeitet, sich nie mit ihm beschäftigt hat. Aber es gibt Mütter, die in dieser Hinsicht ihre eigene Schuld nicht einsehen und sich wundern, daß ihre Kinder an fremden Personen mehr hängen, als an ihren eigenen Müttern. Solche Mütter werden die Herzen der Kinder niemals wiedergewinnen — und es vielleicht besser so, denn sie hätten auch dann keine Zeit.

Für die Küche.

Karpfen.

Zubereitung von Karpfen. — In kochendem Wasser waschen und die Haut abziehen. Mit einem scharfen Messer mache man einen Schnitt zu jeder Seite der Flossen und ziehe diese heraus. Man mache einen tiefen Schnitt dem Rücken entlang, einen zweiten dem Bauch entlang und verbinde die beiden mit einem dritten um den Körper dicht unter dem Kopfe. Man befestige den Kopf an einen Haken oder scharfen Nagel auf einem Brette, fasse die Haut an den Ecken auf dem Rücken hinter dem Kopfe und ziehe die Haut nach dem Schwanze zu herunter. Kommt sie nicht leicht, so helfe man mit einem scharfen Messer nach. Man schneide den Kopf ab und entferne die Eingeweide. Dann lege man das Fleisch über Nacht in Salz oder koche es in Essig und Wasser ab. Dann ist es zu weiterer Verwendung wie andere Fische bereit.

Karpfen blau zukochen. — Der Karpfen wird geschlachtet und ausgeweidet, der Länge nach gespalten, die beiden Hälften in 2—3 Stücke geschnitten und gewaschen. Man kann ihn gleich den Forellen blau machen, und wird derselbe dann wie diese gekocht und recht heiß angerichtet. Das Garsein erkennt man am leichten Herausziehen der Flossen. Um die Farbe zu erhöhen, deckt man eine Schüssel darüber und gibt ihn mit heißer Butter und feingehackter Petersilie, auch auf einer rohen Meerrettigsauce zur Tafel. Der Karpfen erfordert recht viel Salz.

Gebackener Karpfen. — Der Karpfen wird geschuppt, gewaschen, nicht der Bauch, sondern der Rücken aufgeschnitten, eingesalzen, nach einer Stunde abgetrocknet, in Ei und Brodkrumen umgehendet, in einer flachen Pfanne in kochender Butter oder mit Schmalz schön gelb gebacken und heiß angerichtet. Die Pfanne darf man beim Backen der Fische nicht zudecken, weil sie sonst weich werden; dasselbe geschieht auch, wenn man sie nicht sofort zur Tafel gibt.

Kalter Karpfen mit Sauce. — Nachdem der Karpfen geschuppt, wie gewöhnlich ausgeweidet, gut gespült und 1 Stunde eingesalzen ist, legt man ihn in eine Bratpfanne, gibt ¼ Quart Wein oder Weißbier, etwas Gewürz, Dragon, Petersilie und etwa 3 Unzen Butter hinzu und läßt ihn unter fleißigem Begießen langsam weich kochen. Dann läßt man ihn erkalten, gibt die Sauce Remoulade oder a la diable auf eine Schüssel, legt den Karpfen hinein und verziert den Rand mit Eiern und Petersilie.

Marinirter Karpfen. — Man schuppe und nehme den Karpfen aus, schneide die Galle von der Leber und ziehe den Darm heraus; dann wasche man ihn, reibe die in- und auswendige Seite mit Salz, lasse ihn so eine Weile liegen, gebe dem Eingeweide wieder seinen vorigen Platz und trockne den Fisch ab. Man kann ihn auch zuvor spalten und in Stücke schneiden. Darauf bestreiche man ihn mit feinem Oel und lasse ihn auf einem Rost langsam gar und gelbbraun werden; in Ermangelung eines Rostes kann man auch eine Pfanne dazu nehmen, man muß dann aber oft schütteln, damit er sich nicht ansetze. Sodann läßt man ihn erkalten, kocht Essig mit Zitronenschale, Schalotten oder Zwiebeln, ungestoßenem Gewürz, Muskatblüte, etwas Salz und einem Lorbeerblatt und gießt die Sauce, nachdem sie kalt geworden, darüber. Nach einigen Tagen ist der Karpfen zum Gebrauch gut und hält sich einige Wochen, wenn die Brühe in der Hälfte der angegebenen Zeit einmal aufgekocht wird.

Häringe.

Frische Häringe zubacken. — Man reinigt solche von Schuppen und Eingeweiden, wäscht, salzt und trocknet sie ab, wendet sie in Ei um, dann in Zwieback und Muskatblüte und backt sie in gelber Butter.

Gesalzene Häringe zu mariniren. — Die Häringe werden geschuppt, nach dem Herausziehen der Milch, ohne aber den Leib aufzuschneiden, gut abgewaschen und zwei Tage am besten in Milch, andernfalls in kaltes Wasser gelegt, damit das Salz gänzlich herausziehe. Darnach nimmt man auf 12 Häringe 1 Muskatnuß, 1 Unze weiße Senfkörner, 8 Stück Schalotten, 12 weiße Pfefferkörner, stößt dies alles klein und schiebt in jeden Häring einen Teil dieser Mischung. Dann legt man die Häringe schichtweise mit kleinen Zwiebeln, Pfefferkraut, Dragon, Thymian und Lorbeerblättern in einen Topf, zerrührt die Häringsmilch mit gutem Essig und gießt solches darüber.

Auf andere Art. — Nachdem die Häringe wie im Vorhergehenden vorgerichtet, damit das Salz genügend herauszieht, zwei Tage am besten in Milch, sonst in Wasser gelegen haben, das Eingeweide herausgenommen und der Leib glatt geschnitten ist, werden dieselben lagenweise mit ganzen Schalotten oder kleinen Zwiebeln, Kapern, Nelken, Pfeffer, Zitronenscheiben und einigen Lorbeerblättern in ein Einmacheglas oder einen Steintopf gelegt und mit Essig übergossen. Auch kann man die Häringsmilch durch ein Sieb und mit Essig zu einer dicklichen Sauce rühren und über die Häringe gießen.

Oder: Man schneidet die Häringe (den Sardellen gleich) in lange schmale Streifen, marinirt sie, wie gesagt worden, und vermischt die Sauce beim Gebrauch mit feinem Salatöl. Zum Butterbrod sind sie nach letzterer Angabe sehr angenehm.

Erbetene Auskunft.

Bereitung von Kartoffelmehl. — Man schneidet die von jedem Schmutze befreiten Kartoffeln in Scheiben von 2 bis 3 Linien Dicke und übergießt sie in einem hölzernen Gefäße mit Wasser, dem 2 bis 3 Prozent konzentrirte Schwefelsäure beigesetzt sind. (Auf 100 Pfund Wasser 2 bis 3 Pfund konz. Schwefelsäure.) In dieser Flüssigkeit läßt man sie 24 bis 36 Stunden, zieht dann das Wasser ab, gießt reines auf, und wiederholt dieses Verfahren mehrere Male, um die Säure zu entfernen. Die so ausgewaschenen Kartoffeln werden dann auf Horden getrocknet. Sie bleiben blendend weiß, und lassen sich leicht zu einem feinen Mehl mahlen.

Bereitung von Kartoffelstärke. — Rein gewaschene Kartoffeln zerreibt man auf einem Reibeisen, bringt sie auf ein feines Sieb und läßt so lange einen Strom kalten Wassers unter Schütteln des Siebes auf sie fließen, bis sich aus dem Waschwasser keine Stärke mehr absetzt. Man läßt absetzen, gießt das überstehende Wasser ab und rührt die Stärke so oft mit frischem Wasser auf, bis dieses nach einiger Zeit sich nicht mehr braun färbt, worauf man sie auf ein Tuch bringt und trocknet. Abgetropfte, noch feuchte Stärke enthält noch 50 Prozent Wasser.

Reis mit Aepfeln. — Man nehme hierzu den besten Reis, brühe ihn gut ab, lasse in einem Topfe einen Stich Butter zergehen, gebe den Reis mit kochendem Wasser, einem Stück Zimmet und etwas Salz hinein und lasse ihn langsam kochen. Wenn er beinahe weich geworden ist, gebe man die Aepfel nebst einem reichlichen Stück Zucker dazu, koche ihn vollends gar, aber nicht zu dick, und rühre ihn vorsichtig durch, damit der Reis ganz bleibe. Auch kann man ein Glas Weißwein durchrühren. Alsdann richte man ihn an und streue Zucker darüber. Zu ¼ Pfund Reis sind 6 mittelmäßig große geschälte und in 8 Teile geschnittene nicht sehr saure Aepfel ein gutes Verhältniß und gibt dies als zweites Gericht eine Portion für 3 Personen.

Napfkuchen. — ½ Pfund Butter, 1 Pfund Mehl, 5 Eier, 1 Tasse Milch, ½ Tasse Zucker, Zitronenschale, 1 Cent wert Preßhefe. Die Butter wird zu Sahne gerührt, der Zucker hinzugetan, dann unter fortwährendem tüchtigen Rühren ein Ei nach dem andern, dann das Mehl und zuletzt die in der Hälfte der Milch aufgelöste Hefe hinzugetan.

Hausschneiderei und Flickerei.

Aus eigener Erfahrung kann jede der selbstschneidernden Hausfrauen berichten, wie angenehm es ist, wenn die Kleidertaillen und Blusen futterlos gearbeitet sind, d. h. mit für sich bestehender Futtertasche getragen werden. Da der Oberstoff ja immer lose und etwas faltig arrangirt wird, sitzt er besser auf fester Futtergrundform, und man kann den Oberstoff an besonderen Stellen (wo man Fältchen, Revers oder dergleichen eine bestimmte Richtung geben will) durch die bequemen Druckknöpfe mit dem Futter verbinden. Eine solche, sogenannte auswechselnde Futterbluse vereinigt mancherlei Vorteile in sich; zunächst entspricht sie den Gesetzen der Reinlichkeit besser, da sie leichter gewaschen werden kann, denn man weiß zur Genüge, wie unsauber ein fest eingearbeitetes Futter an Hals- und Armlöchern wird, und eine chemische Reinigung (des Oberstoffes wegen) ist nicht so oft angängig. Die Oberstoffbluse kann auch besser ausgeplättet werden, was bei faltigen oder gekräuselten Teilen immer sehr auffrischend wirkt. Die Futterbluse wird mit Rückenschluß gearbeitet und erhält an den oder rund geschnitten, eine Reihe Druckknöpfe zum Befestigen der gleichfalls für sich bestehenden Spitzenpasse und ebensolchen Aermelchen. Die Näherei ist sogar noch viel einfacher, wenn alle diese Teile besonders angefertigt werden, und die Reinigung derselben ebenfalls. Man ermöglicht dadurch auch, daß zu einer besonders schönen Spitzenpasse mehrere Blusen oder Taillen getragen werden können, ebenso das Einknöpfen verschiedener Passen zu einem Kleid.

Alte Damen-Filzhüte.

soll man nicht wegwerfen. Aus den Krempen wie den Köpfen lassen sich Einlagesohlen für die Haus- und Ausgehschuhe der Erwachsenen wie der Kinder schneiden. Sie sind leicht, dünn und warm und halten vorzüglich, weil sie steif sind. Man stelle den Schuh auf Papier, zeichne seine Form ab, schneide sie etwas kleiner aus und probire sie hinein, bis sie hineinpaßt. Nach diesem Muster schneide man dann die Sohlen aus den abgelegten Hüten. Es ist anzuraten, sich nach und nach einen Vorrat davon zu sammeln. Man hat sie dann schnell bei der Hand, und sie heben sich leichter auf als die viel Platz beanspruchenden Hüte.

Ihr Haar acht Fuß lang.

Die Frauen Schwedens sind um der Pracht ihrer schönen Haare willen vielfach berühmt. Eine schwedische Zeitschrift hat nun kürzlich einen Wettbewerb für haarschöne schwedische Frauen ausgeschrieben, und dieser Wettbewerb hat in der Tat bestätigt, daß sich zahlreiche Frauen des Landes eines ungewöhnlich schönen und reichen Haarwuchses erfreuen. Allein die Schönheitskönigin auf diesem Gebiete ist unzweifelhaft Frau Hanna Schwartz-Johanson aus der alten Bergwerkstadt Falun, die mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden ist. Auf das Haar dieser Dame trifft die oft angewandte Schilderung wörtlich zu, daß es „bis auf den Boden reicht"; ja, wenn sie es ganz fallen läßt, so schleppt das Haar selbst noch nach. Kein Wunder, hat es doch eine Länge von nicht weniger als 2.10 Metern! Demnach kann die Preisträgerin schon eine sehr stattliche Dame sein, und es wird ihr das Haar, wenn sie es auflöst, doch nachschleppen müssen.

Lob ein mächtiger Ansporn.

Wer je ums tägliche Brot gearbeitet, weiß, daß er außer dem klingenden Lohn noch einen anderen, unsichtbaren empfing: die innere Befriedigung nach treu erfüllter Pflicht.

Und doch wird es nur wenige Menschen geben, die sich damit genügen lassen. Fast alle sehnen sich nach Erfolg, nach Lob, nach äußerer Anerkennung. Gerade daran lassen es aber so oft die Arbeitgeber fehlen. Sie meinen, wenn die Arbeit baar bezahlt wird, so genügt das völlig — ein einfacher Handel: mein Geld gegen deine Kraft! Das ist eine traurige Unterschätzung der Menschenseele, ein völliges Verkennen der ethischen Seite des Verhältnisses.

Jede Anerkennung verleiht Freudigkeit, und solcher bedarf es, um gut zu arbeiten. Der Ehrgeiz im guten Sinne ist eine beflügelnde Kraft, die Aufgaben überwältigt, denen im öden Einerlei abgestumpfte Menschen aus dem Wege gehen, weil sie sich ihnen einfach nicht gewachsen fühlen. Das sollte jeder Arbeitgeber bedenken, er würde dann, falls er nicht schon aus Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit hier und da ein Wort des Lobes spendet, es doch im eigenen, wohlverstandenen Interesse tun, um durch Anerkennung die Arbeitskraft Untergebener zu erhöhen.

— In unserer neuen, modernen Wohnung ist überall elektrisches Licht. Das imponiert dem Nesthäkchen, der dreijährigen Anni, ganz gewaltig. Man braucht nur zu knipsen, und gleich ist es hell! Eines Abends steht sie im dämmerigen Zimmer am Fenster, guckt zum Himmel empor und wartet auf den Mond, den sie sehr liebt, der sich aber hinter den Wolken versteckt. Als ihr die Sache gar zu lang dauert, ruft sie: „Mutti, bitte, Mond anknipsen."

— Wirt (zu einem Gaste): „Würden Sie vielleicht gern einen Skat mitspielen? Sie können für den Dicken da drüben am Tisch eintreten!" — „Recht gern; will der aufhören?" — „Nein, aber der Kerl macht mir zuviel Lärm, den will ich 'nausschmeißen!"

Wissenswertes für Hausbesitzer und Mieter.

Backpulver.

Hier ist ein gutes Rezept: Weinstein (Cream of Tartar) 8 Unzen, Backsoda 4 Unzen und Stärke (Cornstarch) 2 Unzen.

Blindgewordene Spiegel zu putzen.

Man streue auf den Spiegel recht feinen Lehm und reibe ihn leicht mit einem Lappen oder reibe das Glas mit spanischem Weiß ab, das man mit Wasser und Weinessig verdünnt.

Wie sind Maschinenteile vor Rost zu schützen?

Will man blanke Maschinenteile vor Rost schützen, so bestreiche man diese mit einer Lösung Wachs in mattem Terpentinöl. Die angewandte Menge Wachs muß so groß sein, um mit dem Terpentinöl eine steife Masse zu bilden. Der Ueberzug ist nun sichtbar und muß von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Um Steingut

zu prüfen, schreibe man mit Tinte auf das Geschirr. Behält dasselbe, wenn es abgewaschen und gegen das Licht gehalten wird, violette Flecke, so ist das ein Zeichen, daß der Bleigehalt der Glasur, welcher der Gesundheit sehr schädlich, sehr stark und sehr hervortretend ist. Man kaufe also solches Steingut nicht.

Fettflecke aus Büchern zu entfernen.

Fettflecke aus Büchern entfernt man am besten, indem man gebrannte Magnesia mit Benzin mischt, bis eine krümelige Masse entsteht. Der Fleck wird mit dieser Masse behutsam eingerieben, einige Zeit bschwert stehen gelassen und die Magnesiakrümchen werden dann weggeklopft.

Wenn durch Druck von Sammt oder Plüsch

die aufstehenden Fäden tief zu liegen kommen und dadurch Flecken entstehen, so befeuchtet man die Rückseite dieser Stellen mit einem in reines Wasser getauchten Schwamm und zieht sie dann sogleich auf der Rückseite langsam über ein heißes Bügeleisen, während man auf der rechten Seite mit demSchwamm in entgegengesetzter Richtung der Fäden fährt.

Perlenstickereien

werden jetzt wieder vielfach gearbeitet. Es finden sich wohl manchmal noch alte Perlenarbeiten aus Großmutters Zeiten vor. Leider haben die kleinen Perlen ihren Glanz und damit ihr gutes Ansehen verloren. Man reinigt solche Stickereien mit einer weichen Bürste, Wasser und Seife von der linken Seite, spült in reinem Wasser allen Seifenschaum ab und hängt sie zwischen zwei Fäden mit den Perlen nach unten zum Trocknen auf. Bei neuanzufertigenden Arbeiten empfiehlt es sich, den Nähfaden (am besten Seide) leicht zu wachsen. Perlennadeln sollen sehr kurz und fein sein.

Stockflecke,

die entstehen, wenn Kleidungsstücke durch Moder angegriffen werden, verschwinden, wenn man sie einige Zeit in eine Lösung von stark verdünntem Salmiakgeist legt.

Unzerstörbare Tinte.

Durch eine Lösung von Schellack und Borax in Wasser und durch Zusatz der erforderlichen Menge von reinem Lampenruß erhält man eine Tinte, die weder durch den Einfluß der Zeit, noch durch chemische Reagentien verändert oder zerstört werden kann.

Bronzegegenstände zu reinigen.

Man benutzt hierzu mit bestem Erfolg die Zichorie. Dieselbe wird mit etwas Wasser vermischt, sodann trägt man die Masse mit einer kleinen Bürste auf die zu putzenden Gegenstände, bürstet und reinigt sie gut damit, spült die Zichorie mit Wasser ab und trocknet den Gegenstand an der Sonne oder am Ofen.

Gesundheitspflege.

Früchte sind die beste Medizin.

Es ist erstaunlich, einen wie großen Arzneischatz die reifen Früchte bergen, und die häufig gemachte Beobachtung der guten Wirkung hat wohl zu der landläufigen Redensart geführt, daß das Obst sehr gesund sei Die Weintrauben, und besonders die blauen Trauben, sind ungemein nahrhaft und sehr blutreinigend. Ihnen folgen im medizinischen Werte die Pfirsiche, die jedoch nicht überreif sein dürfen und früh Morgens, ganz nüchtern genossen, am gesundesten sind. Eine täglich Morgens nüchtern gegessene Apfelsine ist ein vorzügliches Mittel gegen schlechte Verdauung und kurirt bei längerer Kur gründlich.

Salz gegen Rheumatismus.

Mehrere Säckchen aus alten Servietten, starken Küchenhandtüchern usw. halte man stets in dem Hause, wo rheumatisch Kranke sind. Diese Säckchen füllt man mit Salz, welches man auf dem Herde oder auf dem Spiritus so weit erhitzt hat, daß es knistert. Die Säckchen werden fest zugebunden und zunächst in alte Wolltücher, wollene Strümpfe und dergleichen gehüllt und dem Kranken auf die schmerzende Stelle gelegt. Allmählich werden die äußeren Hüllen des Salzsäckchens entfernt, so daß die ausstrahlende Wärme dem Kranken gerade recht wohltuend ist. Nach Verlauf von 20—30 Minuten wechselt man das Säckchen mit heißem Salze, bis die Schmerzen sich lindern.

Belebende Mittel,

die geeignet sind, Ohnmachten zu beseitigen, sind folgende: 10 bis 20 Tropfen Aether, 20 bis 40 Tropfen Hoffmannstropfen auf Zucker, Waschungen mit Essig oder Spiritus, Bespritzungen mit kaltem Wasser, Frottiren.

Ein angenehmes Räucherungsmittel

zur Reinigung der Luft in Wohn- und Krankenzimmern erhält man, wenn man ein paar Tropfen Schwefelsäure auf essigsaurem Kalk träufelt. Es entsteht dadurch ein weißer Dunst, Essigsäure, welcher in dem Gemache einen lieblichen Dunst verbreitet. Essigsauren Kalk kann man leicht bereiten, wenn man gepulverten Kalk so lange mit gewöhnlichem Essig befeuchtet, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt.

Verschiedene Heilrezepte.

Mit Honigpflaster bedeckte Wunden heilen gut und rasch. — Aufgesprungene Hände heilen leicht nach Waschungen mit frischer Milch. — Gegen Magenkrampf nützt gewöhnlich eine Messerspitze doppelkohlensaures Natron in einem Weinglas Wasser.

Frostsalbe.

1 Unze Karbolsäure, 2 Unzen Vaseline, 2 Unzen Zinksalbe, 1 Unze Olivenöl, 120 Tropfen Lavendelöl.

Ein gefahrloses Getränk

für durstige Kranke stellt man aus einem teelöffelvoll Perlgraupen, einer Unze Zucker und einem Quart Wasser her. Man füge auch etwas Zitronenschale hinzu und lasse es zwölf Stunden stehen.

Gutes Haarkräuselwasser.

100 Gramm Borax, 3½ Gramm arabisches Gummi werden in einem Quart heißem Wasser gelöst und nach dem Erkalten zwei Eßlöffel voll Kampherspiritus zugesetzt. Am Abend befeuchtet man mit dieser Flüssigkeit das Haar.

Wie die Japaner zu Bett gehen.

Genau genommen gehen sie gar nicht zu Bett, das Bett kommt zu ihnen. Man braucht, so schreibt eine englische Revue, nur den Wunsch auszusprechen, zu schlafen oder sich zur Nachtruhe zurückzuziehen, man braucht nur in die Hände zu klatschen und zu rufen „Futon motte koi" — Bringe die Polster — und die Sache ist erledigt. Das kleine Mädchen, das herbeigeeilt kommt, huscht zum Fukurodana, zum Schranke, in dem am Tage das Bett verwahrt wird, im Handumdrehen sind die Futon, die auf die beiden Betten gerollt sind, herausgenommen und auf dem lichten Mattenboden ausgebreitet. Sie werden eines über das andere gelegt, und wenn die Familie besondere Linnentücher hat, so wird es über das Futon gezogen. Dann kommt das große Hauptpolster, das Yagu, das wie ein Kimono zwei Armschleifen hat und länger ist als die unteren Polster. Es wird zurückgerollt am Fußende befestigt, so daß man es überziehen kann, wenn man sich niederlegt. Am Kopfende des Bettes befindet sich ein Makura, eine Art ausgehöhlte Kopfunterlage, von der Größe einer Zigarrenkiste; bei den vornehmen Familien ist sie aus kostbarem Holz gefertigt.

Unverhoffte Wirkung.

Als der bekannte Philologe Muretus nach Italien reiste, wurde er unterwegs in einem Wirtshause krank. Der Wirt ließ zwei Aerzte zu seinem Beistande herbeirufen. Nachdem sich beide lange in lateinischer Sprache, in der Meinung, daß der Kranke nichts davon verstehe, über gleichgültige Dinge unterhalten hatten, kam endlich auch das Gespräch auf diesen selbst und auf ein neues, bisher erst wenig erprobtes Arzneimittel. Einer der Aerzte sagte darauf: „Faciamus experimentum in hoc corpore vili — an diesem schlechten Leibe wollen wir es versuchen." Muretus verließ sogleich, als die Aerzte den Rücken gewandt hatten, das Bett und reiste weiter. Er genas auch von seiner Krankheit, bloß aus Furcht vor dem Mittel, das man an ihm versuchen wollte.

Durch eine mächtige Eiche, welche von einem starken Nordwind umgerissen wurde, wurden in der Nähe von Dallas, Texas, der Hilfs-Sheriff Frank Boyd von Rockwall und seine Schwägerin, Eugenie Hanby, auf der Stelle getötet und drei andere Familienmitglieder verletzt. Der Baum stürzte in demselben Augenblick um, als Boyd mit seinem Automobil vorbeifahren wollte. Der Stamm fiel direkt auf den Vordersitz und zerschmetterte die beiden darauf befindlichen Personen; die im Hinterteil Sitzenden wurden durch die Zweige verletzt.

— Kunsteifer.— „Ist Ihr Freund wirklich so ein Caruso-Enthusiast?" — „Der? Der bezahlt noch zwanzig Mark, wenn er ihn — schnarchen hören kann!"

UMI

Für Musikfreunde.

Im Chicago Hebrew Institute, 1258 W. Taylor Straße, findet heute Nachmittag ein Konzert unter der Leitung von Alexander Zukovsky statt. Als Solistin wird die Sängerin Pauline N. Solomon mitwirken. Der Eintritt kostet 10 Cents, und das nachstehende Programm wird geboten: Orpheus-Overture, Offenbach; Adagio Pathetique, Godard; Suite „L'Arlesienne", Bizet; „One Fine Day", Arie aus „Madame Butterfly", Puccini; „Life and Death", Coleridge-Taylor; Eili Eili, Rufsotto, gesungen von Frl. Solomon; Auswahl aus „Der Troubadour", Verdi; Intermezzo aus „Thais", Massenet; „The Forbidden Land", Chopin; „Woodland Whispers", Czibulka; Tell-Ouverture, Rossini.

* * *

Am heutigen Sonntag Nachmittag wird das gesammte Symphonie-Orchester aus Minneapolis, 85 Musiker unter der Leitung von Emil Oberhoffer, sein jährliches Gastkonzert in der Orchesterhalle geben. Carl D. Kinsey hat die geschäftliche Leitung. Der Solist des Konzerts, Alexander Raab, wird Felix Borowskis neues Konzert für Piano und Orchester spielen. Das Programm folgt:

Romantische Ouverture .... Oberhoffer
Konzert in D-moll .... Borowski
(Moderato maestoso, Andante molto und Allegro con fuoco.
Symphonie nach Byrons „Manfred", Op. 58 .... Tschaikowsky
(Manfreds Alpenwanderung, die Alpenfee, Pastorale, Der unterirdische Palast des Arimanes.)

* * *

Das Amerikanische Symphonie-Orchester gibt heute Nachmittag sein Sonntagskonzert im Studebakertheater; Hanna Butler, Sopranistin, und der Pianist Robert MacDonald sind die Solisten.

* * *

Der Tenorist John McCormack und der Violinist Andrew Polah treten heute Nachmittag im Auditorium auf.

* * *

Heute Abend spricht Henriette Weber in der Fullertonhalle des Kunstinstituts über Saint-Saëns' „Samson und Delila."

* * *

Harold Henry, Pianist, und Permelia Gale, Altistin, geben morgen Nachmittag ein Konzert in Martines Halle.

* * *

Morgen Abend tritt die Altistin Rosalie Wirthlin in der Kimballhalle auf.

* * *

Am Dienstag Abend wird Frl. Elsa Holinger in der Central Music Hall ein Gesangskonzert geben.

* * *

Die Künstlerin des Kinseykonzerts am kommenden Mittwoch Vormittag im Ziegfeldtheater ist die Komponistin und Pianistin Vernace Wyer. Mitwirken wird der Deklamator William Owen.

* * *

Die Schauspielschule des Chicago Musical College gibt am 2. Februar im Ziegfeldtheater unter der Leitung von Edward Dworak eine Vorstellung. Gegeben wird „On the Curb" von Alfred Sutro und „The Fifth Commandment" v. Stanley Houghton. Michael Kane, Sophie Schmidt, Florence Weinberg und Julia Bristol werden mitwirken.

* * *

Der Komponist des „Postillon von Lonjumeau", Adolf Adam, war ein seltsames Original. Er komponirte seine Opern auf merkwürdige Weise. Nachdem er gegessen, legte er sich auf sein Sofa, ließ sich, selbst in der Sommerhitze, bis an die Nase mit einem Bett von Eiderdaunen zudecken und nahm dann eine seiner Katzen auf seinen Kopf, die andere auf seine Füße. In dieser zum Ersticken eingerichteten Lage fand er seine Melodien, von denen ein Freund scherzhaft behauptete, er brüte sie im eigentlichsten Sinne des Wortes aus. Eines Tages erhielt Adam einen Operntext unter dem Titel „Eva" zugeschickt, den ihm der Dichter zur Komposition anbot. Der Text war schlecht, und Adam sandte die Arbeit zurück mit den Worten: „Würde sich Adam von dieser Eva verleiten lassen, zu sündigen, so würde wahrscheinlich das Publikum als zischende Schlange dazwischen treten und Adam und Eva aus dem Paradiese der Kunst treiben." — Adam (1803—1856) war zwar in Paris geboren, war aber der Sohn eines Elsässers, der einer in Deutschland weit verbreiteten Musikerfamilie angehörte.

Edward Goldbecks Vorträge.

Da am morgigen Montag das Germania Klubhaus nicht geheizt werden wird, wurde der angesagte Vortrag des Herrn Goldbeck auf den nächstfolgenden Abend, Dienstag, verschoben.

— Wess' das Herz voll ist etc. — Gouvernante: ... Großartig ist der Hafen in Neapel, in Genua! Wissen Sie mir sonst noch einen interessanten Hafen zu nennen? — Emmy: Der Hafen der Ehe.

ALBERT W. MAY

Rechtsanwalt

Zimmer 1433, Conway Building.

111 W. Washington Str.

Telephon Main 3518.

Rechtssachen jeder Art sachverständig und gewissenhaft erledigt. Auskunft wird gern ertheilt.

Vaudevilles und Burlesken.

Ann Murdock, der Empire Mutual Star, erscheint in dem Film „The Imposter" in nur zwei Kostümen, aber das eine davon ist ein sehr eigenartiges Hosenkostüm. Es ist aus rosa Satin mit Halsausschnitt und hat Kniehosen.

* * *

Edna Goodrich trägt in „Who Loved Him Best?" ein geradliniges Militärstil-Kostüm mit Stehkragen, gestickter Front, engem Rock und engen Aermeln. Das Kostüm wurde von ihr selbst entworfen, bringt ihre schöne Figur voll zur Geltung und dürfte Nachahmung finden. Frl. Goodrich pflegt viele ihrer Kleider und Hüte selbst zu entwerfen.

* * *

Samuel S. Hutchinson, Präsident der American Film Co., und John R. Freuler, Präsident der Mutual Film Corporation, pflegen in New York Unterhandlungen über die Vorführung einer Reihe besonderer Films. Diese sollen von einer besonderen Organisation an der Westküste in Verbindung mit den Studios der American Film Co. in Santa Barbara hergestellt werden. Das Unternehmen ist unabhängig von den „Star"-Vorführungen, in denen die Damen Minter, Fischer, Goodrich und Herr Russell mitwirken.

* * *

Im Besitz einer sprechenden Brieftaube ist Billie Rhodes. Die Künstlerin versichert scherzend, sie werde das Tierchen noch so weit bringen, daß es seine Botschaften werde hersagen können. Die Taube wurde von einem Japaner aus Samoa herübergebracht und stellt eine Kreuzung zwischen zwei Taubenarten dar; vorläufig spricht sie nur samoanische Wörter.

* * *

Von März an soll ein neuer Mutualfilm, „The Screen Telegram", zweimal wöchentlich als Neuigkeitsverkünder herauskommen, an Stelle des „Mutual Weekly." Man will damit dieses in letzter Zeit ziemlich vernachlässigte Gebiet aufs Neue pflegen.

* * *

„In the Zone", ursprünglich von den Washington Square Players gespielt, ein Kriegsstück, kommt in der Palace Music Hall zur Aufführung. Mabel und Dora Ford geben die „Ford Revue 1918"; Imhof, Conn und Corcen führen den Schwank „A Pest House" auf.

* * *

Das Majestic führt das Sängerpaar Cecil Lean und Cleo Mayfield vor, ferner die Tänzerin Albertine Rasch und ihren Partner Konstantin Kobeloff, die Instrumentalisten Lyons und Yoscos und die Sharrows in einem Einakter.

* * *

Eine umfangreiche Liste neuer Vaudevilleakte bietet der Great Northern Hippodrom.

* * *

„Flirtation", ein Singspiel, wird im Rialto gegeben, das sein einjähriges Jubiläum feiert. Ferner treten der Komiker Harry Green und das Spielerpaar Adams und Guhl auf.

* * *

In McVickers wird das Singspiel „The Hoosier Girl" aufgeführt, desgleichen eine „Adrian" betitelte kleine Komödie.

* * *

Abe Reynolds tritt im Columbia als „Jakob Rosenblum" in Max Spiegels „Merry Rounders" auf.

* * *

Gesundheit und Wohlergehen sind zwei Güter des Lebens, die Jedem am Herzen liegen. Die Mack Sennett-Komödie „Watch Your Neighbor" baut sich auf diesen beiden Begriffen auf, sie ist eine zwerchfellerschütternde Posse, in welcher ein Arzt und ein Leichenbestatter eine Geschäftsteilhaberschaft mit einander eingehen. Erst sind sie zusammen gegen das Publikum verschworen, dann aber verschwören sie sich gegen einander, und zwar wegen des Arztes Frau. Doktor und Leichenbestatter wohnen einander gegenüber. Einmal kommt ein Leidender in des Doktors Sprechzimmer in Abwesenheit des Arztes, die Frau faßt Mitleid mit ihm, spielt selbst Arzt und hat den Erfolg, daß der Mann geheilt wird. Wütend über diesen Verrat eröffnet der Leichenbestatter Krieg gegen den Arzt, eine Fehde, die ungeheuer lustig ist. Der Doktor bekommt schließlich Selbstmordgedanken, die seine Frau ihm aber vertreibt.

* * *

Mit einer „Burlesque Review" genannten Vorstellung werden die Besucher des Star and Garter Theaters in dieser Woche unterhalten werden. Jacobs und Jermory, die Unternehmer, haben das Beste auf diesem Gebiete zusammengestellt und sind auch bei der Auswahl des Ensembles mit großer Sorgfalt zu Werke gegangen. Zella Russell ist der Star der Truppe, welcher auch Harry K. Morton, Dan Murphy, Harry O'Neal, Julia De Kilety, Flossie Everett und viele Andere angehören.

Krishna-Vortrag.

Dr. Krishna, der bekannte indische Schriftsteller und Redner, wird am kommenden Dienstag Abend in der Schlitz Halle, Ashland Avenue und Division Straße, vor dem „Hamburger Klub" einen Vortrag über „Das Wunderland Indien" halten. Gäste können eingeführt werden.

Leset die „Abendpost"

Bush Temple Theater.

(Direktion Konrad Seidemann.)

Heute die beiden letzten Vorstellungen des „Dreimäderlhaus".

Nach mehr als einem Viertelhundert künstlerisch äußerst erfolgreicher Wiedergaben vom „Dreimäderlhaus", jenem herrlichen Schubert-Singspiel, das hier im Bush Temple viele Tausende entzückt hat, werden sich die darin mitwirkenden Hauptkräfte heute Abend vom Chicagoer Publikum verabschieden und die Reise nach New York antreten, wo die Abschiedsvorstellungen stattfinden. In Chicago gibt es nur noch zwei Aufführungen, die beide volle Häuser bringen sollten. Die erste findet heute Nachmittag — bei ermäßigten Preisen — um 2¾ Uhr statt, und die unwiderruflich letzte nimmt um 8¼ Uhr Abends ihren Anfang. Wem bis jetzt die Gelegenheit noch nicht vergönnt war, sich diese Bühnensensation anzuhören und anzusehen, der sichere sich Plätze für eine dieser beiden letzten Vorstellungen. Dadurch, daß die Direktion die Aufführungen des „Dreimäderlhaus" hier möglich machte, hat sie sich sicherlich um das Chicagoer deutsche Theaterpublikum sehr verdient gemacht, und das sollte ihr auch wiederum vergolten werden. Am besten kann das durch regere Unterstützung des Kunstunternehmens geschehen, und deren sollten sich unsere Theaterfreunde von nun ab etwas mehr befleißigen.

Morgen Abend bleibt das Theater, wie üblich, geschlossen, und am Dienstag erfährt das dreiaktige reizende Lustspiel aus der Feder Robert Reinerts „Die rätselhafte Frau" unter der bewährten Spielleitung von Herrn Adolf Stoye und unter Mitwirkung der Damen Willens, Losinf, Brückner, Müller, Batler und Kuber, sowie der Herren Heine, Zober, Brückner und Danner eine Wiederholung. Der Mittwoch Abend bringt eine Wiedergabe von Max Halbes hochdramatischem Schauspiel „Der Strom", das gelegentlich des fünften literarischen Abends dieser Saison eine wirklich erstklassige Aufführung erfuhr. Direktor Conrad Seidemann, Else Janssen, Louise Brückner, Adolf Stoye, Hans Zober, Jose Danner und Anna Müller haben in diesem Werke äußerst dankbare Rollen inne. Am Donnerstag Abend erfolgt zugunsten der Deutschen Gesellschaft eine Wohltätigkeitsvorstellung, gelegentlich welcher Gerhart Hauptmanns großes Märchendrama in 5 Akten „Die versunkene Glocke" zur Aufführung kommt. Das erste Künstler-Benefiz dieser Saison findet am Dienstag, dem 5. Februar, statt. Es ist dies der Ehrenabend Frl. Else Janssens, die sich hierzu Ganghofers „Die Hochzeit von Valeni" auserwählt hat. Eine Glanzaufführung dieses Stückes wird für diesen Abend in Aussicht gestellt, und hoffentlich wird dieselbe vor übervollem Hause vor sich gehen, wie es die Künstlerin wirklich verdient hat.

Die englische Bühne.

Blackstone. — Frau Fiske tritt hier in dem neuen Stück „Madame Sand" auf, für sie geschrieben von Philipp Moeller. Außer der berühmten französischen Schriftstellerin haben mehrere andere geschichtliche Persönlichkeiten aus jener Zeit handelnde Rollen in dem Stück.

Powers'. — Hier kommt „The Music Master" mit David Warfield, das Stück, in welchem der Künstler einen alten deutschen Musiker spielt, zur Aufführung. Das Stück ist früher hier schon mit Warfield in derselben Rolle sehr erfolgreich gewesen.

Playhouse. — In „The Man Who Stayed at Home" hat jetzt die Titelrolle Edward Douglas übernommen, und Flora Sheffield spielt die Heldin.

Studebaker. — Das Singspiel „Maytime" bleibt hier auf dem Spielplan.

Illinois. — Die „Ziegfeld Follies" haben drei Wochen hinter sich und werden fortgesetzt.

Garrick. — Hier setzt „The Very Idea" seinen Erfolg fort.

Colonial. — Moroscos „The Brat" mit Maude Fulton erhält sich in der Gunst des Publikums.

Princeß. — Die letzte Aufführung von „The Man Who Came Back" ist auf den 2. Februar festgesetzt.

LaSalle. — „Oh, Boy!" mit Joseph Santley verabschiedet sich mit dieser Woche.

Cohan's Grand. — Hier ist „Lilac Time" mit Jane Cowl noch auf dem Spielplan.

Cort. — „The Gipsy Trail" fährt fort, volle Häuser zu ziehen.

Olympic. — Kolb und Dill unterhalten hier in der Komödie „The High Cost of Loving" das Publikum.

National. — „Peg o' My Heart" wird hier mit Ann Pittwood in der Titelrolle gegeben.

Imperial. — Hier kommt Gus Hills Sing- und Cartoonspiel „Hans und Fritz" zur Aufführung.

Chicagoer Große Oper.

Deutsche Musik in Lazzaris „Le Sauterriot".—Die Abschiedsvorstellung

„Le Sauteriot" von Kayserling, von H. P. Roche und Matrial Perier zum Opernlibretto bearbeitet und von Herrn Sylvia Lazzari vertont, hat folgendem Inhalt:

Im Hause des Michel Czeslaw in Maisade liegt dessen Weib Anne im Sterben. Außer dem Doktor, dem Priester und einigen Nachbarinnen, die der Kranke beobachten, befinden sich noch Annens jüngere Schwester Madda, ihre alte Mutter Trine und ihre Pflegetochter Orti, die in Wahrheit Michels natürliche Tochter ist. Als Kind wurde sie von Anne an ihrer Haustür gefunden und an Kindesstatt angenommen.

Orti ist am offenen Herd mit der Zubereitung des Abendbrotes und mit der Aufsicht über ihre kleinen Stiefgeschwister beschäftigt. Im Weggehen händigt der Arzt Orti eine Phiole ein, mit der Weisung, der Kranken zehn Tropfen von diesem Gift zu geben für den Fall, daß sich ihr Zustand verschlimmere. Alle, außer Michel und der alten Trine, verlassen mit dem Doktor das Krankenzimmer.

Während des Abendessens ergeht sich Trine in Klagen, daß ihre Anne, die so von Allen geliebt und jedem so notwendig ist wie das Brot, das er ißt, dahingehen müsse, während sie, alt und unbrauchbar, an Stelle ihrer sterben möchte. Orti ist tief bewegt über die Redeweise der Alten. Auch sie fühlt sich nutzlos gleich einer Heuschrecke. Im Hause nur geduldet, vom Vater geprügelt, von allen Anderen, außer Trine und Anne, schlecht behandelt, und unbeachtet von den Dorfburschen, findet auch sie es ungerecht, daß Anne sterben soll, während sie unnützes Geschöpf am Leben bleibt. Sie erklärt sich bereit, ihr Leben für das Annes hinzugeben, wenn sie nur wüßte, wie das zu machen wäre.

Trine erzählt ihr von einer Legende, nach der eine Kati Doumbra in der schwarzen Kapelle die heilige Jungfrau angefleht habe, ihr Kind zu retten und sie statt seiner sterben zu lassen.

Als sie heimkam, fand sie ihr Kind genesend. Mit dem Ruf „Ich komme zu Dir" sank sie tot hin, bedeckt mit einem schwarzen Schleier. Tief bewegt durch diese Erzählung, beschließt Orti ebenfalls in die schwarze Kapelle zu gehen, um der Jungfrau ihr Leben für das Annes anzubieten. Indrick, ein hübscher Bauernbursch und Maddas Liebhaber, tritt in das Zimmer, ohne Orti auch nur zu bemerken, die ihn heimlich liebt. Seine Gleichgiltigkeit für ihre Person läßt sie ihr nutzloses Dasein noch mehr empfinden, und desto leichter scheint es ihr, sich für Anne zu opfern.

Im Dorf ist Kirchweihfest. Die Jugend singt und tanzt, die Alten trinken. Indrick kommt traurig und niedergeschlagen zum Festplatz. Orti, welche eben von der schwarzen Kapelle heimgeht, bleibt stehen und beobachtet Indrick, ohne von ihm gesehen zu werden. Madda und ihr neuer Schatz Josef erscheinen ebenfalls. Indrick springt auf und reizt seinen Nebenbuhler. Josef zieht ein Messer und will sich auf Indrick stürzen; im selben Moment stürzt Orti auf Josef zu und entreißt ihm das Messer. Orti ist plötzlich die Sensation des Tages. Auch Indrick wird auf sie aufmerksam. Er wirbt nun um sie und kauft ihr von einem herumziehenden Händler eine Perlenschnur als Zeichen, daß sie nun sein Schatz sei.

Das neu vereinigte Liebespaar trifft sich im Walde nahe bei Viazmi. Die alte Kräutersammlerin Lenore begegnet ihnen und erzählt, daß sie eine zweite Kate Doumbra von der schwarzen Kapelle habe kommen sehen, welche Orti sehr ähnlich sei. Sie prophezeit, daß in Bälde ein junges liebendes Mädchen sterben werde. Orti beschwört die Alte, von hinnen zu gehen und ihr ihre ersten glücklichen Stunden im Leben nicht zu trüben.

Orti hat nun einen Lebenszweck und bereut das Gelübde, das sie in der Kapelle abgelegt. Sie fleht die Madonna an, sie von ihrem Gelübde zu befreien, dabei fällt ihr Blick auf das Giftfläschchen. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckt sie. Sie füllt den ganzen Inhalt der Phiole in das Glas, bereit, es der Kranken zu reichen. Im selben Moment erscheint Indrick. Es ist Dämmerung, und Indrick scheint jemanden zu suchen. Er ruft ganz leise Maddas Namen. Von Furcht gefoltert, stellt Orti ihren Geliebten zur Rede und erfährt von ihm, daß das, was vorgefallen war, nur eine Episode eines Kirchweihfestes war.

Orti bereut bitter die böse Tat, die auszuführen sie im Begriffe war. Um Annes Leben, Glück und Gesundheit die Madonna anflehend, nimmt sie nun selbst den Gifttrank und leert das Glas bis zur Neige.

Die diesjährige Opernsaison endete mit deutscher Musik. Diese Tatsache haben wir Herrn Lazzari zu verdanken, der es vorzüglich versteht, moderne Musik zu schreiben. Die Musik, echt deutsch und die Volksmelodien und die Handlung echt russisch, erinnern unwillkürlich an die Verhandlungen in Brest-Litowsk zwischen den Deutschen und Russen.

Die ersten Takte des ersten Aktes versetzten uns in eine Tristanstimmung, die eine lange Weile anhielt, aus der wir aber leider bei Aufgang des Vorhanges herausgerissen wurden. Auf der Bühne ertönten russische Volksmelodien, die Herr Lazsische Volksmelodien, die Herr Lanzari mit großem Geschick orchestrirt hat.

Das Vorspiel zum zweiten Akt versetzte uns in eine Meistersingerstimmung. Man freute sich namentlich über das so augenscheinliche Lehrbubenmotiv. Wie schön doch die Meistersinger sind! Doch bei Aufgang des Vorhangs waren wir plötzlich von Nürnberg nach Viasmi versetzt. Es soll zum Lobe des Komponisten gesagt sein, daß seine Oper unter den neuen französischen Opern die beste ist. Sollte Herr Lazzari sich ein Herz fassen können und den Blaustift etwas arbeiten lassen, dann wird seiner Oper der Erfolg gesichert sein. Namentlich der zweite und dritte Akt sind zu lang, um den Zuhörer nicht zu ermüden. Wir hoffen, noch andere Opern von Herrn Lazzari hören zu können, wie z. B. „La Lepreuse", die sechs Monate vor Kriegsausbruch unter des Komponisten Leitung im Mainzer Stadttheater mit großem Erfolge aufgeführt worden ist.

Herr Lazzari ist ein geistreicher mit allen Finessen der Orchestrirung ausgestatteter Komponist, der turmhoch über seinen französischen Kollegen steht. Uebrigens ist in der Lazzari'schen Musik nichts Französisches zu finden, obwohl der Komponist, zwar aus Bozen in Tyrol stammend, seit Jahren in Frankreich lebt.

Fräulein Vix, die bei all ihrer Begabung und ihrem Charm den dramatischen Szenen nicht gewachsen war, hatte die Hauptrolle „Orti" zu wiß eine andere Sängerin gedacht, als er die Oper schrieb.

Die Damen Lazzari, Sharlow, Pruzan, Swartz, Claessens, Petersen und Maxwell hatten kleine, aber musikalisch unangenehme Aufgaben zu vollführen und hielten sich sehr tapfer.

Herr Dalmores sah zu alt aus als Indrick, er wollte vielleicht die an seiner Kostümirung fehlende Jugend durch zu robustes Drauflossingen ausgleichen.

Die Hreren Huberdean, Nicolai und Dua stellten ihre Rollen charaktermäßig dar.

Der Komponist dirigirte sein Werk selbst und zwar ganz hervorragend. Sein Schlag ist präzis und großzügig. Er erinerte mich an Egon Pollack.

Adolf Mühlmann.

* * *

Mit Mascagni wurde die Opernsaison eröffnet, und geschlossen wurde sie mit Verdi. Es war eben mehr oder weniger eine italienische Saison, da die deutsche Oper ganz ausgelassen wurde, und die französische Oper erst in der zweiten Hälfte der Spielzeit zu Worte kam. Die italienischen Opern haben ebenso ihre Anziehungskraft verloren wie voriges Jahr „Der Ring der Nibelungen". Interesse erweckten nur das französische Repertoire und die Galli-Curci.

Unsre Wünsche begleiten die Direktion nach New York, wo das Abonnement für vier Wochen hundert tausend Dollars erreicht haben und die Galli-Curci Opern schon ausverkauft sein sollen. Es seint, daß die Direktion in New York und Boston ebenso gute Geschäfte machen wird, wie auf der Reise vor der Chicagoer Saison, so daß das große hiesige Defizit zum Teil gedeckt sein soll. Man muß der Direktion Dank zollen, unter so schweren Umständen in Chicago die Oper möglich gemacht zu haben.

In der gestrigen letzten Abendvorstellung zu populären Preisen trat Fräulein Mela Reddish als Gilda in Rigoletto auf. Fräulein Reddish hat in Europa auf verschiedenen Bühnen gesungen, ist daher kein Neuling auf der Bühne. Sie kennt die Traditionen, wie alle jungen Amerikanerinnen, die in der alten Welt Gelegenheit hatten, sich ihr Lampenfieber abzugewöhnen. Manche gewöhnen es sich allerdings an. Nur mit dem Singen ist es eine eigne Sache. Wenn das Organ nicht vollständig und gut ausgebildet ist, nützt die Tradition nichts und es scheint mir, als gebreche es Fräulein Reddish an Stimme. Ich kann mich auch täuschen, es ist ja auch möglich, daß Fräulein Reddish ihren Vater Stracciari fürchtete, der auch für eine gute Vertreterin der Gilda ein gefährlicher Partner ist. Die Stimme der gestrigen Debutantin ist klein, klingt aber hübsch bis zum hohen a, von da an flackert der Ton, daher das öftere Abweichen von der richtigen Tonhöhe.

Ihre Arie (Caro nome) wurde zwar applaudirt, aber erst nachdem sie die Treppen bestieg, sonst geschieht es schon vorher.

Herr Stracciari wiederholte seinen großangelegten Rigoletto und Herr Nadal sang wieder rein und mit guter Tongebung.

Adolf Mühlmann.

Der Bollen.

Von Gustav Hochstetter.

Ich kann es nicht für mich behalten, es muß heraus: Ich habe gestohlen.

Nicht etwa den Stoff zu einem Drama. Daraus würde ich mir keinen Vorwurf machen, das haben Größere getan. Nein. Etwas ganz Materielles hab' ich gestohlen.

Ich kann's nicht mehr für mich behalten, daß ich gestohlen habe. Und da brauch' ich auch nicht! Diebstahl ist ein Verbrechen. Selbst das schlimmste Verbrechen verjährt nach zwei Jahrzehnten. Und daß ich gestohlen habe, das ist schon weit über zwanzig Jahre her. Zur Zeit meines Delikts war ich sechs Jahre alt, trug ein kurzes, braunes Samthöschen und lief in die erste Klasse einer Gymnasialvorschule. Dieses Bildungsinstitut hatte drei Klassen und jede zählte etwa dreißig Schüler. Wir waren somit unser etwa neunzig, und — — alle neunzig haben gestohlen. Ich will auch gleich sagen, was ich gestohlen habe. Einen Bollen.

„Pardon, einen Bullen? Einen Zuchtstier? Den kann doch kein sechsjähriger Junge stehlen?"

„Nein, ich sagte nicht Bullen, sondern Bollen."

„Ach so! Sie meinen eine Bolle? Bolle sagt der Berliner für Zwiebel ...."

„Nein, Verehrtester! Ich sagte nicht „eine Bolle", sondern „einen Bollen". Da, wo der Neckar in den Rhein mündet, wird man mich verstehen. Da weiß man, daß ein „Bollen" eine Zuckerstange ist, die drei Pfennige kostet — Notabene: wenn man sie kauft —, die etwa einen Daumen dick, eine halbe Spanne lang ist, und die so schön schmeckt — so wunderschön!

Die Bollen waren die corpora delicti bei uns sämmtlichen neunzig Gymnasialvorschülern.

Das heißt — bis zu dem denkwürdigen Tag, an dem ich diese schmachvolle Missetat beging, konnten von den neunzig Schülern nur neunundachtzig als Verbrecher betrachtet werden. Ich als neunzigster und einzigster war rein; meine Händchen waren noch unbefleckt von Diebessündenschulden; makellos und vorbildlich stand ich da in meinem kurzen, braunen Samthöschen.

Aber die andern wollten sich absolut nicht dazu entschließen, mich als Vorbild zu betrachten. Ganz im Gegenteil. In nicht eben freundschaftlichen Anspielungen gaben sie mir zu verstehen, daß ich durch meine übel angebrachte Ehrlichkeit sehr stark in ihrer Achtung gesunken sei. Es war um die Zeit der Maimesse. Auf dem Paradeplatz standen die Zuckerbuben in Reih und Glied, und in jeder waren Hunderte von „Bollen" ausgestellt. So verlockend und übrigens auch so unvorsichtig ausgestellt, daß es wirklich keine Kunst war, eben mal zuzugreifen, wenn die Verkäuferin wegsah. Jeden Morgen und jeden Nachmittag, eh' die Schule begann, kamen ein paar von den Herren Abcschützen mit Siegermienen an, die Taschen dick von den gemopsten Süßigkeiten, die als „gute Prise" kollegial geteilt wurden. Bloß ich bekam nichts ab, nichts als böse Blicke und giftige Sticheleien. Und eines schönen Tages (es war am zwölften Mai, einem Tage, von dem man schließlich verlangen darf, daß er schön ist), trat eine eigens gewählte Kommission an mich heran und bedeutete mir ernstlich, daß die Geschichte so nicht weiter gehen könne.

Die Kommission bestand aus den Aeltesten meiner Klasse. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Aeltesten die Repetenten, die „Sitzengebliebenen", also eigentlich dumme Kerle waren. Aber es gibt keine höhere Altersehrfurcht, als die, die ein sechsjähriger Hosenmatz vor einem siebenjährigen hat. Begreiflich also, wenn ich mit Hochachtung und Demut zuhörte, wie die Hosenmatzkommission ihren Antrag begründete.

Es herrschte, so hieß es da, allgemeine Entrüstung über meine Unmännlichkeit. Während selbst die Allerkleinsten schon ihrer sechs bis acht Bollen gestohlen und die Beute mit den Kameraden geteilt hätten, hätte ich — trotzdem ich von guter Mittellänge war, — ein derartiges, wünschenswertes Entgegenkommen noch nicht ein einziges Mal an den Tag gelegt. Und nicht nur, daß ich nicht für die anderen gestohlen hätte, auch nicht einmal für meinen persönlichen Privatbedarf hätte ich diese mannhafte Kühnheit bewiesen, sondern ich hätte es vorgezogen, in weibischer Feigheit meinen Bollenkonsum immer bar aus den Mitteln zu bestreiten, die mir von Hause aus als Taschengeld zur Verfügung gestellt waren. Man fand dieses Verhalten von mir unter aller Manneswürde und man wollte jeden ferneren Verkehr mit mir definitiv abbrechen, wenn ich nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden einen Bollendiebstahl zur Ausführung brächte, und zwar in Gegenwart zweier einwandsfreier Zeugen, die ich mir aus den Mitgliedern der Kommission zu wählen habe.

Wir sehen, der Mensch braucht nicht erst Student oder Leutnant zu werden, um verschrobene Ehrbegriffe zu bekommen. Unter günstigen Verhältnissen kann das Pflänzchen dieser Verschrobenheit auch schon bei einem sechsjährigen Hosenmatz sich recht wacker entwickeln. Und was mich anbelangt, so war ich nach den Ausführungen der Abcschützenkommission vollkommen davon überzeugt, daß es meine heiligste Ehrenpflicht sei, sofort und schleunigst einen Bollen zu stehlen. Daß meine Mutter, der ich früher von den Heldentaten der andern erzählt hatte, das Bollenstehlen eine Sünde nannte? Hm, so eine Mutter ist eben doch nur eine beschränkte, ältere Dame! Ich zuckte verächtlich meine kleinen Schultern, dann steckte ich mutig die Hände in die Taschen meines kurzen, braunen Samthöschens und, gefolgt von den beiden Einwandsfreien, zog ich nach dem Platze, wo die Zuckerbuden standen. Mannhaft wartete ich ab, bis die Verkäuferin wegschaute, mannhaft ergriff ich mit der Rechten eine Zuckerstange, und mannhaft lieferte ich dann meinen Raub den beiden Einwandsfreien aus, die das corpus delicti sofort auf dem Wege des Lutschens aus der Welt schafften.

Das war Nachmittags um vier.

Ich litt an einer Art von Mannhaftigkeitsrausch, der bis um acht Uhr währte, bis zur Stunde des gemeinsamen Abendbrotes am Familientisch. Bei dem ersten Blick aus den Augen meiner Mutter hat sich meine Mannhaftigkeit überraschend schnell verflüchtigt. Bange Zweifel stiegen in mir auf. Hat man etwas gemerkt? Weiß man? Ach Gott, was werden die Eltern dazu sagen? Ich schaute keinem ins Gesicht. Immer auf den großen Abreißkalender, drüben an der Wand. Er zeigte den zwölften Mai.

Gemerkt hat keiner etwas. Aber Abends gegen zehn, als ich allein in meinem Bettchen lag und es leer und schwarz und dunkel im Stübchen war, da kam ganz ohne fremden Zuspruch, ganz von allein — die Reue heiß und schmerzlich in mir aufgestiegen, und ein paarmal sprach der kleine Hemdenmatz, der sich nun gar nicht mehr recht mannhaft vorkam, laut in die finstere Nacht hinein: „Heute, am zwölften Mai, habe ich gestohlen!"

Und dann weinte der Hemdenmatz bitterlich und schwor, es nie und nimmer wieder zu tun.

Was ist mannhaft, was ist kindisch?

Wer ist schuldig und wer nicht?

Eine verflixte Geschichte! Jedenfalls ist es gut, wenn ein Mann ein Mann ist.

Der rote Kidl (Kittel).

Von Hans Fraungruber.

Die Fallbichlerin, däs war a G'spoaßige! Nit eppa, daß s' ihr koa hoamlichs Bratl obhbraten oder koa Schalerl Kaffee vergunnt hätt, derweil der Mann nit dahoam gwen is; ah nit, daß s' eppa ihrn Alten akrat verraten hätt, was die Ringerl und Ketterl, die Mascherl und Falberl kosten, dö s' allweil ins Haus bracht hat, a na, so g'spoaßi war s' nit, die Fallbichlerin, aber — die bäurische Weis hat ihr nit taugt.

Die Spenser und Joppen, die Kidln und Fürta (Schürze), wie s' die Duckbäurin oder die Gallenloiplin anglegt haben, dieselbigen waren der hoakligen Fallbichlerin alls z'leicht (zu minderwertig), was Extrigs hat's sein müassen. Halt ja, wohin mit'n Geld, wann d' Weiber nit wa'n? 's Anwesen hat's tragen, Kinda san koa in Haus gwean, und der Bauer, dö guate Haut, hat ihm noch was einbildt, bal' er in Sunnta mit sein ehlichen Kloadastock in d' Kircha gfahren is. Znachst kimt er gar selber mit an Binkl unter der Irxen (Achsel) daher und lacht schon auf'n ganzen Weg von Dörfl aufa in sein fuzzlads Pfeifenröhrl eini. Dahoam schmeißt er 'n Binkl auf'n Tisch und schreit der Bäurin: „Adelheid, heunt han ihr dr was mitbracht!" Die Bäurin brennt schon glei vor lauta Neugier a Loch in die Tischplatten mit ihre schwarzen Augen.

„Wa' nit aus — mitbracht hast mr was? Ja, was lauba (denn)? Was wird's eppa sein?"

„An neuchen Kidl han ih dr kaft."

„Uh, Marei — an Kidl! Wo hast 'n denn kaft?"

„Bei'n Kramer brunt," lacht der Bauer volla Freud und schneidt 'n Spagat ausanand, „an muatsaubern roten Kidl han ih dr kaft—acht Gulden fuchz'g Kreuzer hat er mih kost — da schau her!"

Draht sih die Bäurin weg und macht a Gsicht wie a Katz, der s' 'n Schnauzbart obgschnitten haben. Bei 'n Kramer hat er 'n kaft? Den Kidl mag s' nit, gar nit anschaun mag s' 'n. Woaß mr ah so auswendi, was mr bei'n Kramer für a haderwachlads Kidlzeug kriagt.

„Aber — Adelheid, nimm dena dein Verstand in d' Händ —"

Nix is 's, sie mag ah koan Verstand in d' Händ' nehma; brinzunderrot wird die schön Bäurin vor lauter Gall. „Was hast 'n ah so a Fladerwerch z'kafen? Acht Gulden fuchz'g Kreuzer für a Kidlzeug, wo dr die ganz Freundschaft durchsiacht! Ih schau mr schon selba um meine Kiddln um — für was han ih denn mein Miligeld (Geld für den Milchverkauf)? Bal' wieder amol der Kraxentrager kimt, werd ih dr zoagen, was bei mir a Kidl is, daß d' es woaßt, für a andersmal!" Wie a Wepsen sempert die Bäurin außi bei der Tür und der Fallbichler steht da mit sein roten Kidl in der Hand.

„Schlagralent," fluacht er, „was fang ih hiaz an? Wann ah die Bäurin d' Hosen anhat, kann doh ih koan Kidl nit anlegen! Z'leicht is er ihr, weil er von Kramer is. Wann ih netta 's Geld wieder hätt! Zrucktragen — na! Auslachen lassen — nohmal na! Haltaus, Michel — han ih nit in Wirtshaus unt an Kraxentrager sitzen gsehn? Sakra, hiaz fallt mr was ein!"

Der Fallbichler packt sein Binkl und zapft ohi ins Dorf: muaß ihm eppa eingfallen sein, daß er an Durst hat. — — Guat über däs. Nach 'n Feierabend, wie d' Fallbichlerischen bei der Stosuppen sitzen, krallt gach a kloans, punkerds (rundes) Mandl daher und stellt sein Kraxen (Tragkorb) vor'n Herrenleuten auf 'n Boden.

„Schau, a Kraxentrager?" brummt der Bauer und zwinselt (blinzelt) a weng auf sein Bäurin hin. Dö legt 'n boanern Löffel weg, putzt sih d' Händ in Fürfleck oh und steht gamrig (neugierig) auf. „Was hat er denn Rars, der Kraxentrager?"

's kloan Mandl wischt sih 'n Schwitz (Schweiß) oh und hebt ins Ratschen an: „Nadeln, Messer, Hafteln, Schuachnägel, Fingerhüt, Kokosoaf (Seife), schöne Ketten um 'n Hals, Mieder, Leibeln, blaue Kideln, Unterkibeln —"

„Mein Gad," verstellt sih d' Fallbichlerin, „wann mr nit eh allsand in Haus hätten —" und dabei zupft s' a weng in der Kraxen umanand, wie a Goaß, dö probirt, wie's Gras schmecken tuat.

Der Handler broat sein War' auf der Bank aus und z'letzt bringt er an roten Kidlzeug zwegn. Den habt er wie a Heidlkind (Wiegenkind) und schaut d' Bäurin andächti an. „Däs wa' was, ganz was extrigs," sagt er schön g'schmiert, „so a Muster von an Kidlzeug han ih in ganzen Ennstal nit gsehn."

Die Bäurin macht lange Aeugel. „Wa' nit aus! Ist habt's 'n eppa gar von Bruck oder Leoben?"

Wachelt der Kraxentrager mit die Händ. „Oha, von Graz schon!"

„Gar von Graz?" bawundert sih d' Fallbichlerin. „Der wird leicht a schöns Stuck Geld kosten!"

„Gar nix kost er! Eilf Gulden kost er — is däs a Geld für an Kidl, den in ganzen Ennstal koa Bäurin hat?"

Schreckt sih wohl a weng, die schön Bäurin, vor die eilf Gulden, aber was Extrigs wa's halt denn. „Sauber is er schon, der Kidlzeug, halt ja. Da siacht mr glei, was a War is, dö von weiterher kimt — gegen so a zausads Haderwerch, mit den bei uns der Kramer die dummen Leut anschmiert."

„Bal d' Sach nohmal soviel kost, aft mag's leicht zwoamal so guat und schön sein," bedeut der Bauer und macht a zwiespaltigs G'schau, wo mr nit woaß, tat er gern lacha oder woan.

„Dreimal so guat is er und dreimal so schön," bizzelt (stichelt) d' Fallbichlerin, „und justament kaf ih 'n, daß d' andern Bäurina was z'giften haben —"

Und der Bauer ah — denkt s' ihr dabei, aber der tuat nix dergleichen. Z'erst pfeift er sih oans, aft geht er gar bei der Tür aus und stapft in Stall.

Wie der Handel richti is, kimt der Kraxentrager nach mit an Gsicht, als saß er bis auf die Knia in Habern, und zählt 'n Bauern eilf Gulden bar auf d' Hand. Der Fallbichler steckt den andern zwoa Gulden zua, aft lacht er: „Dank dr schön, daß d' mr mein Kidl so guat verkaft hast. Auf dö Weis' haben mir all zwoa a G'schäft gemacht und mein' Weib is ah gholfen."

Nach a Weil geht er in d' Stuben zruck. Steht die Bäurin bein Spiagel, probirt 'n Kidl und draht sih wie der Wetterhahn, bal' der boarisch Wind waht. „So, Fallbichler," moant s' g'schnappi, „hiaz schau dr guat an, was a Kidlzeug is—weils allweil glaubts, ös verstehts ah was von Weiberleutsachen, ös Mannsbilder, ös einbilderischen überanand!"

Spieß umgedreht.

Wächter, der auf Kohlen suchende Knaben geschossen hatte, verhaftet.

Harris und Valentin Rodegere, Nr. 9245 Greenwood Ave., machten sich gestern Morgen mit ihrem Schlitten auf den Weg, um in der Nähe der Eisenbahngeleise Kohlen zu suchen, damit die Wohnung, wo ihre Mutter krank darniederliegt, geheizt werde. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als Wm. K. Lewis, ein in Diensten der Belt Railway stehender Wächter, ihrer ansichtig wurde und einen Schuß auf sie abgab, der Harris in den Arm traf, sodaß er ins Hospital gebracht werden mußte. Sein Bruder Valentin wurde verhaftet. Als die Polizei den wahren Sachverhalt erfuhr, drehte sie sofort den Spieß um, setzte Lewis unter der Anlage des tötlichen Angriffs hinter Schloß und Riegel und half Valentin, der unverzüglich freigelassen wurde, dabei, die Kohlen nach der Wohnung zu bringen, wo bald darauf ein helles Feuer im Ofen brannte.

Kleine Kriegsdepeschen.

Selbstmord eines Pariser Wirtes.

Paris, 20. Jan. Herr Henry, welcher durch seine Schankstube und sein Tausenden von Amerikanern, die in tausenden von Amerikanern, die in den letzten 18 Jahren Paris besucht hatten, sehr bekannt und beliebt war, beging gestern aus unbekannter Veranlassung Selbstmord, indem er aus dem fünften Stock seines Hotels sprang. Er wurde augenblicklich getötet.

(Später:) Paris, 20. Jan. Es wird jetzt mitgeteilt, daß der Hotelmann und Speisewirt Henry seine Verzweiflungstat bereits Freitagabend beging, während in seinem Hotel ein Bankett zu seinen Ehren abgehalten wurde. Henry, in anscheinend bester Laune, entschuldigte sich für einen Augenblick, ging auf den obersten Stock des Gebäudes und sprang ab!

Reiche Beute gemacht.

Der Blumenhändler Joseph Raske und der Apotheker T. Mygdal überfallen.

Eine ganz außerordentliche Frechheit legten zwei junge Burschen an den Tag, welche gestern Abend den Blumenhändler Joseph Raske in seinem Laden, Nr. 170 West Jackson Boulevard, mitten im Hauptgeschäftsviertel, überfielen. Sie fuhren in einem Kraftwagen vor dem Geschäfte vor und gaben sich anfangs den Anschein, als ob sie einen größeren Einkauf machen wollten, dann aber zogen sie plötzlich Revolver und forderten Raske auf, schleunigst mit Geld und Wertsachen herauszurücken. Ihre Beute besteht aus einem Diamantring im Wert von $750, einer goldenen Uhr nebst Kette, $30 in baarem Gelde und Checks auf $200. Obgleich vor dem Laden der regste Verkehr herrschte und der Ueberfallene laut um Hilfe rief, gelang es ihnen doch, ihre Flucht zu bewerkstelligen.

Nicht weniger als $350 erbeuteten zwei Räuber, welche den Apotheker Thornil Mygdal in seinem Geschäftslokal, Nr. 1100 California Ave., überfielen. Auch sie konnten bisher nicht dingfest gemacht werden.

Fand schlimmen Abschluß.

Henry Frederickson hat seinem Freunde Dettloff den Rücken aufgeschlitzt.

Ein Biergelage, welches Fred Dettloff, Nr. 1938 Bradley Place, und sein Freund Henry Frederickson, Nr. 1640 Belmont Ave., gestern Abend in des Letzteren Wohnung abhielten, fand einen schlimmen Abschluß. Die beiden jungen Männer gerieten nämlich in Streit mit einander und schließlich griff Frederickson zum Messer, womit er seinem Gegner eine etwa 16 Zoll lange Wunde am Rücken beibrachte. Der so übel Zugerichtete wurde nach dem Alexianer Hospital gebracht, während der Messerheld sich in der Polizeiwache an der Robey Str. hinter Schloß und Riegel befindet.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben:

Homonym (6144).
(Eingesandt von Ludwig Rippe.)

Ich rage hoch in Himmels Blau
Im Kontinent der Neger;
Ich halte hoch den Erdenbau,
Ich, der titan'sche Träger;
Dann wieder bin ich nur ein Band,
Doch faß' ich alle Länder;
Und glänzend, glatt werd' ich genannt
Als Seidenzeug und -Bänder.

Diamanträtsel (6145).
(Eingesandt von W. Steinhauer.)

E
E F H
H N R S S
U U V
V

Sind obige Buchstaben richtig geordnet, ergeben die 2., 3. und 4. Reihe, senkrecht und wagerecht gelesen, Worte folgender Bedeutung:
2. Ein Tier des Waldes.
3. Ein Stern oder auch eine Göttin.
4. „Etwas" am Pferde.

Scherzrätsel (6146).
(Eingesandt von H. Langfeldt.)

„Französisch" ist die Erste, klein;
„Plattdeutsch" wird die Zweite sein;
Doch das Ganze ist „Latein".

Sprichwort-Rätsel (6147).
(Eingesandt von Matias Straka)

E E E G H M N O O O
R R T T T T U

Aus obigen Buchstaben läßt sich ein vierfilbiges Sprichwort zusammensetzen, das von der Vergänglichkeit redet.

Visitenkarten-Rätsel (6148).
(Eingesandt von Margaret Wiesner.)

HANS C. RIED
EMDEN

Welchen Beruf, besonders für die lieben Nichten interessant, übt wohl dieser Herr aus?

Worträtsel (6149).
(Eingesandt von P. C. A. König.)

Er fällt herab.
Drehst Du ihn um
Färbt er nicht ab.

Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Verteilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet am Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, und vereinfachen dem R. R. die Arbeit um ein Bedeutendes; werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 3-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind. Stadtbriefe kosten 2 Cents, ebenso viel alle Postkarten.

Die Rätselfreunde sind dringend ersucht, ihre Einsendung an die „Rätselecke" oder den „R. R." (Rätsel-Redakteur) zu richten.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co." abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 5 Cents in Briefmarken einsenden.

Nebenrätsel:

1. Rätsel.

Vorn und rückwärts gleich der Zeichen vier
Nennen einen Namen dir.
Wirst du die Namen der deutschen Kaiser kennen,
Brauche ich ihn nicht zu nennen.
Vorne rund und hinten rund,
In der Mitte wie ein Pfund.

2. Rätsel.

Nicht ganz ohne Mühe ersteigst du mein Erstes;
Mein Zweites wird nimmer zu Fuße gemacht.
Mit Tränen des Dankes blickt der Pilger zum Himmel,
Hat er das beschwerliche Ganze vollbracht.

3. Rätsel.

Du freuest dich
Steh' ich vor dir;
Du scheuest mich,
Stehst du vor mir.

Auflösungen zu den Preisrätseln in voriger Nummer:

Worträtsel (6138).
M—amsel—l.
Richtig gelöst von 42 Einsendern.

Zahlenrätsel (6139).
Sperling.
Richtig gelöst von 56 Einsendern.

Silbenrätsel (6140).
Nord—häuser.
Richtig gelöst von 53 Einsendern.

Rätsel (6141).
Wagen; Zagen.
Richtig gelöst von 28 Einsendern.

Quadraträtsel (6142).

H E L D
E S A U
L A M M
D U M M

Richtig gelöst von 56 Einsendern.

Visitenkarten-Rätsel (6143).
Baltimore.
Richtig gelöst von 53 Einsendern.

Auflösungen zu den Nebenrätseln in voriger Nummer:

1. Rätsel — Bett.
2. Rätsel — Trost.
3. Rätsel — Verse, Ferse.

Richtige Lösungen sandten ein:

Chas. Kaiser (5 Preisaufgaben — 3 Nebenrätsel); Fr. Claire Bechtold (5—3); Wm. Thüringer (4—3); F. Roggerst (5—3); P. C. A. Koenig („die „verlängerte Lerche" war sehr schön!) (6—3); F. H. Roeßler (6—3); Wm. Teubel (6—3); F. F. Schiele (5—3); Fr. Elsie Sterzer (5—3); Wilhelmine Vogel (4—3); W. Schaper (6—3); Carl Chaske (4—3); G. W. Cramer (richtig: 40 ist „unbekömmlich.") (5—3); Henry Heckmann (4—3); H. Langfeldt (6—2); Pauline Benkwitz (6—3); Ludwig Rippe (sehr gut!) (6—3); Fr. Louise Pinger (so ging es leider vielen.) (6—3); Fr. Bertha Bork (5—3); T. O. Nickel (5—3); Emil Weißig (Sie hatten recht: es stimmte nicht.) (5—3); Chas. Bachrodt (5—3); Fr. Adolphine Hensel (6—3); Ernst Böhm (5—3); F. Paulmann (5—3); Margaret Wiesner (5—3); Herman Kornrumpf (6—3); Fr. J. Nissen (willkommen!) (4—3); F. Leiser (5—3); Fr. H. Fröhlich (6—3).

E. E. Winckler (6—3); Joseph Seligmann (4—0); Fr. Hedwig Brachetti (5—3); Fr. A. Gnadke (6—3); Fr. M. Laßmann (4—2); Fr. Emilie Joch (6—3); Fritz Joch (6—3); Fr. Käthe Schmidhofer (so, und noch schlimmer ging es leider vielen) (6—3); C. W. Schwarz (6—3); Fr. L. Kofsky (ist klein Margaret auch recht fleißig?) (3—2); Fr. Ackermann (0—3); Frances Goeranson (5—3); Otto Kaiser (Sie waren noch lange nicht der letzte) (5—3); Marie Christiaans (der Onkel denkt ebenso und dankt für Ihre Offenheit) (6—3); Ernst Meinert (6—3); H. Zimmermann (5—3); Frieda Zimmermann (5—3); L. R. Kratzmüller (6—3); Fr. E. Richter (4—0); H. A. Hein (bitte um Ihre Adresse) (5—3); C. Werner-Wehrmann (6—2); Arno Mauer (6—3); Mathias Straka (noch rechtzeitig genug) (5—3); Fr. F. Zielke (5—3); Fr. M. Schadt (4—3); Frau Martha Rogge (5—3); Andy Seifert (3—2).

Nachträglich eingelaufen:

F. W. Heinke (6—3); Margaretha Löwenstein (4—3); H. Hand (5—3); J. Kroeger (4—3); Harry Amicus (4—3); Wilhelm Belz (4—3); Fr. R. Stuke (5—0); Marie Wolff (6—3).

Prämien gewannen:

Nr. 6138 — 42 Lose — Nr. 19. Chas. Bachrodt, 1324 Otto Str.
Nr. 6139 — 56 Lose — Nr. 43. Marie Christiaans, Lockport, Ill.
Nr. 6140 — 53 Lose — Nr. 8. Fr. Elsie Sterzer, 2331 School Str.
Nr. 6141 — 28 Lose — Nr. 25. H. A. Hein.
Nr. 6142 — 56 Lose — Nr. 14. Henry Heckmann, 3748 N. Christiana Ave.
Nr. 6143 — 53 Lose — Nr. 36. Fr. Käte Schmidhofer, Sauk City, Wis.

Rätsel-Briefkasten.

Es kam, wie zu erwarten war: infolge des Unwetters bekamen viele Rätsellöser die letzte Sonntagpost sehr spät oder gar nicht. Gern hätte der Onkel noch mit der Verteilung der Preise gewartet, in der Hoffnung, der kleinen Zahl noch einige Namen beifügen zu können; aber der Setzer ist unerbittlich, so blieb die Zahl der Neffen und Nichten etwas klein. Doch hofft auf um so freudigere Beteiligung — wenn's draußen stürmt, am warmen Ofen — der R. R.

Börsennotirungen.

Chicago, d 19. Januar 1918.

Nachstehend die heutigen Notirungen an der Getreidebörse:

	Hoch	Niedrig	11 Vorm.	Schluß
Mais—				
Jan .	$ —	$ —	$1.27⅞	$1.27⅞
Mai .	1.24⅝—⅞	1.24⅝—⅞	1.24⅝	1.24⅝
Hafer—				
Jan .	.79⅜	.79⅜	.79⅜	.79
März	—	—	.78⅞	—
Mai .	.76⅝—⅞	.76⅝	.76⅝	.76⅝
Speck—				
Jan .	—	—	—	47.10
Mai .	—	—	—	45.80
Schmalz—				
Jan .	—	—	—	24.82
Mai .	—	—	25.05	25.02
Rippen—				
Jan .	24.10	24.07	24.07	24.02
Mai .	24.47	24.45	24.47	24.45

Produkten-Börse.

Wochenbericht.

Die vergangene Woche zeichnete sich, eine Folge der durch das letzte Unwetter verursachten Verkehrsstörungen, durch auffallend schwache Zufuhr der Bedarfsartikel des Marktes aus; am auffallendsten trat das auf dem Geflügelmarkt in's Auge: lebendes Geflügel kam fast nur ein Viertel des Betrages der letzten Woche auf den Markt, und geschlachtete Waare traf vielfach in schlechtem Zustand ein. Gefrorenes Geflügel muß schnell und darum oft zu niedrigerem Preise verkauft werden. An zweiter Stelle stehen Eier, wenn man die Zahlen der Zufuhr von der vergangenen und denen der vorherigen Woche vergleicht. Bei Kartoffeln ist der Unterschied nur darum verhältnißmäßig wenig auffallend, weil die Zufuhr bereits seit längerer Zeit sehr ungenügend ist. Das zeigt ein Vergleich mit der Zufuhr in der entsprechenden Woche des Vorjahres, das doch ein Fehljahr für Kartoffeln war. Bei den Preisen, die der Konsument zu zahlen hat, versteht man übrigens auch, warum die Farmer mit den ihnen gebotenen Preisen unzufrieden sind und nicht gern verkaufen. Folgendes sind die Angaben des Marktberichts über die Zufuhr:

	diese Woche	letzte Woche	entsprechende Woche des Vorjahres	
Butter	21,470	29,656	39,133	Kübel
Eier	9,292	19,198	13,381	Kisten
Käse	1,152,000	2,012,000	1,928,000	Pfund
Geflügel	740	2,745	—	Lattenkisten
Kartoffeln	113	130	216	Waggonladungen

Die folgenden Preise gelten für den Großhandel. Beim Einkauf kleinerer Quantitäten sind die Preise etwas höher.

Für Bäcker und Zuckerbäcker.

(Notirungen und Bericht von W. K. Jahn Co., 130 Nord Franklin Straße.)

Kakao	$0.16	—0.20
Starke Nachfrage, doch Preise stetig. 20% gut losbar, wie oben geringere Grade billig nach Butterfettgehalt. Preise steigend wegen geringer Vorräte an Kühlwaare und frischem Material.		
Gelatine	0.68	—1.05
Gute, essbare Waare sehr wenig offerirt. Importirte abgeschnitten. Vor Schluß der Saison droht Mangel an Waare einzutreten.		
Japanische Gelatine (Agar-Agar)—		
Nr. 1		0.82
Nr. 2		0.58
Nr. 3		0.49
Getrocknete Eier		0.75
Nur Eiweiß		1.10
Gummi — Arabischer	0.55	—0.50
Tragacanth, für "Icecream-powder"	1.75	—2.40
„Icecreampowder"	0.25	—0.30
„Maple"-Zucker (kanadisch)	0.24	—0.25
(Die Ernte ist ausverkauft.) (Viele Export-Orders.)		
Reismehl	0.07	—0.08¼
Große Nachfrage.		
Milchstreupulver		0.34½

Zucker.

Lalb. H. & E. 100 Pfund	10.13
Staubzucker, Stand	8.71½
Granulirt, 100 Pfund	8.51½
Nr. 7, 100 Pfund	8.16
Rübenzucker	7.62½

Molkerei-Produkte.

Butter.

(Notirungen von Wahne & Low, 159 West South Water Straße.)

„Creamery, extra, das Pfund		0.48½
„Extra Firsts", das Pfund	0.47½	—0.48
„Firsts" das Pfund	0.44	—0.47
„Seconds", das Pfund	0.40	—0.42
Backwaare, das Pfund	0.35	—0.35½
„Ladles", das Pfund	0.38	—0.39

Käse.

(Notirungen von der Käsebörse.)

„Cheddars", das Pfund	0.23¾	—0.23¾
Rahmkäse, „Twins", das Pfd.	0.23¼	—0.23¾
„Young America", das Pfund	0.26½	—0.27
„Daisies", das Pfund	0.25	—0.25½
„Brick", das Pfund	0.25½	—0.26½
„Long Horns", das Pfund	0.26⅝	—0.27
Schweizer, rund (neu), Pfund	0.40	—0.41
do. (Block), neu, Pfund	0.31	—0.32
Limburger, 2-Pfd.-Stücke, Pfd.	0.27	—0.27¼
do., 1-Pfund-Stücke	0.28	—0.28½

Eier.

(Notirungen von Wahne & Low, 159 West South Water Straße.)

„Fresh Firsts", das Dutzend	0.58	—0.59
„Ordinary Firsts", das Dtzd.	0.54	—0.56
Gemischte Waaren, Kisten eingeschlossen, das Dutzend	0.53	—0.57
„Dirties", das Dutzend	0.42	—0.43
„Checks", das Dutzend	0.32	—0.33
(Eier für Grocers ungefähr 3c höher.)		
Kühlhauseier		
das Dutzend zu		0.41½

Geflügel und Fleisch.

Geflügel (lebend)

(Notirungen von Jepsen & Murmann, 226 West South Water Straße.)
(Die Preise gelten nur für fünf Lattenkisten oder mehr, einzelne Lattenkisten ½ Cent das Pfund höher.)

Hühner, das Pfund		0.25
„Springs", das Pfund		0.22½
Truthühner, lebend, das Pfd.		0.26
Hähne, das Pfund		0.17½
Enten, das Pfund	0.25	—0.26
Indian Runner Enten, d. Pfd.		0.20
Gänse, das Pfund	0.23	—0.24
Perlhühner, das Dutzend		3.50
Alte Tauben, lebend, Dutzend		1.25
„Squabs", lebend, Dutzend		1.75
do., zugerichtet, Dutzend	2.00	—3.00
Kleine, magere weniger.		
(Zur Notiz für Geflügelfender! — Nur gute fleischige Tiere sind hier verkäuflich.)		

Geflügel (zugerichtet).

Hühner, das Pfund	0.27	—0.28
Truthühner, das Pfund	0.32	—0.33
Enten, das Pfund	0.29	—0.30
Gänse, das Pfund	0.25	—0.26

Rindfleisch (zugerichtet)

Rippen, Nr. 1, das Pfund ... $	0.28
do., Nr. 2, das Pfund	0.20
do., Nr. 3, das Pfund	0.14
„Loins", Nr. 1, das Pfund	0.35
do., Nr. 2, das Pfund	0.22
do., Nr. 3, das Pfund	0.16
„Rounds", Nr. 1, das Pfund	0.18
do., Nr. 2, das Pfund	0.16
do., Nr. 3, das Pfund	0.14
„Chucks", Nr. 1, das Pfund	0.17
do., Nr. 2, das Pfund	0.16
do., Nr. 3, das Pfund	0.14
„Plates", Nr. 1, das Pfund	0.16
do., Nr. 2, das Pfund	0.14
do., Nr. 3, das Pfund	0.12

Schweine (zugerichtet)

Gesalzen, das Faß	47.00	—47.50
Schmalz, 100 Pfund		24.82
Rippen, das Pfund	0.25	—0.25¼
„Plates", das Pfund	0.23¼	—0.23¼
Schenkel, das Pfund	0.24¼	—0.26¾
Speck, das Pfund	0.34½	—0.35
Schinken, das Pfund	0.27½	—0.28

Kälber (geschlachtet)

(Notirungen von Jepsen & Murmann, 226 West South Water Straße.)

50— 60 Pfd. Gewicht, Pfd.	0.18½	—0.19
60— 70 Pfd. Gewicht, Pfd.	0.19½	—0.20
70— 80 Pfd. Gewicht, Pfd.	0.20½	—0.21
90—120 Pfd. Gewicht (ausgesucht), das Pfund	0.21½	—0.22

Hasen.

Das Dutzend zu	2.75

Südfrüchte.

(Notirungen von George F. Grimm & Co., 179—181 West South Water Straße.)

Apfelsinen, California Navels, die Kiste zu	5.50	—5.75
do., Florida, die Kiste	4.75	—5.00
Zitronen (240), die Kiste	4.50	—5.00
do. (420), die Kiste	4.25	—4.50
Grape Fruit, Florida, Kiste	3.50	—4.50

Frisches Obst.

Aepfel usw.

(Notirungen von George F. Grimm & Co., 179—181 West South Water Straße.)

Northern Spies, das Faß	5.50	—6.00
York Imperials, das Faß	4.75	—5.25
Willow Twigs, das Faß	4.00	—4.50
Baldwins, das Faß	4.75	—5.00
Golden Russets, das Faß		5.00
Kings, das Faß	5.00	—5.50
Talman Sweets, das Faß	4.00	—4.50
Jonathans, das Faß	5.00	—5.50
Greenings, das Faß	5.50	—6.00
Ben Davis, das Faß	3.25	—4.00
Kochäpfel, das Faß	2.50	—3.50
Westliche, in Kisten—		
Spitzenberg	2.00	—2.50
Delicious	2.00	—2.75

Beeren.

Preißelbeeren, Cape Cod, Faß		20.00
do., „Jumbos", das Faß	19.00	—20.00

Nüsse.

Hickory, das Pfund	0.02½	—0.03

Frisches Gemüse.

(Notirungen von George F. Grimm & Co., 179—181 West South Water Straße.)

Anis, das Faß		3.00
Artischoken, die Kiste		5.00
Blumenkohl, Case	1.60	—1.65
Eierpflanzen, Crate		3.00
Gurken, hiesige, Kiste 2 Dtz.	3.50	—3.75
do., Streator, extra		4.00
Karrotten, das Faß	3.00	—3.50
do., do., der Sack		0.75
Knoblauch, Louisiana, Strang	0.25	—0.30
Kohlrabi, das Faß		4.00
Kraut, Wisconsin, das Faß		4.00
Meerrettig, Dutzend Wurzeln	0.75	—0.80
Pastinaken, der Sack		0.75
Petersilie, Louisiana, Faß		4.00
do., krause, das Faß	8.00	—9.00
Pfeffer, Crate	6.00	—6.50
Pilze, Minnesota, Pfund		0.55
do., hiesige, das Pfund		0.65
Radieschen, Ill., Dtz. Bündel	0.40	—0.60
Rosenkohl, große Trommel	11.00	—12.00
do., das Quart	0.14	—0.15
Rüben, rote, das Faß	4.50	—5.00
do., heimische, der Sack	1.00	—1.15
Salat, Kopf—		
Louisiana, Hamper		0.75
Iceberg, Crate	2.00	—2.25
Endivien, das Faß	3.00	—3.25
do., französischer, Pfund		0.20
Eskarol, das Faß	3.00	—3.25
Blattsalat, die Kiste	0.32½	—0.35
Schalotten, das Faß	4.00	—4.50
Schnittbohnen, grüne, Hamper	5.00	—5.50
do., gelbe, do.		5.00
Schwarzwurz, Dutzend Bündel	0.40	—0.45
Sellerie, Michigan	1.00	—1.10
do., California, Crate	3.00	—3.50
Spinat, das Faß		12.00
Squash, das Faß	3.00	—3.25
Tomaten, Ohio, 10 Pfund	1.00	—1.50
Turnips, das Faß	4.50	—5.00
do., die Kiste		0.45
Wasserkresse, das Faß		3.50
Zwiebeln, Ill., Sack 70 Pfd.	1.25	—1.40
do., Ohio, Sack 100 Pfund	2.25	—2.50
do., California, gelbe	2.25	—2.50
do., do., weiße		2.50

Süßkartoffeln.

Illinois, Hamper	2.00	—2.25
Jersey, Hamper		2.75

Kartoffeln.

(E. Starks Co., 192 N. Clark Str.)
(Die Preise gelten nur bei Abnahme von Waggonladungen.)

Minnesota, Wisconsin, Dakota, per 100 Pfund	2.00	—2.25
Westliche, per 100 Pfund	2.10	—2.35

Getreide, Mehl u. Heu.

(Baarpreise.)

Winterweizen—(Regierungspreise)—		
Nr. 1, hart		2.20
Nr. 2, do.		2.17
Nr. 1, rot		2.20
Nr. 2, do.		2.17
Sommerweizen—		
Nr. 1, nördlicher		2.20
Nr. 2, do.		2.17
Nr. 3, do.		1.75
Mais—		
Nr. 4, gemischt		1.54
Nr. 5, do.	1.40	—1.52
Nr. 6, do.	1.23	—1.40
Nr. 3, gelb		1.75
Nr. 4, do.	1.61	—1.63
Nr. 5, do.	1.40	—1.42
Nr. 6, do.	1.38	—1.38
Nr. 5, weiß	1.40	—1.42
Nr. 6, do.	1.33	—1.42
Zufuhr—		
Weizen 2,000	Mais	101,000
Verschiffung—		
Weizen 4,000	Mais	32,000
Hafer—		
Nr. 2, weiß		0.81¾
Nr. 3, do.	0.80½	—0.81¾
Nr. 4, do.		0.80
„Standard"	0.81¼	—0.82¼
Gerste—		
Malz	1.45	—1.57
Futter	1.40	—1.52
„Screenings"	0.90	—1.30
Roggen—		
Nr. 2		1.90
Mehl—		
Winter	10.50	—10.75
Frühjahr		10.70
Gemischt	9.00	—10.00
Roggen		9.50
do., dunkel		8.80
Gerste		10.90
Mais	10.35	—10.45
Kleie, die Tonne		35.00

Heu (Verkauf auf den Geleisen)—

Timothy, hochfein	30.00	—31.00
do., Nr. 1	29.00	—30.00
do., Nr. 2	28.00	—29.00
do., Nr. 3	26.00	—28.00
Kansas, Oklahoma und Missouri Prairie	24.00	—25.00
do., Nr. 1	22.00	—24.00
do., Nr. 2	20.00	—22.00
do., Nr. 3	18.00	—20.00
Illinois, Indiana, Wisconsin-Futter	16.00	—19.00
Packheu	10.00	—12.00
Stroh—		
Roggen	11.00	—11.50
Hafer	11.00	—11.50
Weizen	10.00	—10.50
Kleesamen, „Cash Lots"	22.00	—29.00
Timothysamen, „Country Lots"	5.00	—8.00
Flachs—		
Duluth		3.50

Schlachtvieh.

Rinder (per 100 Pfund)—		
Gute bis ausgef. Ochsen	13.25	—14.00
Mittlere bis gute	9.50	—13.00
Jährlinge	10.75	—13.75
Fette Kühe und Rinder	7.60	—11.75
Bullen	6.00	—9.00
Kälber, gute bis ausgef.	10.00	—16.50
Schweine (per 100 Pfund)—		
Im Durchschnitt	16.50	—16.80
Schwere Fleischerwaare	16.75	—16.90
Leichte Fleischerwaare	16.60	—16.85
Leichte Speckwaare	16.15	—16.80
Schwere Packwaare (260 bis 400 Pfund)	16.40	—16.70
Gemischte, do., 200—250 Pfund	16.40	—16.65
Ferkel, mindere bis beste	12.75	—15.50
Schafe (per 100 Pfund)—		
Lämmer, gew. bis beste	16.00	—18.00
do., geringere Sorten	13.75	—15.00
Jährlinge	12.25	—15.00
Weihers, geringe bis beste	12.00	—13.25
Ewes, geringe bis beste	7.50	—12.60
Böcke	8.25	—10.00

Oel, Harz und Alkohol.

(Preise vom Paint, Oil and Varnish Club, 900 West 18. Straße.)

Standard, weiß, 175	$	0.20½
Naphtha		0.20½
Red Crown Gasolin		0.21
Winteröl, schwarz		0.10½
Leinsamenöl, roh, im Faß		1.35
do., gereinigt, do.		1.36
Terpentin, im Faß, Gallone		0.52½
Reines Bleiweiß, in 100 Pfd. Fäßchen, das Faß		11.50
Kleinere Quantitäten, das Faß	1.60	—6.00
Extra Qual. Gilders' Whiting, in Fässern, 100 Pfund	2.00	—3.00
New Yorker Gyps, 1 bis 4 Fässer, das Faß	2.50	—3.50
Schellack, orangefarben		3.25
do., weiß		3.50
Denatur. Alkohol, 180-grad		0.80

Wöchentliche Briefliste.

Nachfolgendes ist die Liste der im hiesigen Postamt lagernden für Empfänger mit deutschem Namen bestimmten Briefe. Wenn dieselben nicht innerhalb 14 Tagen von obenstehendem Datum angerechnet abgeholt werden, so werden sie nach der „Dead Letter Office" gesandt.

Chicago, den 19. Januar 1918.

1 Alderman W	19 Radand K
2 Bartman Jakub	24 Korhan Alma
4 Bohm Klara	30 Merkel Ivan
5 BrandageJosephine	36 Rosse Phillip
13 Fineberg E	39 Steinberg E
16 Hanselman Joseph	40 Stenman M
17 Heller Robert	

Müßige Frage.

Weshalb bellt der Hund den Mond an?

Schweden ist ein neutrales Land. Sie scheinen dort, trotz aller gegenteiligen Meldungen, keine Sorgen zu haben. Beneidenswerte Schweden!

Sie scheinen keine Sorgen zu haben, denn das „Swenska Dageblad" in Stockholm hat einen Wettbewerb veranstaltet über die Frage: „Warum bellt der Hund den Mond an?" — Und das Blatt hat nahezu hundert Antworten erhalten .... beneidenswerte Schweden, die dazu jetzt Zeit haben; die sich weder über den Krieg, noch über Zuckermangel oder Kohlennot die Köpfe zerbrechen. Manche der Einsender verneinen zwar die Vorfrage und leugnen überhaupt, daß der Hund den Mond anbelle, aber die große Mehrzahl ist doch hiervon als Tatsache fest überzeugt. Nur ist es freilich ingrunde nicht der Mond, den der Hund anbellt. Seit Urzeiten hat er von seinen Ahnen die Gewohnheit nächtlicher „Korrespondenz" ererbt: er tauscht bei Nacht bellend seine Gedanken mit seinesgleichen aus und hört überdies in der nächtlichen Stille viele Laute, die ihn fesseln oder auch beunruhigen. Um sein Geheul auszustoßen, ist er gezwungen, die Nase in die Höhe zu stecken, und so sei die Vorstellung aufgekommen, als ob er irgendein besonderes Interesse am Monde nehme.

Eine verwandte Ansicht äußert ein anderer Einsender, der daran erinnert, daß zur Zeit des Neumondes die Raubtiere des Waldes am begierigsten seien und um diese Zeit eine neue Jagdperiode zu beginnen pflegten. Das habe der Wachthund, als der treue Gefährte des Menschen, natürlich bald herausbekommen und so habe er sich zur Zeit des Neumondes eine erhöhte Wachsamkeit angewöhnt, die er durch reges Bellen bekunde. Bei den Hunden, die jetzt keinen Wachtdienst mehr versehen, wirkt dann die altererbte Gewohnheit noch immer weiter fort. Auch ein alter Jäger meint, natürlich sei es nicht der Mond, den der Hund anbellt, sondern es seien die Schatten und Reflexe, die bei klarem Mondschein hervorträten, wodurch er beunruhigt würde; und dazu komme noch der Umstand, daß in klaren, mondhellen Frostnächten sich der Laut viel weiter und leichter verbreitet. Der Hund hört also mehr als zu anderen Zeiten, er hört auch viele Stimmen anderer Hunde,, erwidert ihnen und kommt schließlich in eine Art von Aufregung, die er nicht mehr überwinden kann und die sich in der endlosen Fortsetzung seines Geheuls äußert.

Auch nach der Meinung einer weiteren Einsendung ist es nicht der Mond, sondern es sind die Wolken, gegen die sich das Gebell des Hundes richtet. Die Mondnacht ist dem Hunde unheimlich. Er weiß, daß es Nacht ist, und er weiß, daß die Nacht dunkel zu sein pflegt. Jetzt sieht er aber z. B. eine Katze mit einem großen, breiten Schatten neben sich springen. Das ist mystisch. In Oesterreich pflegt man zu sagen: „Der Hund bellt den Mond an, weil er sich vor dem Schatten fürchtet." Die ungewohnten Erscheinungen der Mondnacht macht auch ein anderer Hundefreund für das Geheul verantwortlich. Dem Hunde ist es bekannt, daß, wo Licht ist, auch Wärme ist. So weiß er's von der Sonne, so kennt er's vom Feuer. Hier ist nun aber Licht — und keine Wärme: das verwirrt ihn, beunruhigt, regt ihn auf und bringt ihn zum Heulen. Es fehlt nicht an Antworten, die das Gebell des Hundes gegen den Mond auf psychologische Regungen von ähnlicher Art, wie die des Menschen, zurückführen wollen.

Von Albert Weiße.

Quabbe: Die alten Herrn, die uns mit der Verfassung beglückten, huldigten eben noch der Ansicht der Kirchenväter, daß das Weib in der Oeffentlichkeit (in ecclesia) zu schweigen habe! — Sie hatten daher auch nicht die geringste Veranlassung, sich über die Frage, ob und wie weit die Frauen an der Wahl der Beamten bezw. an der Verwaltung des Landes Teil haben sollten, den Kopf zu zerbrechen! Ebensowenig hatten sie Grund, sich mit der Trinkfrage zu beschäftigen! Sie sahen es als das natürliche und selbstverständliche Recht aller Menschen an, zu essen und zu trinken, was ihnen beliebte. Der Temperenz-Fanatiker, wie auch die Suffragette lagen also damals noch weit hinten im Schooße der Zeiten. — Wenn Sie das Ihrer geschätzten Apotheken-Schwägerin klar machen, lieber Gottlieb, wird sich die Dame nicht mehr zu der wenig patriotischen Behauptung versteigen, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten nur ein Stückwerk ist, und sich auch nicht wundern, daß dieses Grundrecht wie jetzt durch das Frauenstimmrechts- und Prohibitions-Amendement, ab und zu ergänzt oder abgeändert werden muß, um den neu auftretenden Forderungen des Zeitgeistes Rechnung zu tragen! Als Dame, die stets einen modernen Hut zu tragen liebt, weiß sie, daß sie an diesem, ihrem Kopfschmuck beständig Aenderungen und Zusätze, die die Mode vorschreibt machen muß. — Matatis mutandis gilt auch von der Verfassung.

Kulicke: Ahl reit, Mr. Quabbe: Ist es aber auch shur, daß jetzt alle Wimmenfolks, bei alle Jlettschens in alle Stahts wohten können. —

Quabbe: Not yet, but soon. — Das vorläufig erst vom Abgeordnetenhaus angenommene Gesetz muß noch die Zustimmung des Senats und einer Dreiviertel Majorität aller Staaten finden, ehe es nach 6 Jahren in Kraft tritt —

Charlie: Also zu derselben Zeit, da die nationale Prohibition der persönlichen Freiheit den Garaus machen, und der Saloonkeeper nicht mehr hinter seiner Bar sondern nur noch ausgestopft in Museen als Memento an frühere, bessere und lustigere Zeiten zu finden sein wird. Aber warum darüber jammern? Haben wir es trotz aller großartigen Sprüche und trotz allen mutigen Indiehändespuckens zur Abwehr gegen die Herrschaft des Weibes und des Muckervolkes nicht dazu kommen lassen, daß der Temperenzpfaffe zur Suffragette mit vollem Rechte sagen kann: „Mit Dir im Arm und mein Jahrhundert ford're ich in die Schranken!" —

Grieshuber: Nicht jede Frau, die eine Lanze für die Gleichberechtigung ihres Geschlechts mit dem der Männer einlegt, stößt mit dem Mukerpack in ein Horn. — Das gilt namentlich von den eingewanderten Frauen, von denen viele dem frohen Lebensgenuß und einem guten Tropfen in Ehren und in passender Gesellschaft durchaus nicht abhold sind. — Meine Frau könnte ich beispielsweise zehnmal leichter dazu bewegen, mit mir in ein anständiges Bierlokal zu gehen, als mich in eine Erweckungsversammlung des „ehrwürdigen" Billy Sunday, zu begleiten der fürs Frauenrecht und die Ausrottung des Teufels Alkohol kämpft!

Quabbe: Diesem Teufelaustreiber und „Clown im geistlichen Gewande" ist für seine Bemühungen um die Gleichstellung der beiden Geschlechter eine hohe Ehrung zu Teil geworden. Er hat bei der Haussitzung, in der den Frauen das Stimmrecht gewährt wurde, das Eröffnungsgebet sprechen dürfen!

Charlie: Erfreulicher Weise haben wir nur en passant die mehr als zweifelhafte Ehre gehabt, die Bekanntschaft dieses Evangelisten „eigner Art" zu machen! — Seinem Entschluß, — den Teufel in seiner ureigensten Domäne, in Chicago, zu bekämpfen, gab er schon nach einigen Tagen als völlig aussichtslos auf. Als Zuhörer im Healy-Prozeß war ihm die Ueberzeugung gekommen, daß er sich einem viel zu gewaltigen Stück Arbeit gegenübersah, denn um sein Renommee als Teufelsaustreiber par excellence zu retten, hätte er nicht nur den Teufel Alkohol sondern auch die übrigen unsauberen Geister der Hölle ausrotten müssen, die aber alle hier mit Unterstützung der Polizei ihr greuliches Spiel treiben, und Chicago zu einem unergründlichen, bodenlosen Sündenpfuhl machen!

Lehmann: Der Healey-Prozeß hat 100,000 Dollars gekostet. Weiter is nischt dabei herausjekommen. Et zeigte sich, det die janze hochnotpeinliche Untersuchung, um mir jebildet auszudrücken, for der Katz war.

Grieshuber: Unzweifelhaft hat der Staatsanwalt ein solches Fiasko der Chicagoer Strafrechtspflege vorausgesehen. Wenn er dennoch diesen aussichtslosen, aber äußerst kostspieligen Monsterprozeß anstrengte, so ging er zweifelsohne von der gar nicht so übeln Ansicht aus, daß der Staat ebenso wie das einzelne Individuum das unveräußerliche Recht hat, sich so gut, wie er kann, zu blamiren.

Quabbe: Zu dieser, für den Staatsanwalt wenig schmeichelhaften Annahme muß man allerdings gelangen, wenn man in Erwägung zieht, daß er Zeugen für die Anklage ins Treffen führte, die statt auf den Zeugenstand, von Rechtswegen selbst auf die Anklagebank gehörten, von der aus sie möglichst schnell ins Zuchthaus oder besser noch an den Galgen hätten spedirt werden sollen. Auf die Beschuldigung eines Schurken wie Costello hin konnte ein gewissenhafter Geschworener die Schuldfrage der Angeklagten unmöglich bejahen. Auch die, gelinde ausgedrückt, „merkwürdige" Art und Weise, wie das Belastungsmaterial zusammengebracht wurde, war durchaus nicht geeignet, die Seite der Anklage zu stärken. Das Belauschen von Privatgesprächen, Anbohren von Telephonleitungen, Verwirren und Bulldosen von Zeugen der Verteidigung sind Praktiken, die kein rechtlich denkender Juror billigt, und noch weniger zur Ueberführung eines Angeklagten für ausreichend hält.

Lehmann: Ick jloobe, det der Staatsanwalt in seinen Injrimm jejen den Jüngern der heilijen Hermandad mit diesen Prozeß der Welt und den umliegenden Dörfern nur einen kleinen Anschauungsunterricht erteilen wollte. Er beabsichtigte sozusagen und jewissermaßen wie in eine „Moving Picture Show" durch die Vorjänge uffs Jericht die Menschheit ad Demosthenes zu okuliren (Quabbe: Sie meinen: Ad oculus zu demonstriren), wie et in det dunkelste Chicajo zujeht un' wat for 'ne fragwürdije Rolle die Polizei darin spielt. Uff jeden Fall wär diese Uebung ville zu kostspielig. Wenn der Staat die hunderttausend Dahlers, wo der Spaß kostete, der Stadt vorjeschossen hätte, det sie sich aus die jroße Schneeverwehung rausbuddeln konnte, wär det Jeld besser anjewandt jewesen.

Grieshuber: In seinem Aerger über seinen gewaltigen Hereinfall im Healey-Prozeß hat Hoyne wahrscheinlich gar nichts von dem großen Schneefall bemerkt. Sein ganzes Tichten und Trachten ist ja jetzt darauf gerichtet, durch weitere Verfolgung der Freigesprochenen die erlittene Niederlage wieder gut zu machen. Healey steht noch unter weiteren zehn Anklagen, die die Grandjury gegen ihn erhoben hat. In Berücksichtigung der alten Binsenwahrheit, daß die ersten Maden immer pflaumig — pardon — daß die ersten Pflaumen immer madig, die späteren aber gewöhnlich all right sind, will er eine nach der anderen dieser zehn Anklagen vor Gericht aufrufen und sie von einer Jury aburteilen lassen.

Quabbe: Einen Verbrecher zu überführen und ihn in Teufels Garküche zu bringen, ist zwar die beschworene Pflicht eines jeden Staatsanwalts, Hoyne aber täte im vorliegenden Falle besser, genug sein zu lassen des grausamen Spiels. Die zehn weiteren Prozesse, die er anhängig machen will, würden dem Staate, je 100,000 Dollars die Portion, eine Million kosten. Das wäre ja eine Geldvergeudung, die zum Himmel schriee, umsomehr, da Hoyne vor Gericht die oft wiederholte Erklärung abgegeben hat, daß die ganze Polizei Chicagos keinen Schuß Pulver wert ist.

Grieshuber: Die hohen Kosten sind der Uebel größtes nicht bei solchen Monster-Prozessen, die wie das Hornberger-Schießen ausgehen; das größte Uebel ist die Schuld, die der Staat auf sein Gewissen ladet, indem er unschuldige Bürger wochen- und monatelang einsperrt! Wenn die uns gütigst in Aussicht gestellten, weiteren 10 Healy-Prozesse, in demselben Tempo wie der erste, also in 60 Tagen abgewickelt werden, dann müssen von den zwölf ehrenhaften und intelligenten Männern des Geschworenendienstes im Ganzen (10× 12×60) = 7200 Tage, oder 10 Jahre unschuldig und zwecklos abgebrummt werden!

Quabbe: Das ist allerdings ein starker Tabak! Aber wozu springt er, Hoyne, auch nach Früchten, die für ihn zu hoch hängen? An der Ausrottung des Budgets, des Grafts und sonstiger polizeilicher Kriminalität hat sich schon mancher professioneller oder Amateur-Reformer vor ihm die Zähne ausgebissen. Weiß er denn trotz seiner gediegenen juristischen Bildung nicht, daß man seit undenklichen Zeiten nur die kleinen Diebe gehängt, die großen aber noch immer hat laufen lassen?

Hobobill: (Kommt atemlos mit einer Zeitung in das Lokal gestürmt): Hier . . . hier . . . hier!

Charlie: Wo brennts?

Hobobill (aufgeregt auf die Zeitung weisend): Hier . . . hier . . . hier steht . . .

Charlie (reißt ihm die Zeitung aus der Hand und überfliegt die Ueberschriften), (für sich). Das ist allerdings viel schlimmer, als ich gefürchtet! (Zu den Andern): Wir sind jetzt mitten drin in der Patsche! Die Coal-Famine ist wirklich ausgebrochen! Von heute Mitternacht bis Mittwoch Morgen stehen alle Fabrikräder in Chicago still!

Quabbe: Um Gotteswillen! da wird ja die ganze Industrie der Stadt lahmgelegt. Das Geschäft leidet einen unermeßlichen Schaden.

Charlie: Allerdings, aber Not kennt kein Gebot, und dem Kohlenmangel kann nur durch die größte Beschränkung im Kohlenverbrauch abgeholfen werden. Als patriotischer Bürger bin ich aus freien Stücken entschlossen, das Menschenmöglichste in der Kohlenersparniß zu leisten. Vom nächsten Montag ab wird bei mir kein kohlenfressendes Gas mehr gebrannt ,sondern die Illumination meines Lokals wird durch mehr oder weniger dicke Dreierlichter bewirkt werden. (Zum Hobo): Bring den Herren eine solche Beleuchtungsstange zur Ansicht . . .

Grieshuber: Und auch gleich dazu — aber etwas dally — die Karten.

Der Ehezwist im Hause Nolte.

(Aus einem philologisch-philosophischen Kommentar zu Wilh. Buschs „Fromme Helene".)

Von Rud. Presber.

Durch den einmütigen Beschluß aller humorbegnadeten Leute ist Wilhelm Busch längst zu den Klassikern erhoben, zu den Klassikern des Humors, die vor den anderen das Lachen voraus haben, ohne in der Weisheit zurückzubleiben. Mit jedem Menschen hat die Schöpfung einen Zweck verbunden. Zweck des Klassikers ist es offenbar, daß er kommentirt werde. Sobald es feststand, daß Busch ein Klassiker ist, mußten die Kommentatoren ans ernste Werk gehen. Unter diesen braven und weisen Männern nun scheint mir hier Prof. Dr. Akuratius an der Hochschule zu Feuchtelfingen zugleich der weitsichtigste und in gut deutschem Sinne gründlichste Gelehrte zu sein, und es gereicht mir zu besonderer Freude, aus seinem demnächst bei Teubner erscheinenden „Busch-Kommentar" heute schon ein kleines Bruchstück, nämlich den ersten Teil des

6. Kapitels der „Frommen Helene"

zum Abdruck bringen zu können. Es folgt also hier der revidirte Text mit den äußerst scharfsinnigen und instruktiven Fußnoten des Feuchtelfinger Gelehrten:

In der Kammer, still und donkel[1])
Schläft die Tante[2]) bei[3]) dem Onkel[4])

Mit der Angelschnur[5]) versehen
Naht sich Lenchen[6]) auf den Zehen[7]).

Zupp![8]) — schon lüftet sich die Decke
Zu des Onkels großem Schrecke[9]).

Zupp![10]) jetzt spürt die Tante[11]) auch
An dem Fuß[12]) den kalten Hauch[13]).

„Nolte!"[14]) spricht sie—„Lasse das[15])
Denn das ist ein dummer Spaß!"[16])

Und mit Murren und Gebrumm[17])
Dreht man beiderseits[18]) sich um[19]).

1) donkel für dunkel. Bei Luther noch „tunckel"; altsächsisch „duncal" = des Lichtes ermangelnd. Dieses „donkel" ist eine der heikelsten Stellen im Busch. Ein Schreibfehler erscheint ausgeschlossen nach Einsicht des Urmanuskriptes. Beabsichtigt scheint der Reim auf „Onkel", der durch die Tatsachen bestätigt wird.
2) Die „Tante" ist vorangestellt. Man hat darin eine gewisse Galanterie des Dichters zu sehen und einen schlagenden Beweis gegen seine oft behauptete Weiberfeindschaft.
3) „Bei" dem Onkel schlafen ist immer ausgedrückt, wie „mit" dem Onkel. Goethe kannte noch bei mit dem Akkusativ. Busch kennt hingegen nur die Tante bei dem Onkel.
4) Onkel = avunculus lat. = oncle franz. = Oheim. Onkel ist der familiärere Ausdruck für den Mann der Tante. Da wir die Bekanntschaft des Onkels Nolte hier im Bette machen, ist es ein feiner Zug des Dichters, daß er den geläufigeren, minder steifen Ausdruck wählt. Im Salon ist Nolte der Oheim; in der Schlafstube ist er der Onkel. Zumal wenn diese Schlafstube „donkel" ist.
5) Aus dieser Stelle folgere ich, daß der Schauplatz dieser ersten Kapitel in der Nähe des Wassers zu suchen ist. Findet sich auch sonst keinerlei Anhalt für diese Hypothese, so genügt doch die Angelschnur im Besitze Helenens zur Annahme, daß Onkel Nolte, über dessen Lebensgewohnheiten die Nachrichten spärlich sind, dem Angelsport huldigte. Bekanntlich stirbt später F. K. Schmöck, der Gemahl Helenens, an der verschluckten Gräte einer Forelle. Auch diese Stelle deutet auf den Fischreichtum der Gegend hin. Ja, der Dichter läßt der Vermutung, daß Onkel Nolte selbst diese verhängnißvolle Forelle gefangen, Tor und Tür offen. Ein poetisch feinempfundener Zug.
6) Lenchen = Abkürzung für Helene. In besseren Familien selten.
7) Zehen = die beim Menschen zu fünf an jedem Fuße stehenden äußersten Enden der unteren Extremitäten.
8) „Zupp" — ein sonst nicht nachweisbarer Ausruf, höchst charakteristisch für das verwilderte Sprachempfinden Helenens, das nur im Stadium der Geschlechtsliebe — in dem Brief an Vetter Franz — zartere Formen annimmt.
9) Busch schreibt für Gebildete. Er kann sich also das Zwischenglied in der Gedankenkette: daß der Onkel erwacht ist, füglich schenken.
10) Siehe hierzu Anmerkung 8.
11) Siehe hierzu Anmerkung 2. Diesmal, wo es sich um eine sinnliche Wahrnehmung handelt, ist der Onkel als der Empfindlichere, minder an Zugluft gewöhnte, vorangestellt; worin ein entzückend feiner Zug der Charakteristrung leicht zu erkennen ist.
12) Selbst in gewagten Situationen immer decent, wählt der Dichter unter den ihm zur Verfügung stehenden Körperteilen den Fuß zur Entblößung. Worin, namentlich bei einer alten Dame, kein schnöder Sinnenkitzel gefunden werden kann.
13) Eine überraschend richtige Beobachtung, daß Füße auch im Schlaf gegen Kältegefühle nicht unempfindlich sind.
14) Es ist außerordentlich bezeichnend, daß die Tante in dieser Situation — der „kalte Hauch", den sie an der Zehe verspürt hat, ist auch über ihre Seele nicht spurlos hingegangen — den Onkel nicht beim Vornamen, sondern beim Familiennamen nennt. Härtlichkeit verbietet der Tatbestand und die weibliche Würde die in der Tante stark ausgeprägt ist.
15) Es ist das Zunächstliegende, daß die Tante den Zunächstliegenden, also den Onkel, für die Störung verantwortlich macht. Diese Wahrscheinlichkeit ist mit Absicht vom Dichter vorbereitet in den beiden Anfangsworten des Gesanges, wo er ausdrücklich betont, daß die Tante „bei dem Onkel" schläft.
16) „Spaß", nicht „Spaß", was Sperling bedeuten würde und keinen rechten Sinn gäbe; sondern „Spaß" von dem italienischen Spasso = Scherz zum Lachen. Dieser Begriff wird aber eingeschränkt durch das Adjektiv „dummer" vor „Spaß". Die Tante meint also einen Scherz zum Lachen, über den sie nicht lachen kann, und sie drückt dies in einer der vorgerückten Stunde entsprechenden knappen und präzisen Weise aus durch die Worte „dummer Spaß". Eines der markantesten Beispiele für die [illegible]
17) [illegible]
18) [illegible]
19) [illegible]

Telephon: Franklin 5722.

L. KAUFMANN & CO.

Bankgeschäft, 28 S. Fifth Ave., neue Straßen-Benennung 28 Süd Wells Straße, Staatszeitungs-Building.

Offen täglich von 8:30 bis 5:30, auch Sonntags von 9 bis 12:30 Uhr Mittags.

Russische Banknoten wie alle anderen Banknoten halten wir stets vorrätig auf Lager.

Geldanlagen, erstklassige, 7—9% Zinsen tragende Staats-Stadt-Anleihen, Hypotheken — Geldbonds.

Orders auf **Stocks und Bonds** an allen Börsen kulantest effektuirt.

Liberty-Bonds stets gegen Baargeld sofort zu dem höchsten Tagespreise eingelöst.

Kollektionen überall billigst besorgt.

Darlehen und Vorschüsse gewährt auf Werthpapiere und Banknoten und Eigentumstitel.

Beginnt das Jahr bei uns

Eröffnet ein **Spar-Konto** in unserem neuen Gebäude.

Depositen, die am oder vor dem 21. Januar gemacht werden, tragen Zinsen vom 1. Januar an. Die einzige Staatsbank auf der Nordwestseite, die 3 Prozent Zinsen pro Jahr viermal im Jahre bezahlt (am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Okt.)

Bestände über $1,500,000.

Abends offen Montag und Samstag.

Krause State Savings Bank
1341 Milwaukee Ave., nahe Paulina.

Das älteste Bank-Institut auf der Nordwestseite.

GREENEBAUM SONS BANK AND TRUST COMPANY

Eine Staatsbank
S.-O.-Ecke La Salle und Madison Str.
Aeltestes Bankhaus in Chicago
Gegründet 1855
Kapital und Ueberschuss $2,000,000
Alle Zweige des Bankgeschäfts.
Chicagoer erste Hypotheken und Bonds für Geldanleger
3% Zinsen auf Sparanlagen
Spar-Dept. auf dem Grundflur
Offen Montag Abends bis 8 Uhr.
Check-Kontos erwünscht.
Eröffnet Euer Konto jetzt.
Sicherheits-Gewölbe, Kästen $3 und aufwärts.

Foreman Bros. Banking Co.

S.-W.-Ecke LaSalle u. Washington Str.

Check-Kontos erwünscht. 3% Zinsen bezahlt auf Spareinlagen

Grundeigentumsdarlehen auf verbessertes Chicago Grundeigentum zu den niedrigsten Raten geliehen.

Allgemeines Bankgeschäft

Kapital u. Ueberschuß $2,000,000

Geld zu verleihen auf Grundeigentum zu den niedrigsten Bedingungen.

Vorzügliche erste Hypotheken zu 5½% und 6% Zinsen stets an Hand.

A. Holinger & Co. (Inc.)
Lumber Exchange Bldg., 11 S. La Salle Str.
Telephon Randolph 1191.

Leset die „Abendpost".

Erblicktes und Erlauschtes.

Bruchstücke aus meinem Lebenslauf.

Von Wolf von Schierbrand.

Copyright, 1917, by „The Abendpost Co.", Chicago, Ill.

VII.

Aber dem, der die Sache damals mitgemacht hat, erscheint sie denn doch in anderem Lichte. — Strapazen, Schmutz und Kot; heißer Sommer und der kälteste Winter seit 40 Jahren; Ungeziefer überall; mangelhafte Verpflegung und primitive Feldspitäler; die Erbswurst als Retter in der Not; Kampf und Tod um den Besitz von Rübenfeldern und Kartoffeläckern. — Haltung der einheimischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten. — Die zwei Schwestern von Nancy. — Streiflichter.

Nun ist über den Krieg von 1870—71 schon so ungemein viel geschrieben worden, nicht nur viele Bände, nein, auch ganze Bibliotheken. Ich will die Zahl dieser Schriften auch nicht zu vermehren suchen. Sondern vielmehr möchte ich bloß einige meiner persönlichen Erinnerungen wieder auffrischen, eben weil sie persönlich sind. Möchte einige wenige Punkte hervorheben, von denen in solchen Schriften fast nie gesprochen wird, die aber doch dem aktiven Mitkämpfer von dazumal viel zu schaffen machten, selbst wenn zugegeben werden soll, daß das heroische Element verzweifelt wenig damit zu tun hat.

Da wären denn zuvörderst zu erwähnen die Witterungsverhältnisse, die zeitweilig furchtbaren Strapazen. Im Krieg, auf dem Marsch ins Feindesland! Trotz aller theoretischen Vorbildung machten und machen sich doch heute noch nur Wenige eine annähernde Idee, was das bedeutet. Man wird aus dem schützenden Gehege unserer modernen Zivilisation mit einem Ruck in's Unbekannte geschleudert. Von der Wiege an hat man beständig aber völlig unbewußt alle Vorteile und Spenden der Kultur genossen, hatte immer ein schützendes Dach über dem Haupt, einen schattigen Winkel im Sommer, einen wärmenden Ofen im Winter, fand immer eine kräftige Mahlzeit bereit, wenn man hungerte und dürstete. Nun aber hört dies plötzlich auf. Man wird nahezu in den Naturzustand versetzt, wird wieder selbst ein Wilder, ein Wald- und Wiesenmensch, die nacktesten Lebensbedingungen erhalten eine nie geahnte Wichtigkeit. Die Witterung namentlich dünkt einem da furchtbar im täglichen Dasein. Ich war ja bei einem sächsischen leichten Reiterregiment (später zu einem Husarenregiment umgewandelt) eingetreten, und zwar als „Avantageur" (wie es damals noch hieß), und erst auf französischem Boden, zwei Monate nach unserem Einmarsch, rückte ich zum Leutnant auf. Nun waren gerade die ersten zwei Monate nach Kriegsausbruch, die Monate August und September, für uns junge Leute, die mehr oder minder verweichlicht waren, besonders schwer durch die jähen Uebergänge von Gluthitze zu naßkaltem Regenwetter, und das galt für Kavallerie noch mehr als für die Infanterie. Nachts auf dem Marsche, totmüde und erschöpft, die Glieder wie gerädert, oft ohne einen Bissen Warmes im Leibe, mußte man sich, nachdem selbstverständlich das Pferd, der treue Genosse, zuerst versorgt worden war, in zolltiefen Morast oder halbflüssigen, lehmigen Kot hinwerfen zur Ruhe. Aber wie wunderbar schafft da die Natur! Tiefer, erfrischender, nie besserer Schlaf umfing einen da binnen weniger Minuten. Und wenn bei Tagesgrauen das schmetternde Signal einem in die Ohren gellte:

Der Wachtmeister schreit:

Auf, steht auf!
Hohe Zeit, seid bereit,
Auf, auf — — auf!

da blinzelten die traumschweren Augen in den grauen jungen Tag, und man torkelte unsicher auf den Füßen. Die ganze Uniform, die hohen Reitschäfte an den weiten Hosen bedeckt mit einer dicken Kruste angetrockneten Kots. Und man mußte sich tummeln, schuften, schwer arbeiten, um Roß und Reiter wieder in leidliche Verfassung zu bringen. Dazu oft ein regenschwerer Himmel, rauhe Winde und immer schlechtes, hartes Brot, wenn's hoch kam, mit einem Bissen Speck und einem feurigen Schluck aus der Feldflasche zum Frühstück. Höchst unregelmäßige, mangelhafte Verpflegung zu Beginn des Krieges, da war Alles noch im Werden begriffen. Und doch waren wir damals lustig und guter Dinge. Jugend, ja, Jugend, wenn Sicherheit vor Ueberfall oder Francitreurs erlaubte, da sang man ein heiteres, übermütiges Reiterlied. Besänger gab's da immer. Meine Schwadron hatte z. B. einen schwäbischen Kerl, der stets etwas Passendes anzustimmen wußte:

Es blasen die Trompeten,
Husaren heraus!

und so zu dem anonymen, aber beliebten:
Und so bummeln — bummeln — bummeln wir voran!

Im deutsch-französischen Kriege hatte die Reiterei ja noch viel wichtigere Rolle zu spielen als in dem jetzigen. Es gab viel mehr für sie zu tun. Vor allem für die leichte Kavallerie, die ihren Hauptberuf damals noch als „Eclaireurs" (d. h. Aufklärer) — die Heeressprache wimmelte damals noch von Fremdwörtern, namentlich französischen technischen) suchte und fand, und dabei oft allerhand Abenteuer erlebte, lustige und tragische. Und dabei war die Feldausrüstung der Kavallerie doch (im Lichte von heute) denkbar unpraktischste, aber immerhin malerisch. Unsere Raupenhelme z. B., waren sehr hübsch, namentlich wenn die Metallbeschläge blank glänzten; aber sie drückten einem bei langem Tagesritt über Stoppelfelder und nasse Gräben, fast den Schädel ein. Und unsere damaligen Karabiner! — du lieber Gott, zur Not trafen sie noch auf 400 Fuß Entfernung. Es waren altmodische Vorderlader. Die Offiziere hatten, außer Säbel, noch Pistolen, nebst schwerbeschlagenen, vergoldeten Patronentaschen — Luxus, aber völlig unnütz im Felde. Zu größeren Reiterschlachten ist es ja damals auch nur wenig gekommen — im jetzigen Kriege gar nicht. An dem einzigen wirklich bedeutenden Kavallerietreffen des ganzen Krieges — dem bei Buzancy, zwei Tage vor der Uebergabe von Sedan, — hatte ich das Glück teilzunehmen. Darüber berichte ich noch Näheres an anderer Stelle, und über das, was mich selbst dabei betraf. Doch vorläufig will ich noch von allgemeinen Dingen reden.

Ein solches, leider! war die Ungezieferplage. Davor konnte man sich nicht retten, nirgendwo und nicht bis zur glorreichen Heimkehr. Denn selbst im Quartier, unter Dach und Fach und bei längerem Aufenthalt war man nicht dagegen gefeit, man tue was man wolle. Höchst komisch war es oft, wenn man eintrat in die Stube eines Kameraden: ihn im Jagdeifer, der eines edleren Wildes wert gewesen wäre, obliegend der Suche nach — na, ich will nicht so nackt ausdrücken. Kurzum, Lausoleums, eine der Kulturerrungenschaften dieses gegenwärtigen Krieges, gab's damals noch nicht. Und die elegantesten Lebemänner der schönen Garnison Dresden konnte man da sehen, wie sie höchst eigenhändig diese Springteufel aus jeder Naht, auf jedem Pfad verfolgten, mit äußerst wichtigem, ernstem Gesicht — denn es war wahrlich kein Spaß. Wer da einen „Burschen" hatte, der besonders geschickt und erfolgreich in diesem Sport war, der wurde gehütet wie der Augapfel, der wurde nur in besonders freundschaftlicher Zuneigung „auf ein „Stündchen" geliehen. Ja, es ist ein schmerzensreiches und etwas unerquickliches Kapitel im Kriege, dieses besonders hier. Aber es ist ein Teil des Ganzen, läßt sich nicht lösen.

Als dann der Winter kam, der kälteste und rauheste in Frankreich seit 40 Jahren, da lagen wir um Paris herum im Vorpostendienst bei regelmäßiger Ablösung. Von der im Großen und Ganzen (im Vergleich zu heute) recht mangelhaften Verpflegung des Heeres habe ich schon ein paar Worte gesagt. Was hätten die deutschen Soldaten damals getan ohne Paula — wollte sagen, ohne Erbswurst, jene großartige Erfindung, die es ermöglichte, multum in parvo zu Spottpreisen und selbst auf weite Strecken leicht zu transportieren, den knurrenden Mägen der frierenden und geduldigen Mannschaften zukommen zu lassen. Die Erbswurst bildete in der Tat während der zweiten Hälfte des Krieges sozusagen die pièce de résistance jeder normalen deutschen Mittagsmahlzeit. Sie schmeckte gar nicht so übel, ganz wie eine leidliche, dicke, etwas gewürzte Erbsensuppe, obwohl die Beimischung von Talg diesen Geschmack nicht gerade erhöhte. Aber Gemüse — woher? Mehr noch, woher nehmen, selbst wenn man diese Nummer aus dem Dekalog in einem gewissen Sinne während des Krieges für suspendirt erklärt hatte?

Wir, die wir meistens sehr weit vorgeschoben standen in dem eisernen Gürtel um die schöne Lutetia herum, trafen dort immer noch auf Felder und Aecker, wo man seinen kulinarischen Gelüsten fröhnen durfte. Wenn auch nur in bescheidenem Maße, nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren. „Mundraub" nennt das deutsche Zivilgesetzbuch solche Entwendung von eßbarem Material, und bestraft ihn sehr milde. Aber für den Krieg existirt bekanntlich das Zivilgesetzbuch nicht, und in Feindesland, auf erobertem Gebiet ist jeder Armee der Welt gestattet, Unentbehrliches zu nehmen. Jedenfalls taten wir's. Rüben und Kartoffeln, das durfte bei keinem Mahl fehlen. Aber wie (dieses wahrhafte, wohlfeile) Gericht (diese französische Haushaltung) zuzubereiten sei, das haben wir den Franzosen abgeguckt. Und in den sonst öden und von ihren Insassen auf der Flucht vor uns im Stiche gelassenen Bauernhöfen, Gasthäusern, Villas usw. der vielen Ortschaften im Umkreise von Paris waren doch überall die Küchen in gutem Zustand verblieben, und so brodelten da jeden Tag in dem großen, dickbauchigen Topf an der Kette über dem glimmenden Herde die leckeren Gerichte, meist aus einem Sammelsurium von allem Erreichbaren bestehend: Liebesgabenwürste und Speckscheiben, ab und zu noch Hammelfleisch, Zwiebeln, Brotstücke, dazu eben Erbswurst, Kartoffeln und Rüben.

Aber um den zeitweilgen Besitz der verlassenen Felder, auf denen diese schönen Dinge gewachsen waren, entspannen sich oft blutige Kämpfe. Und zwar sowohl mit Zivilisten aus den Vorstädten von Paris, die auch der Hunger trieb; wie auch mit vereinzelten französischen Soldaten, sogar manchmal mit größeren Gruppen solcher. Es ist da Blut geflossen. Es sind beiderseitig Gefangene gemacht worden.

Nicht nur die Soldatenkost war knapp im Kriege, auch die Feldspitäler ließen sehr Vieles zu wünschen übrig. Ich habe es am eigenen Leibe verspürt, denn ich lag zehn Tage lang in einem solchen. In dieser Beziehung wie in so vielen anderen Dingen ist's in dem jetzigen Kriege weit besser bestellt. Verpflegung so ungeheurer Massen von Soldaten, das Wundheilwesen, das ganze Getriebe der Spitäler — all das stand damals noch in den Kinderschuhen. Mit dem Roten Kreuz war's ähnlich. Von denen, die auf deutscher Seite 1870—71 um's Leben kamen, sind wohl mindestens 25 Prozent auf Rechnung all dieser Unvollkommenheiten zu setzen. Das Spitalfieber grassirte und forderte viele Opfer. Es ist freilich wunderbar, was solch jugendliche kerngesunde Menschen alles schadlos vertragen. Trotz sehr mangelhafter Pflege verließ ich doch mein Feldspital bei Avish innerhalb zehn Tagen völlig geheilt und kehrte zur Front zurück. Bei allen Unbilden der abnormen Witterung damals sind verhältnißmäßig nur wenige ihnen erlegen, und von Rheumatismus wurde nur wenig vernommen. Ja, die Jugend, die goldene Jugend!

Uebrigens was ich da sagte von Scharmützeln (natürlich offiziell nicht gestatteten) um den Besitz von Feldern, das waren Ausnahmen. Oft fand sogar ein quasi freundschaftlicher Verkehr zwischen unseren und den französischen Vorposten statt. Es wurden Dinge — namentlich Eß- und Rauchbares — gegenseitig umgetauscht. Sogar die deutschen Liebeszigarren, die doch im Allgemeinen nur starke Naturen „verknusen" konnten, fanden bei ihnen Gegenliebe.

Und überhaupt muß ich sagen, daß damals, im Jahre 1870—71, trotz aller Hetzapostel in Paris, trotz Gambetta und seinem Motto: „La guerre à l'outrance" (der Krieg bis zum Aeußersten) die Stimmung unter der französischen Zivilbevölkerung wie auch in der französischen Armee, und zwar fast in allen okkupirten Gegenden des schönen Landes, den Deutschen durchaus nicht etwa so feindselig war wie das häufig geschildert worden ist. Beinahe das Gegenteil. Eine Wandlung darin ist erst in späteren Jahren eingetreten, und zwar als Folge der gewerbsmäßigen Deutschenhetze, die ein Bruchteil der französischen Politiker als ihr Spezialfeld beschlagnahmte. Es hat Zeiten gegeben seit Abschluß des Frankfurter Friedens, wo das starke Gros der Franzosen sich völlig mit dem Gedanken des Verlusts von Elsaß-Lothringen ausgesöhnt hatte, wo sie nicht mehr, wie Bismarck sich ausdrückte, „hypnotisirt nach dem Loch in den Vogesen starrten."

Während der Dauer des Krieges war die Erinnerung an Badingnet* und den kleinen „Lulu", seinen Sohn, noch sehr mächtig in Frankreich. Ihren gewesenen Kaiser haßten sie danach glühend. Es schmeichelte ihre Eitelkeit (das bei den Franzosen weitaus stärkste Gefühl), sich sagen zu dürfen, daß für ihre nationale Niederlage, für ihr ganzes Unglück der verruchte Badinguet und das von ihm gezüchtete System der Korruption verantwortlich sei. Das war ihnen ein großer Trost in ihren Leiden. Was man da gewöhnlich zu hören bekam, wenn man sich mit Vertretern der unteren Volksklassen in ein Gespräch über den Krieg und dessen Ursachen einließ, das begann fast immer mit Phrasen wie: „Oh malheur!" „Cette maudite guerre!" „Ca finira mal, monsieur!" „Oh, le cochon de Badingnet! Il nous a vendurs!" und endete dann mit der Versicherung, daß mit dem Frieden auch ein besseres Einverständniß zwischen den beiden, sich gegenseitig so wunderbar ergänzenden Völkern Platz greifen werde.

Die Beziehungen speziell zwischen den deutschen Truppen, die sich im Laufe jener acht oder neun Monate wie ein stetig anschwellender Strom über die Nordhälfte Frankreichs ergoßen, waren häufig ausgezeichnete, herzliche, intime sogar. Dafür legt schon allein die Tatsache deutliche Kunde ab, daß die Zahl der zwischen deutschen Soldaten oder Offizieren und Französinnen abgeschlossenen Ehen (meistens freilich erst nach Friedensschluß förmlich eingegangen) eine recht stattliche war. Die Franzosen unterschieden auch zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen. Die Preußen konnten sie am wenigsten vertragen. Für die Sachsen hegten sie Sympathie, desgleichen für die Badenser und Württemberger; die Bayern hatten sie bei Beginn des Krieges am liebsten, am Schlusse desselben haßten sie gerade diese am grimmigsten.

Zwei Schwestern in Nancy, Putzmacherinnen von Beruf und über die erste Blüte hinweg, aber noch immer sehr hübsche Erscheinungen, verliebten sich beide stracks in denselben Reiter von meiner Schwadron, einen kleinen Schwerenöter und Sohn vermögender Eltern nahe Leipzig. Dies geschah, als er als einer der Ersatzschwadron, die in dem Regiment entstandenen Lücken ausfüllen sollte, in ihrem schönen Hause in Quartier lag. Der Tausendsasa brachte es dann fertig, aus der Ferne, noch lange nach dem Frieden, mit beiden Schwestern zugleich vermittelst Deckadressen fleißig zu korrespondiren. Ob er eine der beiden und welche schließlich geheiratet hat, weiß ich nicht. Er erhielt Bilder und Geschenke von allen zweien zugeschickt, was seine Kameraden köstlich amüsirte.

*) Badingnet war der verächtliche Spottname in Frankreich für Napoleon III. Aus seiner Haft im Fort Ham entkam er nämlich in dem Arbeiteranzuge des Maurers Badingnet und rettete sich über die nahe belgische Grenze. Louis Philipp, der Bürgerkönig, war froh, ihn loszuwerden.

Kamper und Kohn.

Von Victor Rakosi.

Vor einigen Jahren kam beinahe jeden zweiten Tag ein blauäugiger, krauslockiger Herr in unsere Redaktion, welcher auf den Namen Blau hörte. Er brachte uns Neuigkeiten, welche wir ihm die Zeile mit zwei Kreuzer bezahlten. Es ist dies kein glänzendes Einkommen, wenn auch manche Leute die Einwendung machen werden: „Belieben täglich nur fünfhundert Zeilen zu schreiben, das macht schon zehn Gulden aus, wovon man prächtig leben kann!" Die Sache steht jedoch so, daß wir in der Redaktion schlechte Menschen sind und die Tendenz verfolgen, zehn Zeilen aus dem zu machen, was der nach Zeilen honorirte Reporter in hundert niedergeschrieben hat. Auf kleinere Nachrichten, wie z. B. im Delirium tremens verstorbene slowakische Taglöhner, auf der Straßenbahn zur Welt gekommene Kinder und Aehnliches reflektiren wir überhaupt nicht.

Bei Herrn Blau wurde, wegen seines anständigen Benehmens, eine Ausnahme gemacht und manchmal bekam er sogar ein Extrahonorar. Dasselbe bestand in einer Freikarte für die Altofener Arena oder das Neupester Theater, an Abenden, wo des strömenden Regens wegen kein Mitarbeiter die weite Expedition unternehmen wollte. Auch für die in der Umgebung der Hauptstadt arrangirten ländlichen Vergnügungen, wie etwa Feuerwerke in Steinbruch, Weinlesefest in Kleinpest und Richterwahl in Soroksar, war er in Vormerkung genommen. Für all diese „Zerstreuungen" fand sich in der Redaktion kein Liebhaber, Herr Blau hingegen sprang mit Vergnügen ein. Bei solchen Gelegenheiten fühlte er sich ganz als Journalist und provozirte sogar einst, im Interesse der Standesehre, einen Feuerwerker, welcher auf das Regenwetter und die Journale schimpfte. Bei dieser Gelegenheit erhöhten wir sein Honorar auf drei Kreuzer für die Zeile und gestatteten ihm, daß er die heftweise erscheinenden akademischen Verlagsartikel mitnehme.

Auch damals gab es Arbeiterbewegungen und ich hatte die Aufgabe, die betreffende Rubrik „einzurichten". Die Tischlergesellen verlangten eben Lohnerhöhung und die Schuhmachergesellen forderten allgemeines Stimmrecht, überdies kamen in einigen Fabriken kleinere Streiks vor. Die verschiedenen Arbeiterversammlungen gaben mir viel zu schaffen und ich betraute daher auch Herrn Blau, daß er die Bewegung mit Aufmerksamkeit verfolge und über dieselbe Informationen einhole.

Blau nahm meinen Auftrag mit großem Eifer entgegen und kam jede Nacht, mit den neuesten Vorstadtnachrichten beladen, in die Redaktion. Eines Nachts trat er voll Wichtigtuerei ein und rief mir schon von Weitem zu: Wichtige Nachrichten, Herr Redakteur!

— Was gibt's?

— Ein neuer Streik.

— Wo denn?

— In der Theresienstadt. Die Arbeiter der Kamper und Kohn'schen Sodawasserfabrik haben die Arbeit eingestellt. Wissen Sie auch, was das besagen will?

— Nein.

— Die ganze Theresienstadt trinkt nur Kamper und Kohn. Im ganzen Bezirk gibt es heute keinen „Spritzer" mehr.

— Wieviel Arbeiter waren daselbst beschäftigt?

— Etwa hundert.

Herr Blau übergab mir den sehr ausführlich geschriebenen Bericht. In demselben war detaillirt beschrieben, daß Kamper und Kohn sich ihren Arbeitern gegenüber allezeit eines sehr humanen Benehmens beflissen hätten, daher die ganze Bewegung nur auf das lichtscheue Vorgehen einiger ausländischer Agitatoren zurückzuführen wäre. Glücklicherweise habe jedoch die Firma Kamper und Kohn hinreichenden Vorrat an Sodawasser für mindestens drei Wochen, so daß sie in der Lage sei, dem Streik drei Wochen lang Trotz zu bieten.

In diesem Tone waren etwa hundert Zeilen geschrieben. Ich strich keine Zeile und Herr Blau schwebte im siebenten Himmel vor Entzücken. Am nächsten Tage schrieb er, daß Kamper und Kohn neue Arbeiter einstellen wollten, allein die Streikenden gaben dies nicht zu. Nur der Besonnenheit der Fabrikleiter wäre es zu danken, daß keine Tumulte vorkamen.

Am dritten Tage zogen sämmtliche Arbeiter der Kamper und Kohnschen Fabrik ins Stadtwäldchen, wo sie unter freiem Himmel, auf einer Wiese, die Bedingungen feststellten, unter welchen sie die Arbeit abermals aufnehmen wollten.

Am vierten Tage ließ mich der Chefredakteur zu sich berufen und empfing mich mit folgenden Worten: Sagen Sie mir doch, lieber Freund, was bezwecken Sie denn mit Kamper und Kohn?

— Ich? Absolut nichts!

— Wie kommt es denn, daß in keinem Blatte, außer dem unsrigen, eine Zeile über diese Firma enthalten ist?

— Bitte recht sehr, die übrigen haben wahrscheinlich keine so guten Berichterstatter wie wir.

Die Sache erweckte jedoch in mir einiges Bedenken und als in der nächsten Nacht Herr Blau abermals vorsprach und die Kunde brachte, daß die Arbeiter der Kamper und Kohnschen Fabrik heute bereits mittelst Deputation ihre Bedingungen unterbreitet hätten, stellte ich die Anfrage: Wie kommt es, Herr Blau, daß die übrigen Blätter keine Zeile über diesen Streik bringen?

— Das kommt daher, weil Kohn bei den übrigen Blättern gewesen ist und sie bat, die Sache zu verschweigen, da die Veröffentlichung des Streiks seinen Geschäftsinteressen zuwiderlaufe.

— Bei uns ist er nicht gewesen! — grollte ich. — Ihr Bericht wird erscheinen, Herr Blau.

Am nächsten Tage stand im Blatte zu lesen, daß Kamper und Kohn mit den Arbeitern bereits unterhandle, jedoch keine Aussicht zu einem friedlichen Uebereinkommen vorhanden sei.

Nach Erscheinen dieser Nachricht ließ mich der Chefredakteur abermals zu sich berufen und fragte in maliziösem Tone: Haben Sie schon jemals gesehen, wie man Sodawasser fabrizirt? — Niemals!

— So erfahren Sie denn, daß dies eine Kunst ist, welche jeder Laie in einer halben Stunde erlernt. Es ist daher absolut ausgeschlossen, daß die Arbeiter einer Sodawasserfabrik streiken.

Ich lachte höhnisch über die Weisheit des Chefredakteurs, allein in meinem Innern nagte bereits der Wurm des Zweifels. Abends ging ich in die Theresienstadt, um mir persönlich Aufklärung zu verschaffen. An der Toreinfahrt eines ebenerdigen Hauses entdeckte ich nach langem Suchen die Firmatafel Kamper und Kohn. Der Hofraum stand einsam und verlassen da. Nicht das geringste Anzeichen, welches auf die Existenz einer Fabrik hingewiesen hätte. Aus einem Hofzimmer tönte mir ein Geräusch entgegen, wie wenn Jemand Flaschen entkorkte. Ich trat ein. Zwei Männer hantirten daselbst zwischen Flaschen, welche teils mit Sodawasser, teils mit Donauwasser angefüllt waren.

— Was treiben Sie da?

— Wir machen Sodawasser.

— Ganz allein? Die übrigen Arbeiter streiten wahrscheinlich.

— Wir waren niemals mehr als jetzt.

— Ist das die ganze Fabrik?

— Die ganze! Alle schauen ähnlich aus.

— Ich gebe Ihnen vier Zigarren, wenn Sie mir gestatten, Ihnen dabei zu helfen.

— Wenn es Ihnen Vergnügen macht!

— Das ist auch ein seltener Mensch! dachten die Arbeiter. Gibt uns Zigarren, damit wir uns von ihm bei der Arbeit helfen lassen!

Ehe eine halbe Stunde verging, war ich im Besitz all der Geheimnisse der Sodawasserfabrikation. Der Chefredakteur hat also diesbezüglich recht gehabt. Jetzt also nur noch zu Herrn Kamper und Kohn. Die wohnten beide hinten im Hof und saßen eben beim Abendbrot, als ich eintrat. Sämmtliche Kamper und sämmtliche Kohn. Wer wurde aber fahl wie die Wand, als er mich erblickte? Niemand anders als Herr Blau, welcher eben im Begriffe stand, Fräulein Fanny Kamper zu küssen. Ich schüttelte vorwurfsvoll den Kopf und er kam auf mich zugeschritten, wie ein armer Sünder, welchen man zum Richtplatz führt.

— Verzeihen Sie mir! flehte er, ich liebe Fräulein Fanny so sehr und die Firma wollte nur dann ihre Einwilligung geben, wenn ich dem Geschäft auf die Beine helfe.

— Und Sie haben geholfen?

— Das will ich glauben! Seitdem die Reklamenotizen über den Streik erschienen, haben wir über zweitausend Flaschen verkauft. Verzeihen Sie einem armen Teufel die unschuldige List.

— Ich verzeihe Ihnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie der Journalistik für immer entsagen.

— Mit tausend Freuden. Ich werde auch Sodawasserfabrikant.

Und daß er der Journalistik endgiltig entsagte, ersehe ich aus dem Umstande, daß er seine eigene Verlobungsnachricht für das Blatt in drei Zeilen schrieb, ohne mir neun Kreuzer Zeilenhonorar dafür aufzurechnen.

Der Streit um das Füllen.

Eine Lincoln-Reminiszenz.

Als Lincoln noch Rechtsanwalt in Illinois war, war er einmal in einem Prozeß tätig, der sich um den Besitz eines Füllens drehte. Vierundzwanzig Zeugen beschworen, daß sie das Füllen seit dessen erstem Lebenstage gekannt hätten und daß es das Eigentum des Klägers sei, während dreißig Andere beschworen, daß sie das Füllen seit dessen ersten Lebenstagen gekannt und daß es das Eigentum des Verklagten sei. Hier mag gleich berichtet werden, daß diese Zeugen lauter ehrbare Leute waren, und der Irrtum von der auffallenden Aehnlichkeit herrührte, die zwischen beiden Füllen bestand.

Ein Umstand wurde von allen oder doch von den meisten Zeugen bestätigt, nämlich: daß die Beiden, die da Anspruch auf das Füllen erhoben, sich vereinbart hatten, an einem bestimmten Tage mit den beiden Stuten, welche beziehungsweise als die Mütter des streitigen Füllens galten, zusammen zu kommen und es dem Füllen zu überlassen, zu entscheiden, welcher von beiden es angehöre. Die Zusamenkunft fand der Verabredung gemäß statt, und da es ein sonderlicher Fall war und viel öffentliches Interesse erregte, waren wohl an die hundert Männer, auf ihren Hengsten und Stuten von weit und breit herbeikommend, versammelt.

Nun aber gehörte das Füllen in Wirklichkeit dem Verklagten in diesem Rechtsfalle. Es hatte sich verirrt und war zwischen die Pferde des Klägers geraten. Das Füllen des Klägers aber hatte sich zur nämlichen Zeit ebenfalls verirrt, war nicht zurückgekommen und konnte auch nicht gefunden werden. Sobald die Stuten auf den Platz gebracht worden, gaben die Stute des Verklagten und das Füllen Zeichen des Wiedererkennens. Das Füllen lief hin zu seiner Mutter und wollte sich nicht von ihr trennen. Sie liebkosten einander, und obgleich der Kläger seine Stute dazwischen drängte und auf verschiedene Manieren die Aufmerksamkeit des Füllens abzulenken versuchte, so wollte sich das Füllen nicht von seiner Mutter trennen. Es folgte ihr dann auf einer Strecke von acht oder zehn Meilen nach Hause und, ein oder zwei Meilen vom Stalle entfernt, gallopirte es, seine Mutter hinter sich lassend, auf dem kürzesten Wege demselben zu. Der Kläger hatte eine Klage eingereicht, um das Füllen wieder zu erlangen, das zu seinem Eigentümer zurückgekehrt war.

In der Verhandlung dieses Falles vor den Geschworenen brachte der Kläger vierunddreißig Zeugen zum Vorschein, während der Verklagte nur dreißig auf seiner Seite hatte; aber außerdem standen ihm das Füllen selbst und dessen Mutter zur Seite — vierunddreißig Männer gegenüber von dreißig Männern und zwei Tieren.

Hier war ein Fall, der durch das Uebergewicht des zu Tage geförderten Beweismaterials entschieden werden sollte. Die Zeugen waren alle gleichmäßig positiv und gleichmäßig vertrauenswürdig. Lincoln stand auf der Seite des Verklagten und behauptete, daß die Stimme der Natur, wie sie sich bei dem Füllen und der Stute bemerkbar gemacht habe, die Aussagen von hundert Zeugen überwiegen sollte. Die Geschworenen waren lauter Farmer und unwissende Leute, und er gab sich große Mühe, ihnen verständlich zu machen, was unter „Uebergewicht des Beweismaterials" zu verstehen sei. Er sagte, in einer Zivilklage sei eine solche Gewißheit, wie sie zur Ueberführung eines Verbrechens notwendig sei, Nebensache. Sie müßten den Fall entscheiden, genau mit dem Eindruck sich vereinbarend, den die zu Tage geförderten Beweise auf ihr Gemüt hervorgebracht; und sollte ihnen die Sache noch unklar erscheinen, so wolle er ihnen einen Prüfstein in die Hand geben, durch welchen sie vielleicht befähigt werden würden, eine gerechte Entscheidung zu treffen. „Nun wollen wir annehmen," sagte er, „Ihr wünschtet auf diesen Fall eine Wette einzugehen, auf welche Seite würdet Ihr eine Picayune (sechs und ein Viertel Cents) riskiren wollen? Diejenige Seite, auf die Ihr eine Picayune riskiren würdet, ist die Seite, auf welcher in Eurem Sinne das Uebergewicht des Beweismaterials ruht. Es ist unmöglich, daß Ihr im Unrecht seid; doch hat das hiermit nichts zu tun. Die Frage ist: Wo ruht das Uebergewicht des Beweismaterials? Und das könnt Ihr in Eurem Sinn genau beurteilen, wenn Ihr darüber entscheiden wollt, auf welche Seite zu wetten Ihr willens sein würdet."

Das verstanden die Geschworenen. Hier war keine Mystifikation möglich. Sie hatten jetzt einen Leitfaden in der Hand, demzufolge sie ein intelligentes Urteil fällen konnten. Lincoln tat einen Einblick in ihren Gemütszustand und wußte genau, was erforderlich war; und im Moment, in dem sie das Erforderliche erhielten, wußte er auch, daß er seiner Sache sicher sein durfte, wie auch ein rasch folgendes Urteil zu Gunsten des Verklagten bewies. In keinem der mit diesem Falle verknüpften Umstände trat der Scharfsinn Lincolns klarer zu Tage, als in der Geringfügigkeit der Summe, die er in der hypothetischen Wette als Risiko aufstellte. Er nannte ihnen nicht hundert Dollars, oder tausend Dollars, auch noch nicht einmal einen Dollar, sondern er nannte ihnen die kleinste Silbermünze, um ihnen zu zeigen, daß das Urteil durch das Uebergewicht der Beweismittel bestimmt werden müsse, und wenn dieses Uebergewicht auch nur das Gewicht einer Feder besitzen sollte.

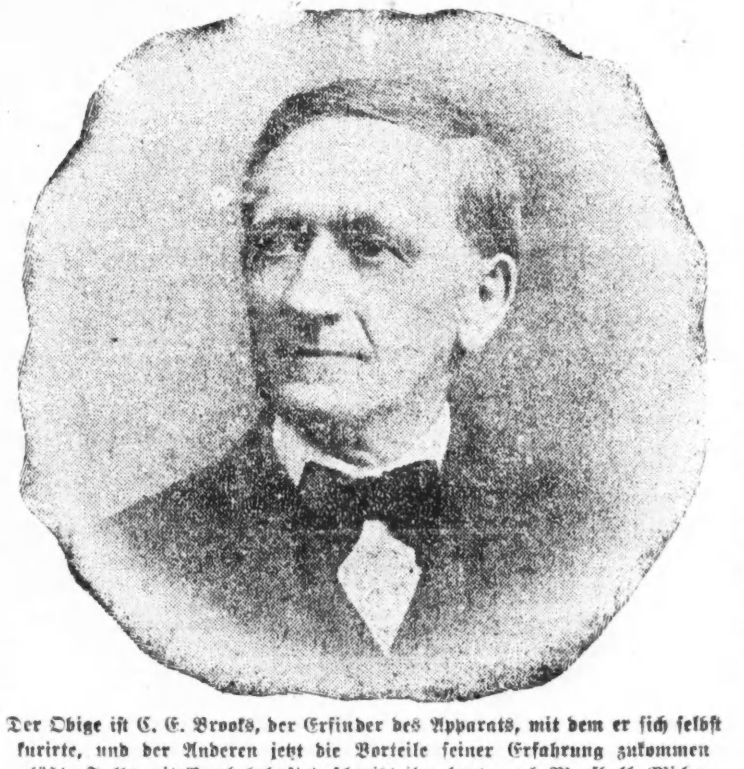
Eine echte Bruch-Heilung zur Probe und zum Beweis gesandt

Tragt kein Bruchband mehr.

Nach dreißigjähriger Erfahrung habe ich einen Apparat hergestellt, welcher Männer, Frauen und Kinder wirklich von Brüchen heilt.

Wenn Ihr sonst alles andere probirt habt, kommt zu mir. Wo andere fehlschlagen, habe ich meinen größten Erfolg. Schickt den beigefügten Koupon heute, und ich sende Euch mein illustrirtes Buch über Brüche und deren Heilung frei. Dasselbe zeigt meinen Apparat und gibt Euch den Preis desselben, sowie Namen von vielen Leuten, welche es probirt haben und geheilt wurden. Er bringt sofortige Linderung wenn andere fehlschlagen. Bedenkt, ich benutze keine Salben, Geschirre oder Lügen.

Ich sende ihn auf Probe, um zu beweisen, daß ich die Wahrheit sage. Ihr seid der Richter, und sobald Ihr mein illustrirtes Buch gesehen und gelesen habt, werdet Ihr ebenso enthusiastisch sein, wie hunderte meiner Patienten, deren Briefe Ihr auch lesen könnt. Füllt den untenstehenden freien Koupon aus und sendet ihn heute. Es lohnt sich Eurer Zeit, ob Ihr meinen Apparat nun braucht oder nicht.



Der Obige ist C. E. Brooks, der Erfinder des Apparats, mit dem er sich selbst kurirte, und der Anderen jetzt die Vorteile seiner Erfahrung zukommen läßt. Falls mit Bruch behaftet, schreibt ihm heute nach Marshall, Mich.

Pennsylvanischer Mann dankbar.

Herr C. E. Brooks,
Marshall, Mich.
Geehrter Herr:

Vielleicht dürfte es Sie interessiren, zu erfahren, daß ich seit 6 Jahren an Bruch litt und immer Beschwerden hatte, bis ich Ihren Apparat empfing. Er ist leicht zu tragen, paßt ausgezeichnet und anschmiegend, und ist zu keiner Zeit im Wege, ob Tag oder Nacht. Häufig weiß ich nicht, daß ich ihn anhabe, da er sich der Form des Körpers anschließt und unbekümmert der Lage des Körpers in derselben Position bleibt.

Es würde eine wahre Gottesgabe für alle unglücklichen Bruchleidenden sein, wenn sie sich Brook's Bruch-Apparat verschaffen und tragen könnten. Sie würden es niemals bereuen.

Mein Bruch ist jetzt vollständig geheilt und zwar nur durch Ihren Apparat. Wo immer sich die Gelegenheit bietet, werde ich Ihren Apparat auf das Beste empfehlen, und die Ehrenhaftigkeit, mit welcher Sie Bruchleidende behandeln, bezeugen.

Es ist ein Vergnügen, eine gute Sache Freunden und Fremden zu empfehlen. Mit aller Hochachtung, Ihr

James A. Britton,
80 Spring Straße, Bethlehem, Pa.

Veteran geheilt.

Herr Wm. McAdams von Kansas, Ill., ist ein Veteran der Co. „H" 59. Regt., Ill. Vol., welcher er als Sekonde-Leutnant angehörte.

Er kämpfte jahrelang gegen die Leiden und Qualen von Bruch und gewann schließlich den Sieg, wie der folgende kurze Brief besagt:

Hr. C. E. Brooks,
Marshall, Mich.

Werter Herr: Ich habe Ihren Apparat am 2. März beiseite gelegt und ihn nicht mehr seit fünfundzwanzig Tagen getragen, daher glaube ich, daß ich geheilt bin. Ich hoffe, daß ich ihn niemals wieder anzulegen brauche.

Ihr ergebener
Wm. McAdams, Sr., Kansas, Ill.

Andere versagten, aber der Apparat heilte.

Herr C. E. Brooks,
Marshall, Mich.
Werter Herr:

Ihr Apparat tat alles für den kleinen Knaben und noch mehr. Er heilte ihn und machte ihn gesund und munter. Wir ließen ihn den Apparat ein Jahr lang tragen, obgleich er ihn schon nach 3 Monaten heilte, nachdem er ihn zu tragen begann. Wir hatten verschiedene andere Mittel probirt, ohne Erfolg und werden Ihren Apparat sicherlich Freunden empfehlen, da wir Ihnen dieses schulden.

Mit Achtung,
Wm. Patterson,
Nr. 717 S. Main Str., Akron, O.

Zehn Gründe, warum

Ihr nach Brooks Bruchapparat schicken solltet:

1. Er ist heute absolut der einzige Apparat dieser Art im Markte, und es sind in ihm alle die Eigenschaften vorhanden, wonach Erfinder gesucht haben.
2. Der Apparat zur Verhütung des Bruchs kann nicht aus seiner Lage verschoben werden.
3. Da er ein Luftkissen von weichem Gummi ist, preßt er dicht an den Körper, ohne Blasen oder Unbequemlichkeit zu verursachen.
4. Anders, als die gewöhnlichen sogenannten Kissen in anderen Bruchbändern, ist er nicht lästig oder unbequem.
5. Er ist klein, weich und schmiegsam, und kann positiv nicht durch die Kleidung gesehen werden.
6. Die weichen, schmiegsamen Bänder, welche den Apparat halten, geben einem nicht das unangenehme Gefühl des Tragens eines Geschirrs.
7. Es kann nichts daran verderben, und wenn schmutzig, kann er leicht ohne Schaden gewaschen werden.
8. Er hat keine Metallfedern, welche durch Schneiden und Reiben des Fleisches Folterqualen verursachen.
9. Das ganze Material des Apparates ist das Beste, was für Geld zu haben ist, und macht den Apparat dauerhaft und sicher.
10. Mein Ruf der Ehrlichkeit und Redlichkeit ist so fest gegründet durch eine 30jährige Erfahrung in dem Verkehr mit dem Publikum, und meine Preise sind so mäßig, meine Bedingungen so günstig, daß Ihr nicht zögern solltet, heute noch den freien Koupon zu senden.

Kind in vier Monaten geheilt.

21 Jansen Str., Dubuque, Iowa.
Herr C. E. Brooks, Marshall, Mich.

Mein Herr! Mein Baby ist gänzlich von Bruch geheilt, dank Ihres Apparates, und wir sind Ihnen sehr dankbar. Hätten wir es nur früher gewußt, so hätte unser Söhnchen nicht so zu leiden brauchen. Er trug Ihren Apparat etwas über vier Monate.

Achtungsvoll
Andrew Eggenberger.

Bedenkt

Ich schicke meinen Apparat auf Probe, um zu beweisen, daß ich die Wahrheit rede. Ihr seid der Richter. Füllt den untenstehenden Frei-Koupon aus und sendet ihn heute.

Freier Information-Koupon
Herr C. E. Brooks,
602 B State Str., Marshall, Mich.

Bitte senden Sie mir per Post in einfachem Umschlag Ihr illustrirtes Buch und volle Information über Ihren Apparat zur Heilung von Bruch.

Name..............................

Adresse..............................

R. F. D. ....Stadt.............................. Staat....................

Radikalheilung der Nervenschwäche

Schwache, nervöse Personen, geplagt von Hoffnungslosigkeit und schlechten Träumen, erschöpfenden Ausflüssen, Brust-, Rücken- und Kopfschmerzen, Haarausfall, Abnahme des Gehörs u. der Sehkraft, Katarrh, Magendrücken, Stuhlverstopfung, Müdigkeit, Erröten, Zittern, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Aengstlichkeit und Trübsinn, erfahren aus dem „Jugendfreund", wie alle Folgen jugendlicher Verirrungen gründlich in kürzester Zeit, und Strikturen, Phimosis, Krampfader- und Wasserbruch nach einer völlig neuen Methode auf einen Schlag geheilt werden.

Schicken Sie 25 Cents in Briefmarken für die neueste Auflage dieses interessanten und lehrreichen Buches, welches von Jung und Alt, Mann und Frau gelesen werden sollte, und adressiren Sie Ihren Brief:

Deutsche Privat-Klinik

137 East 27. Str., New York, N. Y.

„Der Jugendfreund" ist zu haben in Chicago bei Felix Schmidt, Buchhandlung, 333 Dearborn Str., R. 816.

Seite 9 bis 16

Sonntagpost

Seite 9 bis 16

Sonntagpost, Chicago, Sonntag, den 20. Januar 1918.

(Für die „Sonntagpost".)

Kann ich Ihnen sonstwie dienen?

Eine Kriminalgeschichte von **Albert Weiße.**

Beklemmende Schwüle herrschte im Gerichtssaale. Im Zuschauerraum drängte sich Kopf an Kopf; auch die Tische für die Anwälte und Berichterstatter waren voll besetzt. Der zur Verhandlung stehende Fall versprach einer der interessantesten zu werden, der je in den „Four Courts" in St. Louis zur Aburteilung gelangt war. — Dafür bürgte schon der Umstand, daß der Angeklagte, ein bisher geachteter und völlig unbeschuldigter Bürger, des schwersten Verbrechens, des Raubmordes, bezichtigt war, und mehr noch dazu, daß der Mord erst nach fünfzehn Jahren durch diesen Prozeß seine Sühne finden sollte...

Der Angeklagte, der Fabrikant Johnson, hatte sich bereits bei seiner polizeilichen Vernehmung und der Voruntersuchung, und auch heute gleich nach Eröffnung der Gerichtssitzung für schuldig im vollen Umfange der Anklage erklärt! — Nach den Gesetzen des Staates Missouri genügt aber das einfache Schuldbekenntnis des Angeklagten in einem Mordprozesse vor einem Geschworenengerichte nicht zu einer Schuldigsprechung. Die Jury muß aus seinem eigenen Munde die näheren Umstände seiner Mordtat vernehmen und dieses Geständnis muß durch wenigstens einen Zeugen oder in Ermangelung eines solchen durch unanfechtbare „Circumstancial Evidences" erhärtet werden. —

Der Richter gab den Geschworenen diese Rechtsbelehrung und teilte ihnen gleichzeitig mit, daß er im Einverständnis mit der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung außer dem Angeklagten selbst nur einen Zeugen, den Detektiv, der die Verhaftung Johnson's vorgenommen hatte, auf den Zeugenstand rufen werde. — Da das Gesetz keine mildernde Umstände bei einem Mord im ersten Grade kennt, könne die Schilderung der Not und Verzweiflung, die den Angeklagten zur Begehung des Verbrechens getrieben haben soll, als belanglos fortfallen. —

Und dann sich an diesen wendend, sagte er:

„Beginnen Sie also mit Ihrem Geständnis — erst von dem Augenblicke an, als Sie, um zu betteln, sich in das vornehme Haus an der Franklin Avenue getreten waren und sich in das zweite Stockwerk geschlichen hatten.. Der Angeklagte erhob sich.

„Ohne mir klar zu sein, wie ich bei dem ungewohnten Geschäfte des Bettelns vorgehen sollte," nahm er, wie ihm befohlen, sein Geständnis auf, „drückte ich auf den elektrischen Knopf der Hausglocke. Die Glocke klang laut und lärmend. Ich mußte lange warten. Endlich ging die Tür auf. Eine ältere Frau trat, die Tür ängstlich hinter sich schließend, zu mir auf den Korridor heraus. Mit ihren großen, weitaufgerissenen Augen in dem gelben, knochigen Gesicht, starrte sie mich mit verwundertem, bösem Ausdruck an."

„Was wollen Sie" schrie sie.

Ich murmelte einige Worte. „Wie? Ich verstehe nicht!"

„Was bringen Sie?" kreischte sie noch lauter.

Ich hatte nicht den Mut, vernehmbar zu sprechen: ich murmelte nur Etwas von Not und Hunger. Jetzt schien sie zu verstehen.

„Wie?" schrie sie empört auf. „Betteln wollen Sie, Sie junger Loafer, der zu faul zur Arbeit ist! Wer hat Sie übrigens ins Haus gelassen! Hinaus! Marsch hinaus!" Ihre Stimme schallte so laut durchs Haus, daß ich völlig eingeschüchtert war, daß ich erschrak und wie abwehrend gegen sie die Hand ausstreckte. Sie schien diese Bewegung nicht verstanden zu haben. „Help, Police! Robbers!" brüllte sie mit einer Heftigkeit, daß ich fürchten mußte, ihr Geschrei könne wirklich auf der Straße gehört werden.

Ich weiß nicht, was in diesem Augenblicke mit mir vorging. War es die Angst, daß Leute kommen könnten, die mich für einen Räuber hielten, oder war es die Empörung, die sich über die Gemeinheit dieses Weibes in mir aufbäumte, auf einmal fühlte ich eine furchtbare Wut über mich kommen! —

„Seien Sie still, ich gehe schon," knirschte ich, indem ich ihr die geballte Faust vor Augen hielt. Sie wiederholte ihr Hilfegeschrei nur noch lauter. Meiner Sinne nicht mehr mächtig, versetzte ich ihr einen Schlag auf den Kopf — nur einen. Ich erkläre nochmals, ich wußte im nächsten Augenblicke nicht, was ich im vorhergegangenen getan — ich befand mich in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung. Auf einmal wurde es um mich herum totenstille.... Wie vom Blitz getroffen, war das Weib lautlos zu Boden gestürzt, und lag nun regungslos und stumm zu meinen Füßen. Und ich, ich stand noch immer bebend und zitternd wie angewurzelt da. Ein kalter Schauer lief mir durch den Leib und ein plötzlicher Schwindel machte mich taumeln! Da hörte ich auf der Treppe unten Männertritte... ganz deutlich!... Sie kamen näher, immer näher. Ich erwachte wie aus einem Traum! Eine furchtbare, eine entsetzliche Angst packte mich. Herr Gott, wenn die Menschen hierher kämen, wenn man unten auf der Straße wirklich die Hilfeschreie gehört hätte! Schrecklich, wenn man mich bei diesem stummgewordenen, ohnmächtigen oder gar toten Weibe traf. Ich erfaßte die Regungslose, riß die Stubentüre auf, und zog das Weib mit aller Kraft rasch in die Wohnung hinein. Dann schlug ich die Tür hinter mir wieder zu und horchte. Ich hörte keinen Ton mehr; die Leute, die das Geräusch verursacht hatten, mußten fort sein. Nun war es ruhig... ich konnte mich unbemerkt aus dem Hause schleichen. Da fiel mein Blick nochmals auf die Frau. Es schüttelte mich vor Grauen! War sie wirklich tot? Ich ließ mich neben ihr nieder und fühlte ihren Puls. Dann legte ich meine Hand auf ihr Herz... starr... kalt.... tot. Ich betrachtete ihren Kopf... nichts, nicht eine Spur von Wunde oder einer Beule. Ich forschte an meiner Kleidung, ich untersuchte meine Hände ...nicht ein Bluttropfen. Wie war es nur möglich, daß der eine Schlag sie getötet hatte? Ein Schlag, der nicht hart genug gewesen sein konnte, Jemandem überhaupt einen Leibesschaden zuzufügen. Und doch! Das Weib war tot — tot! Und ich — ich hatte sie gemordet. Ich gestehe offen ein, ich empfand in diesem Augenblicke keine Gewissensbisse, nur Furcht vor Entdeckung. Fort, fort aus dem Hause, das war mein einziger Gedanke! — Vor der Tür, durch die ich die Ermordete in die Stube geschleppt hatte, lag der Leichnam. Mir graute davor, über sie herüber zu steigen, um auf den Korridor zu gelangen. Ich entdeckte noch eine zweite Tür. Wie ich auf sie zuschreiten will, fällt mein Blick auf einen Tisch und auf einen offenen Geldschrank. Gold! Gold! in einer Menge, wie ich es nie zuvor gesehen hatte, lag da auf dem Tische aufgezählt! Noch einmal blickte ich die Tote an! Das Gesicht starr... kalt.. unbarmherzig ... gemein, im Tode, wie es im Leben gewesen war. Ihr hatte dieses ansehnliche Vermögen gehört!— Sicher war es durch schmutzigen Geiz zusammengescharrt oder durch ein lasterhaftes Leben erworben! Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, und ich war ein wohlhabender Mann! Aber da kam es über mich auf einmal wie ein Ekel. Nein, nein! Sogleich aber übermannte mich wieder die Schwäche, ich wollte das Geld liegen lassen, aber der Gedanke zuckte durch mein Hirn: Soll ich denn verhungern? Unwillkürlich erfaßte meine Hand ein paar Goldstücke... ich griff fester zu... es waren im Ganzen etwa dreizehnhundert Dollars. Ich nahm das Geld und schlich rasch aus dem Hause, ungesehen, unbemerkt. Das war das Sündengeld, das mir vor fünfzehn Jahren aus aller Not half, das mich zum verhältnißmäßig wohlhabenden Manne und Fabrikbesitzer machte, das war der Raub, der meinem Gewissen keine ruhige Stunde gönnte, und mich jetzt nach so langer Zeit als Mörder auf die Anklagebank brachte!"

Immer schwerer, mühsamer schien ihm gegen den Schluß hin das Bekenntnis seiner Schande zu werden. Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, so heiser und flüsternd, daß sie kaum hörbar waren, als er von seiner Schwäche übermannt, taumelnd in die Arme des hinter ihm stehenden Gerichtsdieners, der ihn auf die Bank gleiten ließ, stürzte. Die atembeklemmende Spannung und Stille, die auf allen Zuhörern gelastet hatte, löste sich in ein dumpfes Gemurmel des Mitleids mit dem Angeklagten auf. Nachdem die Ruhe im Gerichtssaale wieder hergestellt war, betrat der Detektiv, der die Verhaftung Johnsons vorgenommen hatte, den Zeugenstand. Derselbe wurde dann vom Richter vernommen. Seine Aussage lautete: Die Polizei hatte überhaupt keine Kenntnis davon, daß eine gewaltsame Tat geschehen sei, als man vor Jahren eines Morgens die Frau tot in ihrer Wohnung auffand. Nichts ließ darauf schließen, daß man ihr ein Leides zugefügt hätte. In der Wohnung war Alles in der besten Ordnung. Keine Spur von einer fremden Hand, einem gewaltsamen Eingriff. An der Leiche ließ sich weder eine Beule noch eine Wunde konstatiren; die Autopsie ergab als Todesursache Herzschlag, und der Hausarzt bekundete bei dem Koroners-Inquest, daß die Verstorbene seit Jahren herzkrank gewesen sei. In der Tat sind ja auch die in der Voruntersuchung vernommenen Sachverständigen der Meinung, daß der Tod weniger die Folge eines Schlages, als vielmehr die einer großen Aufregung oder eines plötzlichen Schrecks gewesen sein mag. Die Polizei hatte also nicht die geringste Veranlassung, weitere Erhebungen in der Angelegenheit anzustellen. Ich selbst wußte überhaupt nichts von dem ganzen Falle. Ich selbst hatte die Tote gar nicht gekannt, ebensowenig wie den Angeklagten. Zum ersten Male sah ich ihn in der Office seiner Factory. Ich hatte eine Recherche einzuholen über einen Mann, der mit dem Fabrikanten Johnson verkehrt haben sollte. Ueber Johnson selbst war absolut nichts Nachteiliges oder irgend etwas Anderes bekannt, was die Aufmerksamkeit der Polizei bisher auf ihn hätte lenken können. Ich versprach mir auch nicht viel Erfolg von diesem Gange: ich wollte nur als Beamter meiner Pflicht genügen und den Auftrag des Chefs ausführen. In der Office war außer Johnson nur noch der Buchhalter anwesend. Wie ich meinen Namen nannte und angab, daß ich ihm in meiner amtlichen Eigenschaft als Geheimpolizist einen Besuch abstattete, sprang er blitzschnell von seinem Drehstuhl herunter. Sein Gesicht war kreideweiß geworden; er schien schwer nach Atem zu ringen. Nachdem er dem Buchhalter ein Zeichen gegeben hatte, hinauszugehen, fragte er, ohne mich anzusehen, was ich von ihm wünsche. Ich nannte ihm den Namen des betreffenden Mannes, mit dem er verkehren sollte; er kannte ihn kaum, — ganz wie ich erwartet hatte! Die Sache war also erledigt! Ich hätte nun ja gehen können, aber Etwas hielt mich doch zurück. Mein Verdacht war wachgerufen. Warum erschrak der Mann, als ich mich ihm als Geheimpolizist zu erkennen gab? Ich ahnte es! Viele Leute empfinden zwar, beinahe instinktiv, ein peinliches Gefühl, wenn sie einem Kriminalbeamten oder Detektiv plötzlich gegenüber stehen, selbst, wenn sie völlig unschuldig und ehrenhaft sind! Das weiß ich sehr wohl, aber hier war das Erschrecken doch ganz besonders auffällig. Diese fahle Blässe, dieser Ausdruck der Bestürzung mußte mehr als eine unangenehme Empfindung sein. Ich blieb also stehen und sah ihn mit aufmerksam fragendem Blick an.

„Kann ich Ihnen sonstwie dienen?" kam es auffallend scheu und gedrückt aus seinem Munde.

Diesen Ton kannte ich, ich habe ihn auf der Polizei oft gehört von Leuten, die Unsereinen, der sie mit Fragen belästigt, gerne los werden wollen. In vielen Fällen diktirt ihnen ihr schlechtes Gewissen diese Frage. Trotzdem war ich in Verlegenheit. Ich wußte ja gar nichts: — aber ich sah doch, daß mein Gegenüber zu den Menschen gehört, von denen man, wenn man sie in die Enge treibt, bald die Wahrheit erfährt. Ich glaubte es also wagen zu können, sofort auf ein, wenn auch mir selbst unbekanntes Ziel loszugehen, ganz als ob ich einen festen Boden unter mir hätte. Mit ernster, fast geheimnißvoller Miene gab ich mir den Anschein, als ob ich mich versichern wollte, daß wir in der Office ganz allein und unter vier Augen seien. Der kaum erhoffte Erfolg stellte sich sofort ein, denn der Mann wurde von Moment zu Moment befangener und unsicherer.

„Nun können Sie mir wohl sagen," begann ich plötzlich und ganz unvermittelt, „wie sich die Sache damals verhielt?"

„Die Angelegenheit mit Ericson?" (Das war die Persönlichkeit, über die ich mich bei ihm erkundigt hatte.)

„Nein, Sie wissen ja, das war nur ein Vorwand, ich meine Ihre eigene Angelegenheit..."..

Ich hatte gerade ins Schwarze getroffen. Er verlor plötzlich alle Fassung, alle Ueberlegung. Erschreckt starrte er mich an, kaum im Stande, sich auf den Beinen zu halten. Kein Zweifel, ihn drückte eine schwere Schuld, und noch mehr die Angst vor Entdeckung. Er muß, seitdem er seine böse Tat beging, keine ruhige Stunde gehabt haben!

„Sie wissen also, was geschehen ist?" stieß er im Tone des höchsten Schreckens aus.

„Ja!"

„Nun—" schrie Johnson verzweifelnd, „dann ist Alles vorüber, Alles vorbei! Man wird es mir nicht glauben, daß ich noch jetzt nicht weiß, wie es kam, daß ich es noch immer nicht begreife.... Aber ich tat es...!"

Er war ganz gebrochen, vollständig willenlos und widerstandsunfähig geworden! — — Es war nur eine Kleinigkeit, von ihm den ganzen Sachverhalt zu erfahren!

Nachdem durch diese Aussagen des Geheimpolizisten die Hauptmomente des Falles klargelegt waren, zog sich die Jury zur Beratung zurück.

Der Angeklagte hatte von dem Augenblicke an, als er das letzte Wort seines Geständnisses gesprochen, völlig teilnahmlos, in sich zusammengesunken, mit geschlossenen Augen dagesessen.

Als die Geschworenen nach kurzer Zeit in den Saal zurückkehrten, flammte wieder neues Leben in dem gebrochenen Körper Johnsons auf. Der Obmann begann das Verdikt der Jury zu verlesen! (Der Angeklagte sprang auf, beugte sich vor und horchte mit angehaltenem Atem, als wolle er jedes Wort des Sprechers im Voraus von den Lippen ablesen.) — — — — „Wir, die Jury, finden einstimmig den Angeklagten des Mordes schuldig...." klang es klar und deutlich. — Ein kurzer Aufschrei übertönte die letzten entscheidenden Worte. Ein dumpfer Fall folgte. Der Spruch der irdischen Gerechtigkeit hatte keine Bedeutung mehr für den Angeklagten... Er stand bereits vor einem höheren Richter.

Schneesturm.

Von **Robert Seidel.**

Ein rasendes Jagen ob schwindelnden Höh'n,
In allen Schluchten ein heulendes Dreh'n,
Durch weite Gefilde in wirbelndem Flug
Ergießt sich des Winters Triumphzug.

In seinem unzähligen, flockigen Heer
Hat jeder Streiter gebrechliche Wehr,
Allein der erbitterten Massen Gewalt
Erdrückt die mächtigsten Feinde bald.

Wohin diese tobende Schaar sich ergießt,
Die bunte Farbe des Lebens verschießt,
Mit Leichengewändern umhüllet sie fahl
Das träumende Dorf und der Städte Qual.

Auf einsamen Wegen und eisernem Pfad,
Da stockt das knarrende, sausende Rad;
Dem Schöpfergeist selber auf leuchtender Bahn
Hält eisiger Schauer den Atem an.

Doch siegend erhebt sich die schaffende Macht
In säuselnden Lüften der Frühlingsnacht,
Und in Märzenstürmen und Donnergebraus
Stirbt Winters Gewalt und Herrschaft aus.

Japanische Gegensätze.

Von **Philipp Berges.**

Der Rickschaläufer vor dem zweirädrigen Karren holt tüchtig aus, denn es ist kalt. Seine Beine sind nackt, unter den Füßen trägt er Strohsandalen, um die Lenden ist eine Art Handtuch gewunden und über den Rücken eine zerschlissene Khakijacke gehängt. Unermüdlich, in immer gleichem Fußfall eilt er dahin. In Japan muß man im Rickscha durchs Land ziehen; es ist das Gefährt, das sich der Umgebung harmonisch anschließt und die Gewähr des Genießens bietet. Im Lande der aufgehenden Sonne gibt es keine großen Bauwerke, kein gesellschaftliches Leben, wie wir es verstehen, da die Frauen ausgeschlossen sind; es gibt keine Genüsse, die dem westländischen Geschmack entsprechen — und doch übt Japan auf alle Reisenden einen geradezu bezaubernden Einfluß aus. Die Fremdartigkeit der Anschauungen, die Anmut der Sitten, die sanfte Liebenswürdigkeit der Frauen, die Einfachheit, Naivität und Innigkeit der Gottesverehrung, die liebliche Natur und vor allem das bunte Volksleben, sie sind es, die den Fremden gefangen nehmen und in einem magischen Kreis einschließen.

Jetzt rollt die Kuruma am Strande entlang. In zarten Tinten des Nachmittags liegen Meer und Himmel, von kleinen Inseln grüßen die dunklen Fähnchen der verkrüppelten Pinien — wie in einem wundervollen altjapanischen Kakemono scheint die Natur eingeschlossen. Es ist die Sagami-Bucht, die ihre Wellen an den weiten, flachen sandigen Strand sendet. Dann geht es landeinwärts zwischen den niedrigen Häuserzeilen Kamakuras hin, einst die stolze Osthauptstadt des Kaiserreiches, jetzt ein stilles Dorf, an dessen breiter Hauptstraße offene Kaufläden der Fremden harren. Aber die Fremdenindustrie mit ihren Bronzen, Lackarbeiten und Porzellanen hört auf, je näher wir den Tempeln und dem weltberühmten Daibutsu, der großen, sitzenden Buddha-Statue, kommen — denn alle die Läden und Verkaufsstände, die sich im Umkreise der Tempel befinden, dienen dem einheimischen Verkehr. Hier gibt es Opfergaben für die Geister der Seligen und für die Götter, Süßigkeiten, bunten Tand, Tee und Gebäck für die Beter und Kinderscharen.

Und plötzlich verändert sich die Szenerie. Der bunte Markt bleibt zurück. Es ist, als ob unsichtbar und unfaßbar, überirdische Ruhe und Weltenferne uns entgegenwandelten. Ehrwürdige Kampferbäume und dunkle Kiefern schauen aus hundertjährigen Kronen unbewegt aus der Höhe. Zwischen ihnen stehen auf weitem Platz ragende Bambusgebüsche und träumende Kirschbäume. Die Hunderte von Kindern, in ihren reizenden bunten Kimonos, sind nur wie Schmetterlinge, die hin und her über den Platz huschen. Sie stören die erhabene Ruhe nicht, sie gehören zum Bilde. Ernste Beter, Männer und Frauen in kleinen Gruppen, machen schon vor dem äußeren hohen Tore Halt, neigen das Haupt und legen die erhobenen Hände zusammen. Und hier halten auch wir, verlassen das Gefährt und verweilen einen Augenblick in stiller Andacht, denn am Tore stehen — in chinesischen Ideogrammen und in englischer Sprache — die schönen, eindringlichen Worte:

„Fremder, der Du die Schwelle dieses Heiligtums überschreitest, wer Du auch seist und weß' Glaubens, werde Dir bewußt, daß Deine Füße eine Stätte betreten, geweiht durch die Heilighaltung und den Kult von Zeitaltern. Dies ist der Tempel Buddhas und das Tor zur Ewigkeit — durch das Du in Andacht schreiten solltest."

Aber auch ohne diese Mahnung nimmt tiefe Andacht den Besucher— wer er auch sei und weß' Glaubens — gefangen, denn nach Durchschreitung des Tores steht er alsbald vor dem großen Buddha, von dem eine wundersame Ruhe ausstrahlt. Die gewaltige Bronzefigur, im dreizehnten Jahrhundert aufgerichtet, als der Buddhismus in Japan blühte und Staatsreligion war, ist fünfzehn Meter hoch. Die Finger sind über einen Meter lang, das Gesicht zwei Meter. Die Augen sind von den Lidern bedeckt, das Antlitz von Seelenfrieden und Weltenferne tief durchstrahlt. Ungeheuer wirkt die Figur, deren Kopf in die Baumwipfel emporragt, während die Gestalten der Pilger zu ihren Füßen noch nicht einmal bis zu den Händen der Statue hinaufreichen.

Wie viele Tausende und aber Tausende von Menschen haben sich im Laufe der Jahrhunderte mit ihren Sorgen und Zweifeln, mit ihrem Kummer und Leid, die können erspart bleiben, hierher geflüchtet in den Schatten des großen Menschheitslehrers, dessen Geist diese Stätte umschwebt und mit sichtbarem, körperlichen Strahl aus dem erhabenen Antlitz bricht! „Tor!" scheint dieses große, herrliche Antlitz zu sagen, „was sorgst und quälst du dich?! Die ungestillten Wünsche und der Lebensdrang unzähliger Geister, deiner Vorfahren, sind in deiner Seele lebendig und machen sie zu einem Vulkan von Leidenschaften. Aber begreife doch, daß dies alles, wie das ganze Sein, Illusionen sind, Träume, du selbst ein Traum, vom Geist des Universums geträumt; begreife, daß alle Leiden, die aus Wünschen entspringen, nur in deiner Einbildung wirklich sind, und daß sie verschwinden wie der Hauch, der durch den Bambus raschelt, sobald du dich von den Wünschen und Leidenschaften deiner Sinne abkehrst. Viele Leben hast du durchlebt in immer neu erwachendem Daseinsdrange, unzählige Leiden hast du durchkostet in immer neuen Versuchen, den Marmorblock des Lebens bergan zu wälzen zum Gipfel des Genusses. Und stets entrollte der tückische Marmor. Bitterkeit blieb zurück. Begreife es endlich, o Tor, es gibt keine Freude, keinen Schmerz, keinen Genuß, kein Leid — Illusion ist alles und in dir selbst ist alles beschlossen. Darum laß endlich ab und gib den Geistern, deren Haus und Tummelplatz du bist, Ruhe. Kehre dich ab von den Lockungen der Welt, versenke dich in dich selbst, werde eins mit der Allseele, laß den Strom deines Sinns still hinüberfließen in die große, selige Ruhe, aus der es keine Wiederkehr gibt, ins Nirwana."

Also steht es in dem sonnigen Antlitz des Fürstensohnes geschrieben, der in tiefem Mitleid auszog, um die Welt vom Joche des Lebensleidens zu befreien, und dessen Verkörperung hier im stillen Kamakura seit sieben Jahrhunderten in tiefer Selbstversenkung dasitzt. Ungezählte Tausende hat die Statue mit neuem Trost, mit neuen Hoffnungen, gereinigt und geläutert, heimziehen sehen in ihre Dörfer und Städte, woher sie gekommen waren.

Auch heute treten an den großen Daibutsu Beter aus allen Ständen heran und verrichten ihre Andacht. Es sind durchaus nicht immer Buddhisten, im Gegenteil, die überwiegende Mehrzahl besteht gewiß aus Shintoisten, aber vor den großen berühmten Schreinen verrichten alle ohne Unterschied ihre Gebete. Es ist schön und erhebend, ein Volk in so schlichter Innigkeit und ohne Grübeleien den unbekannten Mächten über uns huldigen zu sehen.

Nicht immer stand die große Figur ganz frei, zweimal ist ein Tempelumbau durch Erdbeben zerstört und dann nicht mehr erneuert worden. In Kamakura gibt es, was man eine ganze Tempelflur nennen könnte.

Im großen Tempel der Schicksalsgöttin Kwannon führt der Oberpriester den Besucher in einen stockdunklen, geheimnißvollen Raum, dann folgen Tempeldiener mit Fackeln, und in ihrem Scheine erst wird die goldene Riesenfigur der Göttin sichtbar. Der tausendjährige Tempel des Kriegsgottes Hachiman steht auf dem Hügel Tsuru-ga-oka, und eine breite alte Steintreppe mit drei mächtigen Torii führt nach seinem Schrein. Diese und alle die kleineren Tempel gehören dem Shinto-Kult an. Aber hier wie dort, überall dasselbe schlichte Bild herantretender Beter, die eine Münze in die Opferschale werfen, den Glockenstrang ziehen und still beten.

Wenn Basil Chamberlain die Japaner von Natur irreligiös nennt, so meint er damit, daß sie sich auf keinen bestimmten Glauben und auf keine Dogmen versteifen. Sie sind vielmehr, besonders das breite Volk, gläubig. Kein Haus ohne Familienaltar zur Verehrung der Ahnen. Kein Dorf ohne Tempel. Shintoismus und Buddhismus scheinen die gleiche Achtung zu genießen. Sie sind bis zu einem gewissen Grade ineinander verschmolzen. Die dunklen Schicksalsmächte sind es, die unter all den verschiedenen Namen von Göttern, Göttinnen und Helden verehrt werden. Wissen wir mehr?

Wer das japanische Volk vor seinen heiligen Schreinen beobachtet, erhält den Eindruck eines schönen, schlichten und innigen Empfindens.

* * *

Seltsam und anmutig sind japanische Städte zur Abendzeit. Ringsum italienische Nacht! Die Häuser sind aus Holz, die Fenster aus Papier — und aus allen dringt Lichterschein. Vor allen Häusern und vor den offenen Läden hängen bunte Papierlaternen — das ist die nationale Beleuchtungsart. Von den Händen der Rickschaläufer hängen weiße Lampions mit ihrer Wagennummer. Vor Teehäusern, Theatern und Restaurationen sind ganze Zeilen farbiger Lampions aufgehängt.

An eine Ladentür gelehnt, in der Straße Cotomachi zu Hyogo, durch die ich mit einem japanischen Bekannten schritt, stand ein junger Mann und jammerte herzbrechend vor sich hin. Entweder litt er an heftigen Schmerzen oder ein großes Leid mußte ihm begegnet sein. „Warum jammert der Mann so?" fragte ich. Da sah mich mein Bekannter befremdet und beleidigt an und sagte: „Wieso denn jammern? Der singt doch!"

Hier ist die entsetzliche, gräuliche, ohrenzerreißende japanische Musik in einer Nußschale. Ich sollte bald mehr davon zu hören bekommen. Es ist seltsam, daß dieses Volk, das den erlesensten Geschmack in der bildenden Kleinkunst besitzt, keinen Sinn für die Harmonie der Töne hat. Besser noch als das Gequicke und die Dissonanzen, die mit den landesüblichen Instrumenten hervorgebracht werden, ist unter diesen Umständen die höchst merkwürdige Einrichtung der „stillen Konzerte", die man in Tokio hören oder vielmehr nicht hören kann. Bei diesen Konzerten, die einen religiösen, mysteriösen Charakter besitzen, werden von einer großen Kapelle vor andächtigen „Hörern" alle Bewegungen des Spielens ausgeführt, aber kein einziger Laut wird hervorgebracht.

Da das Theater seit Ausbau des Kinodramas zu den überwundenen Standpunkten gehört und nach und nach ganz verschwinden wird, wenn erst unsere Klassiker kinematographisirt worden sind, geht man heutzutage, um die Darstellungskunst eines fremden Volkes zu studiren, nicht ins Theater, sondern ins Kino.

Eines der größten Kinos in Hyogo kündigte einen Film „von 2800 Fuß Länge" an, „nicht ein Zoll davon langweilig." Dahin lenkten wir unsere Schritte. Vor dem großen Holzbau standen viele Hunderte von Sandalen — es wird mir bis zu meinem Ende ein Rätsel bleiben, wie die Besitzer und Besitzerinnen ihre Pantinen wiedererkennen. Auch ich zog die Stiefel aus und begab mich auf Strümpfen ins Allerheiligste des Kinotempels. Er war voll. Aber das ist zu wenig gesagt. Der ganze Raum war eine einzige gigantische Sardinenbüchse. Man macht sich in Europa keinen Begriff von dieser Packung. Der ganze große Bau mit seinen Terrassen war in Kästen abgeteilt, in denen dichtgedrängt ganze Familien sich niedergelassen hatten. Die Japaner nehmen ihre Kinder, auch die kleinsten, mit ins Theater. Daneben Holzkästen mit Reis und Zukost, Rauchzeuge, Kissen. Es war ein höchst befremdlicher Anblick. Als geehrter Europäer hatte man mir einen alten, wackeligen Stuhl gebracht, alle andern saßen auf dem Boden, und wie von einem erhabenen Thron vermochte ich die kunstbegeisterte Schaar zu übersehen. In der Loge zu meiner Rechten krabbelten fünf bunt umwickelte Kinder durcheinander, während die Mama ihre kleine silberne Pfeife geräuschvoll ausklopfte, sie dann wieder füllte, ansteckte und lospaffte. Zur Linken gab eine junge, rundgesichtige und rundbusige Dame ihrem Baby die Brust und lächelte mich ob meines gedankenverlorenen Zuschauens verstohlen an. Zu meinen Füßen war eine siebenköpfige Familie mit vierzehn Eßstäbchen zugange, aus Holzschachteln Reis zu schlecken. Ein Gekribbel und Gekrabbel, wohin man sah.

Der japanische moderne Film aber, der sich alsbald abzurollen begann, stellte das ganze befremdliche Bild des Zuschauerraums weit, weit in den Schatten. Zwei Tamtamschläge. Es wird dunkel, die Sardinenbüchse verschwindet. Nur die Leinwand auf der Bühne ist erleuchtet und zwei Kästen, die unseren Proszeniumslogen entsprechen. Hier sitzen links die Sprecher, rechts die Kapelle.

In einer Hinsicht ist das Lichtbildtheater dem unserigen überlegen: es ist kein Theater für Taubstumme; keine Zettel mit Briefen, Telegrammen und anderen verbindenden Texten gehen über die Leinwand. Vielmehr wird mit verteilten Rollen gesprochen wie im wirklichen Drama; wichtige Stellen unterstreichen Chor und Kapelle. Der Chor besteht aus einer in einem Holzkasten sitzenden Person, die mit einem unnatürlichen, im höchsten Diskant ausgestoßenen Gequiek bald aufausgestoßenen Gequiek bald aufmunternde, bald bedauernde Kommentare losläßt, begleitet von der Kapelle, die ebenfalls aus nur einem Mann besteht, der dem Koto, einer Art Harfe, furchtbare Töne entlockt. Die eigentlichen Sprecher, die sich im Tempo genau den Schattengestalten auf der Leinwand anpassen, sprechen in einer ganz unnatürlichen, geschraubten, stilisirten Manier, die vom Theater übernommen ist. Die Männer sprechen alle tief, die Frauen alle ganz hoch in Jammertönen und ohne jede Variation oder Veränderung der Klangfarbe.

Es wird hell. Die Sardinenbüchse kommt wieder zum Vorschein. Die siebenköpfige Familie ißt weiter. Die junge Mama klopft wieder ihr Silberpfeifchen aus und brennt eine neue an. Das Baby ist satt und am runden Busen eingeschlafen. Ueberall Lachen und frohe Gesichter. Alle haben sich trefflich amüsirt.

Draußen schimmern wieder die bunten Lampions, Bekannte, die uns begegnen, verbeugen sich lächelnd bis zum Knie, im falben Schimmer der Laternen sieht man Beter an die Tempel am Wege herantreten zu flüchtiger Andacht; alles ist Wohlanständigkeit, gute Sitte, Höflichkeit und Grazie.

Arthur Schreiner.

Synopsis der Romanfortsetzung vom letzten Sonntag.

Arthur Schreiner war auf seines Onkels Carpenter Farm in Missouri ein fleißiger Arbeiter und stand seit einiger Zeit in regelmäßigem Briefverkehr mit seinem Vater, ebenso mit La Rues. Da sein Onkel keine Vorräte auf der Farm ansammeln wollte, schickte er Arthur zweimal die Woche nach der Stadt, wo derselbe mit dem zweiten Clerk des Quartiermeisters, Herrn Elder, einem Landsmann, bekannt wurde, den er natürlich zum Besuch auf Carpenters Farm einlud. Als gewandter Erzähler, der selbst viel erlebt und gesehen hatte, erzählte Herr Elder zum Ergötzen seiner Wirtsleute, wie einmal, es war bald nach seiner Ankunft in Kansas City im Jahre 1857, daselbst der Versuch gemacht wurde, eine Rebellenfahne „aufzuziehen", was er jedoch mit einigen Freunden zu vereiteln suchte. Er hatte mit denselben ein Orchester gebildet und war aufgefodert worden, bei einer Kindervorstellung in einer Baptistenkirche zu spielen, dort, so hatten sie gehört, sollte die Entfaltung der Fahne vor sich gehen. In Begleitung eines Freundes, George Daggert, der ihre, die Fahne der Union, verwahrte, begaben sie sich zur Kirche und nahmen auf der für sie bestimmten Tribüne Platz. Ihre Fahne war aufgewickelt und lag unter der Bank.

Prokop von Mähren am Mauerbrecher.

Kaiser Sigismund, dessen Denkmal auch in der Berliner Siegesallee steht, — hat er doch die Hohenzollern mit der Mark Brandenburg belehnt — war ein sehr habsüchtiger Fürst, und in der Wahl seiner Mittel, seine Länder- und Gelogier zu befriedigen, äußerst skrupellos, wenigstens nach modernen Begriffen. Schon möglich, daß man im Mittelalter anders darüber dachte.

Böhmen gehörte seinem Bruder Wenzel, und weil Sigismund es selber gern gehabt hätte, rückte er im Jahre 1402 in Böhmen ein, die dortigen Wirren ausnutzend. Durch Unterhandlungen wußte er es dahin zu bringen, daß ihm Wenzel von seinen eigenen Untertanen als Gefangener überliefert wurde. Er ließ ihn in Wien gefangen setzen, und versuchte unterdessen an der Spitze seines Heeres seine Absichten auf Böhmen zu verfolgen. Markgraf Prokop von Mähren, ein Vetter Sigismunds, widersetzte sich aber der Entthronung Wenzels, und so kam es zwischen ihm und Sigismund zum Kriege. Letzterer belagerte den Prokop in seinem festen Schlosse Prezdiczy in Mähren, allein trotz aller Anstrengungen wollte es ihm nicht gelingen, die Feste zu erobern. So beschloß denn Sigismund List und Verstellung anzuwenden.

Er lockte seinen Vetter Prokop aus seinem Schlosse heraus in sein Lager unter dem Vorwande, mit ihm zu verhandeln. Hier ließ er ihn hinterlistigerweise gefangen nehmen und vor einen Tümmler oder Mauerbrecher binden. Das war ein schwerer Balken, vorn mit einem eisernen Kopfe versehen, und so eingerichtet und auf eine Gestelle gelegt, daß er mit großer Kraft gegen eine Mauer gestoßen werden konnte, die dadurch nach und nach zertrümmert wurde.

Vor einen solchen Mauerbrecher ließ Sigismund seinen Vetter binden und ihn so gegen die Mauer führen. Die Belagerten hatten nun die Wahl, entweder die Feste zu übergeben oder ihren Herrn an der Mauer zerschellen zu lassen; denn der erste Stoß des Mauerbrechers hätte ihn zermalmt. Man übergab die Feste, aber dem bejammernswerten Prokop war leider damit gar nicht gedient. Denn bejammernswerten Prokop war leiihn nach Brünn bringen, dort in einen Turm sperren und verhungern. Treu und Glauben galten gar wenig in diesen düsteren Zeiten. Macht war Recht!

Die Klosterglocke.

O Einsamkeit und Schweigen
In tiefer Waldesnacht —
Ein Zauber süß und eigen
Weht in den Zweigen sacht.
Und horch! — da hallet schaurig
Der Klosterglocke Klang
Wohl durch die Nacht, so traurig,
So feierlich und bang. —
Was hallt der Glocke Läuten?
Warum ertönt ihr Lied? — —
Weil von den Klosterleuten
Jemand am Stricke zieht.

— Empfehlend. — Hausfrau (zu dem stellesuchenden Dienstmädchen, das ein großes Bündel bei sich hat): Was ist denn in diesem Bündel? Sie haben ja wohl gleich Ihre Sachen mitgebracht? — Dienstmädchen: Das sind meine Zeugnisse!

UMI

Arthur Schreiner.

Roman eines Deutschen in Amerika

von Charles Ed. Kollmann.

(33. Fortsetzung.)

Allmählich kamen die Zuschauer an. wir spielten mehrere Stücke und dann begannen die Kinder ihre Vorträge. Alles verlief so nett und harmlos, daß wir schon davon sprachen, daß das Gerücht falsch gewesen sei, als zum Schluß ein fünfzehn Jahre alter Junge auf die Bühne trat. Er trug einen Prinz Albert Rock, bis obenhin zugeknöpft; doch schien es mir, als versuchte er mit dem linken Arme etwas darunter zu verbergen. Er haspelte seinen Vortrag geläufig genug ab; aber solche Schulerzeugnisse hatten für mich keinen Wert, und ich gab deshalb nicht Acht darauf. Plötzlich hörte ich ihn sagen: „Und dies wird von nun an Eure Fahne sein!" Schnell aufblickend sah ich, wie er eine achtzehn Zoll große Palmettofahne unter seinem Rocke hervorzog und sie hoch über seinem Kopfe schwang. Auf dieses Signal kamen alle die anderen Kinder, drei bis elf Jahre alt, Mädchen und Jungen, die Palmettofahne schwingend und „Hurrah" rufend auf die Bühne. Ich rief: „George, jetzt!" Und während der unsere Fahne entfaltete, stimmten wir unsere große Nationalhymne: „Das sternenbesprenkelte Banner", an. Einer nach dem andern standen wir auf und schlüpften unter dem Notenbrette durch in den Saal. George, unsere schöne große Fahne hochschwingend, ging auf die Bühne zu. Wir folgten ihm, immer spielend, und hielten uns zwischen ihm und den Zuschauern. Plötzlich sprang er auf die Bühne, fegte mit einigen kräftigen Bewegungen die kleine Rebellenschaar herunter und bearbeitete dann den letzten Redner, daß auch er verschwand. Nun trat er vorne in die Mitte der Bühne und schwang die Fahne zum Takte der Musik mächtig von Seite zu Seite. Wir spielten schon das „Heil Columbia", und als das beendet, nahmen wir George mit unserer Fahne in die Mitte, spielten „Yankee Doodle" und marschirten damit hinaus. Wir brauchten nicht um freien Durchgang zu bitten, er wurde uns freiwillig gestattet, und gern.

Es ist mir unmöglich, unsere Gefühle zu beschreiben, als wir die Fahne entfalteten, zu spielen anfingen und uns zwischen unsere Fahne und die Besucher drängten. Wir versuchten nicht schön zu spielen; wir wandten unsere ganze Kraft an, um Nachdruck hinein zu legen. Wir wußten, unser Leben war in der größten Gefahr; man erwartete jeden Augenblick das Knallen der Revolver zu hören; der Kelch ging aber an uns vorüber.

Die Szene, die sich im Auditorium abspielte, war überraschend. Alle waren aufgesprungen und drängten nach der Tür oder den Wänden zu. Stühle wurden umgestoßen und versperrten die Wege; Frauen sanken halb ohnmächtig auf ihre Stühle zurück; ein vollständiges Bild wie das vom jüngsten Tage. Wir wurden nicht belästigt und auch nicht aufgehalten. Einige Minuten warteten wir draußen, ob jemand Lust hatte, uns auf die Probe zu stellen, es kam uns aber Niemand nach und wir gingen heim." — —

Alle hatten Mr. Elder gespannt zugehört; ihre Augen leuchteten von Patriotismus, und die Gesichter waren wie verklärt. Kaum hatte Mr. Elder aufgehört zu sprechen, als Arthur aufstand und im Jubelton die schöne, längst gelernte, begeisternde Nationalhymne anstimmte: „O sag', kannst du seh'n." Mr. Carpenter erhob sich, nahm seine Matrosenmütze vom Kopfe und hielt sie in beiden Händen vor sich. Maggy hatte die Hände im Schoße gefaltet, und verwandte keinen Blick von dem Sänger. Auch Kitty und Dick standen in der Tür und lauschten dem Gesange. Bei den Schlußworten fielen die Männer feurig ein: „Das Land der Kühnen, das Land der Freien."

„Bravo!" schrie Dick.

„Ja, das war gut; das erquickt das Herz," gestand Maggy.

„Mr. Elder, ich muß mich bei Ihnen auch bedanken für Ihre Erzählungen und auch für den Anteil, den Sie an den Begebenheiten genommen haben; geschadet hat es gewiß nichts. Es sind in Wirklichkeit Heldentaten, die den Lauf der Dinge zu Gunsten der Union mehr oder weniger beeinflußt haben, um dann im Drange der Zeit und der Ereignisse übersehen und vergessen zu werden. Sie kennen Henry Kaufmann, ja? Na, der stand mit seinem Gesellen Ed. Keller am 4. Juli 1862 nicht weit vom Courthause und schoß seinen Amboß den ganzen Tag zu Ehren des Tages, obgleich die Rebellen, mit Pistolen in Händen, ihn davon abzuhalten suchten. Ich weiß, daß diese kühne Tat viele Unentschlossene auf unsere Seite brachte; aber wer denkt noch daran? Die Männer der Entwickelungsperiode sind bald vergessen, wenn sie nicht im Hauptstücke eine gute Rolle spielen." —

Die sinkende Nacht ermahnte Mr. Elder, an den Heimweg zu denken. Sie nahmen herzlichen Abschied und Mr. Elder versprach auf dringendes Bitten der Familie, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Um diese Zeit wurden die genaueren Einzelheiten von Burnsides Siegen, furchtbaren Verlusten und Rückzug bei Fredericksburg, 11.—14. Dezember, bekannt.

Mitte Dezember kam ein Brief von Major Carpenter. Ja, er war Major geworden, hatte jetzt zwei Kompagnien, und sein treuer Kamerad Sergeant Dok Reynolds war sein Leutnant. Dieses Kommando war keinem Korps zugeteilt; es erhielt seine Befehle direkt und allein von dem Oberbefehlshaber. Offiziell hieß diese Truppe „Carpenters Scouts" (Kundschafter) und sie erwarb sich durch ihre kühnen Unternehmungen historischen Ruhm. Auf die Einzelheiten seiner zahllosen Züge ging der Major in seinem Briefe nicht ein, es ließ sich aber leicht zwischen den Zeilen lesen, welche unendlichen Gefahren und Strapazen er durchgemacht. Er selbst war immer gut davon gekommen, aber seine Leute hatten oft arg gelitten, besonders die neu angeworbenen. Er rekrutirte fast nur im Süden, wo die Unionmänner sich ihm gern anschlossen, ihre Kenntnisse des Landes waren für ihn von großem Vorteil. Jetzt war er bei der Potomac-Armee bei Falmouth und er bat Briefe für ihn dorthin zu schicken. Er hatte da auch mehrere Briefe vorgefunden und daraus ersehen, daß Arthur wirklich sein Vetter war, daß er ganz wiederhergestellt und bei seinen Eltern war.

Die Eltern waren durch diesen Brief so stolz und glücklich, daß sie ihrer Freude keine Worte geben konnten. Der Alte schmunzelte nur zufrieden vor sich hin und Maggy schien einen Zoll gewachsen zu sein.

Arthur wurde bei dem Lesen des Briefes recht aufgeregt. Die Kriegslust, die in jeder Mannesbrust schlummert, war voll erwacht. Die Erzählungen von Major Braun aus dem Kriege in Schleswig-Holstein, und alles, was er von diesem Kriege gesehen, gehört und gelesen hatte, ging ihm durch den Kopf. Nach langem Nachdenken und Ueberlegen kam er zu einem Entschlusse, er folgte seinem Kopfe.

Kurz darauf erhielt Arthur einen Brief von Mr. Walbridge. Er berichtete, daß John ein ganz famoser Junge und der Liebling in seinem Hause sei, u. dgl. mehr. Dann kam er auf das Geschäftliche; er sagte, daß die Aufträge für neue Bauten sich unerwartet mehrten und ließ durchblicken, daß er es gern sähe, wenn Arthur bald nach den Festtagen zu ihm käme.

Das entschied die Frage endgiltig. Jetzt war Arthur wieder Architekt und Baumeister. Jeder Zweifel war beseitigt, und freudig hob sich seine Brust in dem Gefühle, nun bald wieder in die ihm längst gewöhnte Tätigkeit zu kommen.

Carpenters hatten von Anfang an gewußt, daß Arthur nur den Winter über bei ihnen bleiben wollte. Dennoch konnten sie es kaum fassen, daß er schon in wenigen Wochen wieder fort wollte, und diese Gewißheit legte sich wie eine trübe Wolke auf den sonst so fröhlichen Haushalt. Zu ändern war daran nichts, er mußte gehen; sie freuten sich auch darüber, aber es berührte sie doch recht schmerzlich. Arthur versäumte nichts, um durch guten Galgenhumor die alten Leute aufzuheitern. Ihm selbst wurde ja das Scheiden recht schwer, deshalb aber sang, lachte und erzählte er den ganzen Tag. Nun galt es Briefe zu schreiben, fröhliche Weihnacht und glücklich Neujahr zu wünschen, und besonders seine Adresse in Chicago anzugeben; was er sonst noch schrieb, darüber sprach er nicht, er brauchte aber lange Zeit, bis er damit fertig war. Herr La Rue und Major Charles Carpenter waren die Ersten, denen er sein Herz ausschüttete, dann erst wurden sein Vater und Mr. Walbridge bedacht.

Die Festtage wurden auf deutsche Weise gefeiert, und es ging recht lustig dabei zu. Dann wurde aber auch schon gleich an die Abreise gedacht und alles darauf vorbereitet.

Es war ein kalter, unfreundlicher Morgen im Januar, als Mr. Elder mit einer Kutsche an der Einfahrt hielt, um Arthur nach der Stadt zu holen. Seine Sachen waren schon darin untergebracht und es war nur noch das letzte „Lebewohl!" zu sagen. Arthur sprach noch ein paar freundliche Worte zu der Tante, um sie zu trösten. Plötzlich zog er sie an seine Brust, küßte sie auf Stirn und Wangen, schüttelte dann herzlich ihre Hände und dankte ihr unzählige Male für die Freundschaft und Liebe, die er hier gefunden. Maggy war dabei feuerrot geworden und konnte vor Verlegenheit und Bewegung kein Wort hervorbringen.

Dann hatte Arthur auch schon des Onkels Hände erfaßt, sah ihm liebevoll in die Augen und sagte: „Nun geht es wieder fort ins fremde Leben. Ich scheide, als verließe ich das Elternhaus, denn dazu habt Ihr es mir gemacht. Dank für alle Freundlichkeit und Güte. Ihr werdet oft von mir hören; ich sorge schon dafür, daß es nur Gutes ist. Und sobald ich Gelegenheit dazu habe, besuche ich Charley."

Noch einen raschen Händedruck — und er eilte davon.

Mr. Walbridge saß, ganz gegen seine Gewohnheit, recht mißmutig in seinem Bureau. Auf dem Tische vor ihm lagen eine Menge Zeichnungen, Pläne für Häuser, und in der Hand hielt er ein ganzes Bündel Papiere, welche die Erläuterungen dazu enthielten. Bald sah er auf die Papiere in seiner Hand, dann auf die Pläne, welche auf dem Tische lagen, und lehnte sich oft, in tiefes Nachdenken versunken, in seinen Sessel zurück. Endlich stand er auf und ging lange im Zimmer auf und ab, schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte zu sich selbst: „Nein, das verstehe ich nicht!" Er besann sich noch einen Augenblick, zog die Uhr aus der Tasche und blickte darauf: „Elf Uhr!" Es ist besser, wenn ich das Grübeln vorläufig unterbreche, sonst werde ich ganz konfus dabei. Ich denke, ich gehe zum Lunch und trinke ein Glas Bier dazu; das erfrischt die Lebensgeister und schärft mir vielleicht den Blick." Damit nahm er seinen schweren Ueberzieher vom Haken, zog ihn an und ging in das Nebenzimmer. Hier waren zwei junge Männer emsig mit Messen und Zeichnen beschäftigt. Er betrachtete die Arbeit, machte einige Bemerkungen und wandte sich der Türe zu, um das Zimmer zu verlassen.

Während er am Pulte stand, hatte sich die Tür geöffnet und Arthur war eingetreten, was Mr. Walbridge ganz überhört hatte. Jetzt standen sie sich gerade gegenüber. Mr. Walbridge war erst ganz verdutzt, als er in Arthurs fröhlich lachendes Gesicht sah; er erkannte ihn aber dann gleich wieder u. streckte ihm die Hand entgegen: „Halloh! Da sind Sie ja! Gerade zur rechten Zeit. Kommen Sie mit, wir wollen erst zum Lunch gehen. Behalten Sie Ihren Ueberrock nur an, umkehren tue ich nicht. Wir haben doch genug zu besprechen, was wir beim Essen tun können; das Geschäft läuft uns doch nicht davon. Ich glaubte aber kaum, daß Sie so bald kommen würden."

„Darüber konnten Sie ganz ohne Sorgen sein, Mr. Walbridge. Mir wurde die Zeit lang, bis Sie mich rufen würden," erwiderte Arthur.

„Na, denn man vorwärts! Sie wissen wohl noch, wo wir hingehen."

Die Herren hatten sich viel zu erzählen, und deshalb nahm das Frühstücken lange Zeit in Anspruch. Endlich kamen sie in das Bureau zurück, und Arthur fing an, die Pläne und Spezifikationen sorgfältig zu prüfen. Damit fertig, frug er etwas verwundert: „Was ist Ihnen dabei unverständlich, Mr. Walbridge?"

„Ja, sehen Sie denn nicht? Da unten zwischen den zwei Wänden ist hinten, zwei Stockwerke hoch, ein völlig leerer Raum, der Zeichnung nach. Und oben darüber hängen dann wieder zwei Stockwerke, hoch in der Luft. Das kann doch nicht recht sein!"

„Kennen Sie den Bauplatz? Soll das Haus an einen Hügel gebaut werden? Es scheint mir, als wenn es ein Hotel werden soll."

„Richtig! Und vorn ist die Straße hoch aufgefüllt."

„Dann soll der Raum später ausgebaut oder aufgefüllt werden; aber das kümmert uns ja gar nicht!"

„Ja, wie kann man denn da eine Berechnung machen?"

„Oh, das ist einfach genug," antwortete Arthur, und auf die Unterschrift deutend: „Ist der Architekt gut? Ich sehe, er hat die Pläne unterschrieben."

„Er ist einer der besten, die wir haben."

„Gut, dann machen wir die Berechnung genau nach den Plänen. Der Unterbau, die Steinarbeit, wird wohl ausgemessen, und nach der Ruthe separat bezahlt. Wir geben nur den Preis für die Ruthe an?"

„Oh nein. Wir bieten auf das ganze Haus, von Anfang bis es fix und fertig ist."

„Finden wir guten Untergrund für das Fundament?"

„Sand! reinen Sand!"

„Auf Sand habe ich bis jetzt noch nicht gebaut," lachte Arthur. „Das muß ich erst noch von Ihnen lernen."

„Das können Sie! Darin habe ich Erfahrung und macht mir kein Kopfzerbrechen. Da werden erst so und so viele Pfähle eingerammt, darüber kommt eine zwei bis drei Fuß dicke Lage von klein geklopften Steinen mit Sand, Zement und Wasser gemischt, und die Grundlage ist fertig. Das lassen Sie nur gehen, die Berechnung will ich schon machen."

Nun fing das Rechnen an. Arthur wäre wohl nicht ganz weit damit gekommen, hätte nicht jemand neben ihm gesessen, der alle Dimensionen, Preislisten für Material und Arbeitslöhne schlagfertig im Kopfe hatte. Jedes Stockwerk wurde einzeln berechnet. Jeder rechnete für sich; Mr. Walbridge nach seiner alten gewohnten Weise. Zeigte sich irgendwo ein wesentlicher Unterschied im Resultate, dann rechneten es beide zusammen nochmal über. So kamen sie tüchtig voran und konnten sicher sein, daß die Rechnung richtig war.

Die einbrechende Dunkelheit machte die beiden erst aufmerksam, wie schnell die Zeit vergangen war. Mr. Walbridge zog ungläubig seine Uhr hervor und sah, daß es schon gegen fünf Uhr war. Bedächtig legte er die Bleifeder auf den Tisch und sagte: „Es ist Zeit, daß wir aufhören, sonst kommen wir spät zum Essen. Sie begleiten mich doch?"

„Für heute möchte ich um Entschuldigung bitten. Ich bin von der Eisenbahn fast direkt hierher gekommen und muß mich nun doch erst ein bischen einrichten und meine Sachen auspacken."

„Ach, Arthur! Das sind nun wieder schöne Geschichten, daran habe ich gar nicht gedacht, daß Sie die ganze Nacht auf der Eisenbahn waren. Nichts für ungut; ich freute mich so Sie zu sehen, daß ich alles Andere darüber vergaß. Natürlich sind Sie für heute Abend entschuldigt, und ich hoffe, Sie entschuldigen meine Vergeßlichkeit. Ich habe Ihr Schreibpult dort an das Fenster stellen lassen; Sie können es aber hinstellen, wo es Ihnen am besten paßt. Die Schlüssel stecken darin, schließen Sie die Papiere nur da hinein. Sie sind im „May Hotel" abgestiegen? Na, das ist ein gutes Haus und gibt gute deutsche Kost. Gelegentlich begleite ich Sie mal. Heute haben Sie doch genug zu tun, und ich will auch meiner Familie melden, daß Sie angekommen sind."

Währenddem hatten die Herren ihre Ueberröcke angezogen und schritten zum Ausgange. Bitterkalt sauste der Nordweststurm durch die Straßen und sorgte dafür, daß das „Gute Nachtsagen" nicht viel Zeit in Anspruch nahm.

Früh war Arthur am nächsten Morgen schon wieder in dem Bureau und setzte sich mit wahrer Wollust an die Arbeit. Mr. Walbridge kam erst um zehn Uhr; und dann arbeiteten beide so emsig, daß sie fast ihr Frühstück versäumt hätten, wenn nicht John gekommen wäre, um Arthur zu begrüßen. Das Wiedersehen war beiderseits natürlich ein sehr herzliches. John war in den wenigen Monaten zusehends gewachsen, sah sehr gut aus und war wirklich gut gekleidet. Um viel zu sprechen war jetzt keine Zeit; das Frühstück durfte nicht verpaßt werden.

Am Abend begleitete Arthur Mr. Walbridge nach seinem Hause, wo er, so zu sagen, mit offenen Armen empfangen wurde, denn er war ja schon ein alter Bekannter. Nach dem Essen gingen alle wie gewöhnlich in den Parlor. Schon bei Tisch war die Unterhaltung ungezwungen und lustig geworden. So drei schöne junge Mädchen, im vollsten Uebermut ihrer Jugend, konnten nicht lange ernsthaft sein. Arthur war auch kein Sauertopf und machte gern mit; um allen Mißverständnissen vorzubeugen, deutete er aber an, daß er nicht frei sei. „Ach, das schadet nichts!" lachte die Eine ihn an. „Wir sind doch im Vorteile, denn wir haben Ihre Gesellschaft!"

In diesem Kreise konnte man nur fröhlich sein. So ungenirt und zwanglos auch die Unterhaltung war, wurden selbst die zartesten Grenzen der Etiquette nicht verletzt. Und das war den Mädchen nicht angelernt, das war die reine Natur in schönster Fassung. Ohne Sträuben, ohne aufdringlich zu sein, trugen sie abwechselnd Musikstücke und Lieder vor. Die Lieder waren, der Zeit angemessen, alle patriotischen Inhalts, und hatten wenig musikalischen Wert; aber die Auffassung und der Vortrag ließen das gern übersehen; und Arthur vergaß fast, daß er der Schule kaum erwachsene Dilettanten hörte.

Auch Arthur ließ sich nicht lange nötigen. Das wundervolle Steinway-Pianino zog ihn förmlich an. Berauscht von den lieblichen Tönen, präludirte er lange auf und ab, spielte eine schöne Schweizer Melodie und stimmte dann das „O sag' kannst Du seh'n" an. Das war ein Treffer. Die Mädchen beteiligten sich sogleich, Arthur ging zum Baß über, und das Terzett war fertig. Wenn so etwas so recht von Herzen kommt, und wo die Stimmen so gut vertreten sind, wie es hier der Fall war, da ist der Eindruck gewaltig. Durch dieses Lied wurde das Gespräch ernster und auf den Krieg und die Politik gelenkt.

Mr. Walbridge hatte nie zu bereuen, daß er Arthur zu sich genommen hatte; er war fleißig bei der Arbeit, beständig und zuverlässig, und fand sich in allem zurecht. Und alles das war nötig, um ihn in den Stand zu setzen, die angenommenen Kontrakte zu rechter Zeit zu vollenden. Die Tage gehörten der Arbeit, die Abende dem Vergnügen, und das Eine gab Lust zum Andern.

Wenn Mr. Walbridge wie früher zeitweise die Arbeit nachsah, dann fand er nie eine Ursache zum Tadel; im Gegenteil, er mußte sich verwundern, wie alles so gut und rasch von statten ging. Er fand jeden an der Arbeit, ruhig und regsam, überall herrschte Ordnung und einer ergänzte den andern. Dann nickte er freundlich seinen Leuten zu und ging, genau wie früher, auch wieder in sein Bureau. Wollte er Arthur sehen, um manches mit ihm zu besprechen, dann mußte er oft lange warten, weil der immer der letzte war, der den Bau verließ.

„Sie übernehmen sich, Arthur!" sagte er eines Tages zu ihm.

„O, gar nicht!" lachte der. „Ich fühle mich so wohl und leicht, als wenn ich Flügel hätte, und bin gar nicht angegriffen."

Schon am 3. Juli wurde Mr. Walbridge ersucht, bei dem Quartiermeister vorzusprechen. Als er hin kam, teilte ihm dieser mit, daß bei dem Militärhospitale mehrere Holzschuppen errichtet werden müßten, um sobald als möglich Kranke und Verwundete aufnehmen zu können. Im Osten waren schon alle Hospitäler überfüllt; nun sollten im Besonderen die verwundeten Rebellen weiter westlich gebracht werden. Mr. Walbridge übernahm die Arbeit und ging sogleich an's Werk. Es fiel ihm schwer, Handwerker zu finden, die jetzt schon arbeiten wollten, er mußte deshalb mit jedem fürlieb nehmen, der arbeiten wollte. Das ging für solche Arbeit auch recht gut, große Geschicklichkeit wurde nicht verlangt, wenn die Leute nur Säge, Hammer und Beil leidlich gebrauchen konnten.

Wo so viele Hände zugriffen wie hier, da wurde so ein Schuppen in kurzer Zeit hergestellt; und kaum war einer fertig, dann war er auch schon mit Verwundeten angefüllt.

Eines Tages, als Arthur hier die Arbeit übersah, kam ein Arzt zu ihm und ersuchte ihn, in einem Schuppen eine Abänderung zu machen. Er begleitete den Arzt, trat mit ihm in den Schuppen ein und hörte seinen Auseinandersetzungen zu. Er war nie in einem solchen Hospitale gewesen, das Stöhnen der Unglücklichen machte ihn schaudern, und er wagte keinen anzusehen, bis der Arzt ihm sagte, daß einer da sei, der ihn sehen wollte. Erschrocken und verwundert blickte er dann von einem zum andern, ohne ein ihm bekanntes Gesicht zu sehen. Aber ein ihm völlig Unbekannter winkte ihm mit dem Finger zu sich heran. Das konnte er nicht abschlagen, er trat an dessen Lager und neigte sich teilnehmend zu ihm nieder.

„Es freut mich Sie wiederzusehen, und daß ich Ihnen nochmals für die Rettung meines Lebens danken kann," flüsterte der Kranke ihm leise zu.

„Sie täuschen sich in der Person, lieber Herr," sagte Arthur gerührt.

„Oh nein! Ich erkannte Sie auf den ersten Blick wieder; ich kann mich nicht täuschen. Hätten Sie sich nicht meiner angenommen, dann läge ich jetzt tot unter meinem Pferde. Vielleicht wäre das besser — mir fast lieber."

Arthur schüttelte den Kopf; er glaubte, der Mann läge im Delirium. Um sich frei zu machen, sagte er: „Ich habe erst noch einige Anordnungen zu treffen, dann komme ich wieder hierher. Wie heißen Sie, daß ich Sie wiederfinden kann?"

„Hektor Harris!"

„Bellas Bruder?"

„Ja! Kennen Sie meine Schwester?"

Arthur war so überrascht, daß er seine ganze Fassung verlor. Lange sah er in das bleiche, abgezehrte Gesicht; dann legte er seine Hand leicht auf die des Kranken und sagte tief bewegt. „Ja, Mr. Harris, ich kenne Ihre Schwester. Fassen Sie Mut, ich will sehen, was ich für Sie tun kann. Jetzt muß ich Sie verlassen, aber ich kehre bald zurück, ich schaffe auf irgend eine Art Hilfe."

Damit lief er davon und hätte im Eingange fast Mr. Walbridge über den Haufen gerannt, der ihn suchte und ihm nachgegangen war.

„Halloh! Wo brennt es denn," rief der lachend, und als er Arthur ins Gesicht sah: „Ja, was ist denn los? Haben Sie einen Geist gesehn? Sie sehen ja schrecklich aus!"

Arthur entschuldigte sich zerstreut, und frug: „Habe ich Ihnen jemals von einer Familie Harris erzählt, die ich da unten in Louisiana kennen gelernt habe?"

„Ich glaube, ja! Wie kommen Sie darauf?"

„Der älteste Sohn, Hektor, liegt sterbend dort auf dem Lager!"

„Nicht möglich!" rief Mr. Walbridge erschrocken. „Wie haben Sie denn das so schnell herausgefunden?"

„Er glaubte in mir seinen Lebensretter zu erkennen, und ich glaubte, er phantasire. Um los zu kommen, frug ich ihn nach seinem Namen."

„Das ist hart, sehr hart. Ihn selbst kannten Sie nicht?"

„Nein; er war schon fort, als ich besser wurde."

„Was wollen Sie denn jetzt tun?"

„Das weiß ich noch nicht, ich weiß nur, daß ich etwas für ihn tun muß; ich muß ihm helfen."

„Ist er denn wirklich so schwer verwundet?"

„Danach habe ich ihn gar nicht gefragt."

„Na, also, wir müssen erst den Grundstein legen. Immer von vorne anfangen, und dann ruhig weiter arbeiten. Wo mag der Doktor sein?"

„Er ging vorhin in jenen Schuppen!"

„Gut; dann warten wir auf ihn, bis er wieder heraus kommt."

Damit traten die beiden Herren in die Nähe des Einganges. Es währte nicht sehr lange; da kam der Doktor heraus.

„Bitte, auf ein Wort, Doktor. Wie steht es mit dem Kranken, der vorhin meinen Begleiter sprechen wollte?"

Der Doktor hatte es sehr eilig und wollte mit der gewöhnlichen Antwort „ich weiß noch nicht" weiter gehen. Mr. Walbridge ließ aber nicht nach.

„Der Mann ist naher Verwandter von mir," log er fest darauf los, „wenn ich noch irgend etwas für ihn tun kann, dann muß und will ich es tun. Ist noch Rettung möglich?"

Der Arzt sah ihn einige Sekunden lang forschend an, dann sagte er: „Gedulden Sie sich bis Mittag. Wenn es mir möglich wird, dann will ich ihn bis dahin genau untersuchen und Ihnen dann Antwort geben."

„Sparen Sie keine Mühe oder Kosten, tun Sie für ihn was Sie können, ich komme für alles auf!" rief Mr. Walbridge ihm noch nach, denn der Arzt hatte leicht salutirt, und war in den nächsten Schuppen getreten.

„Das ist alles, was wir jetzt in der Sache tun können. Nun haben wir noch Zeit genug, um schnell die Arbeit nachzusehen. Kommen Sie, Arthur."

Gegen Mittag fanden sich die beiden Herren wieder ein und warteten mit großer Ungeduld auf den Doktor. Endlich kam er, grüßte flüchtig und verschwand in dem Schuppen. Als er nach geraumer Zeit wieder herauskam, ging er sehr langsam, blieb dann stehen und blickte sinnend seitwärts nach unten. Dann richtete er sich auf und sagte bedächtig:

„Der Mann ist nicht verwundet; er ist mit seinem Pferde gestürzt, das Pferd ist auf ihn gefallen, und dadurch ist er innerlich verletzt, so daß er gelähmt ist. Wie schwer, das kann ich noch nicht sagen." Zu Arthur gewandt: „Er sagt, daß Sie ihm das Leben gerettet haben."

„So glaubte er, aber er täuschte sich. Ich vermute aber, daß es mein Vetter war, Major Carpenter von Carpenters Scouts, welcher mir täuschend ähnlich sehen soll."

„Doktor," fiel Mr. Walbridge ein, „ist es möglich, daß wir ihn in private Pflege nehmen können?"

„Er ist ein Rebellen-Offizier, und da wird es sehr schwer halten."

„Ich verbürge mich für ihn mit meinem Leben," sagte Arthur. „Wohin müssen wir uns wenden, um die Erlaubniß zu erwirken?"

„Wenden Sie sich an den Generaladjutanten im Hauptquartier, der kann Ihnen Aufschluß geben und sagen, was Sie zu tun haben. Wenn Sie mich suchen, — hier ist meine Karte. Ich helfe Ihnen, soweit ich kann und werde den Kranken im Auge behalten. Mittags gehe ich immer hier vorbei," damit ging er.

„So, dann wollen wir gleich den Versuch machen," sagte Mr. Walbridge. „Sie haben hier doch keine Ruhe, und Nachmittag wollen wir sowieso die anderen Bauten nachsehen, also gehen Sie nur gleich mit. Wir verlieren höchstens fünfzehn Minuten dabei; und unterwegs erzählen Sie mir, was Sie von dem Kranken wissen."

Die Zeit war glücklich gewählt, denn sie fanden nur wenige Offiziere im Hauptquartier vor; alle hatten sich frei gemacht, um den inneren Menschen zu befriedigen. Der Orderly sagte ihnen, daß der General und sein Adjutant noch in dem privaten Bureau wären und die vielen Depeschen durchsähen, die eingelaufen wären. Als die Offiziere endlich plaudernd aus dem Zimmer traten, stellte Mr. Waldbridge sich ihnen selbst vor, dann Arthur, und machte sie darauf mit seinem Anliegen bekannt.

„Das wird nicht gut gehen," sagte der General. „Der Mann ist ein hoher Rebellenoffizier und Kriegsgefangener."

„Ich weiß!" gab Mr. Walbridge zu. „Er ist aber so arg verletzt, daß er wohl sterben wird; und von der Sorte behalten Sie noch genug an der Hand."

„Die Namen und Ranglisten von diesen Gefangenen liegen bei dem Kriegsminister Stanton in Washington und zu jeder Zeit kann ein Befehl in Bezug auf eben diesen Mann kommen."

„Das hätte nicht viel zu bedeuten," entgegnete Mr. Walbridge, „ich verbürge mich für den Mann so hoch, wie Sie wollen, und verpflichte mich, jeden Tag, oder so oft Sie wollen, zu melden, wie es mit ihm steht. Sie können ihn ja zu jeder Zeit wieder holen lassen, wenn Sie ihn haben wollen."

Der General sprach eine Zeitlang leise mit dem Adjutanten, dann frug er: „Wo wollen Sie ihn denn unterbringen?"

„In meinem eigenen Hause, Nr. 15 Blank Street."

„Wirklich? Sie laden sich damit eine große Last und Verantwortlichkeit auf, sich selbst, und mehr noch Ihrer Familie."

„O, die wird sich tragen lassen; das läßt sich schon machen."

„Verwandt sind Sie mit ihm nicht?" fiel der Adjutant ein.

„Na, eigentlich nicht, nein. Die Herren Offiziere sind immer so in der Eile und die Geschichte ist auch ein bischen zu lang, als daß man sie so geschwind erzählen kann. Aber wenn Sie hören, wie es damit steht, dann werden Sie unsere Bitte erst recht erfüllen."

„Dann hängt damit eine ganze Geschichte zusammen?" frug der General lächelnd.

„Ja wohl, und mein Partner hier, Mr. Schreiner, der Vetter von Major Carpenter, spielt dabei die Hauptrolle."

„Wurden Sie im Süden mit dem Herrn bekannt, Mr. Schreiner?"

„Nicht mit ihm, aber mit seiner Familie, die auf der nächsten Plantage wohnte von der, wo ich war."

„Wo war das?"

„In Louisiana, bei Baton Rouge."

„Wie lange ist das her?"

„Ich ging letzten Herbst da fort."

„Was? Sie waren zu der Zeit bei Baton Rouge? Das ist interessant! Ich glaube selbst, daß sich das nicht so im Stehen erzählen läßt. Wollen die Herren uns heute Abend zwischen sieben und zehn Uhr hier besuchen? Sie können uns manches erzählen, was uns neu ist."

„Ja, aber wie steht es mit unserem Kranken?"

Der General lächelte: „Wenn nicht besondere Ursachen vorliegen, dann sollen Sie ihn haben, obgleich ich befürchte, daß ich damit einen Fehler begehe. Am Ende kann es uns gleich sein, wo der Mann stirbt. Morgen früh, wenn der Krankenbericht einläuft, werde ich die nötigen Befehle auf Mittag geben."

„Na, gut, General; dann können wir alles in die Reihe bringen, und für seine Aufnahme herrichten. Und wenn Sie es wünschen, dann stellen wir uns heute Abend hier ein."

„Ja, tun Sie das."

Mr. Walbridge hatte seinen Plan schon fertig; und während die beiden seinem Hause zugingen, um der Familie die Nachricht sogleich zu überbringen, erklärte er Arthur, wie er es machen wollte:

„Wissen Sie, Arthur, an der Nordseite meines Hauses habe ich ein Zimmer mit einem Kabinet, welches ich anfangs als mein Bureau gebrauchte. Es hat einen separaten Eingang und steht auch durch eine Tür mit dem Hause in Verbindung. Das Zimmer wird jetzt doch nicht benutzt, das soll er haben. Das Geräusch im Hause wird ihn nicht stören; unsere Zimmer liegen auf der anderen Seite, und sind durch die Halle davon getrennt. Der Arzt und der Krankenwärter können ungenirt ein- und ausgehen wie sie wollen. Besser könnte er gar nicht passen."

Nein, besser hätte es auch nicht passen können, und die Damen freuten sich ordentlich über dieses Ereigniß. Sie steckten gleich die Köpfe zusammen und beratschlagten, wie sie die Zimmer ausstaffiren wollten. Deshalb gaben sie auch den Herren gern Urlaub, um dabei ganz ungestört zu sein.

Der Adjutant hatte es nicht als Geheimniß behalten, daß den Abend Besuch erwartet und Geschichten erzählt würden. Deshalb fanden Mr. Walbridge und Arthur, als sie ankamen, fast den ganzen Stab anwesend; denn, wo Geschichten erzählt wurden, da wollte jeder dabei sein.

Die Tür zum Privatbureau des Generals stand offen, er selbst las die Zeitung, legte sie aber sogleich weg, als er die Herren kommen sah, trat in das Vorzimmer und begrüßte sie freundlich. Nun wurden erst alle gegenseitig vorgestellt, und man sprach über die Tagesnachricht, bis man allmählich auf das kam, was alle gern hören wollten: Arthurs Erlebnisse im Süden während des Krieges.

Er mußte erzählen, wie er dahin gekommen war, wie er aufgenommen, gerettet und geheilt wurde, und welchen Anteil die Leute dort an seinem Geschick nahmen. Das war sehr interessant; und ebenso fesselnd war es für die Anwesenden, zu hören, was und wie man im engen Familienkreise da unten vom Kriege dachte und sprach.

Den nächsten Tag um die Mittagszeit nahmen Mr. Walbridge und Arthur ihren neuen Pflegebefohlenen vor dem Krankenschuppen in Empfang. Der Arzt selbst sorgte dafür, daß er gut und bequem in der Ambulanz untergebracht wurde. Zwei Soldaten fuhren mit, um ihn wieder herauszuheben und in sein Zimmer zu tragen. Nun fuhren sie langsam dem neuen Asyl zu.

Die Damen standen erwartungsvoll vor der Tür, zogen sich aber auf einen Wink von Mr. Walbridge sogleich zurück, und die Ueberführung von dem Wagen in das Zimmer wurde ohne Störung wortlos vollbracht.

Hektor war nicht besser und nicht schlimmer, als wie Arthur ihn zuerst gesehen. Er war zu schwach, um großen Anteil an dem zu nehmen, was mit ihm vorging; nur schien er etwas verwundert zu sein. Arthur bat ihn, sich nicht aufzuregen, und ihm zu vertrauen; wenn er sich etwas stärker fühlte, dann wollte er ihm schon alles erklären.

Der bestellte Arzt war schon eingetreten und betrachtete den Daliegenden prüfend aus kurzer Entfernung. Dann setzte er sich neben das Bett, ermahnte ihn, recht ruhig zu bleiben und mit so wenig Worten wie möglich zu erzählen, was ihm zugestoßen und wie und wo er sich verletzt fühle.

Das war nicht mehr die kurz angebundene Art der Militärärzte, die nicht lange Zeit haben, bei einem Manne zu verweilen, und unwillkürlich kehrte bei Hektor die Hoffnung zurück. Leise und kurz militärisch gab er Aufschluß, ohne auch nur ein unnötiges Wort zu gebrauchen. Sein Pferd war gefallen, brach sich dabei das Genick und fiel auf ihn. Er war untersucht, kannte aber das Ergebniß nicht.

„Haben Sie jemand zum schicken, um meinen Partner hierher zu berufen?" frug der Arzt zu Mr. Walbridge gewandt.

„Jawohl!"

„Bitte, dann tun Sie das; er wird in der Offie sein."

John war noch im Hause, und er besorgte den Auftrag schnell. Zehn Minuten später erschien der Partner, die Anwesenden mußten das Zimmer verlassen und die Untersuchung wurde vorgenommen. Erst nach geraumer Zeit trat der Arzt in den Hausflur, um Mr. Walbridge Bericht zu erstatten.

(Fortsetzung folgt.)

So san s' — d'Weiberleut!

Von Hans Fraungruber.

Der Wurmhauser und der Gattringer leben, wia's schon öfter der Brauch is, in guat nachbarlicher Feindschaft nebenanand. In aller Fruah hebn s' schon zan streiten an, und bal eahn der Atn ausgeht, aft keppeln die Bäurinna weiter; d' Weibsleut san ja ba der Brust besser beinand als wia d' Mannsbilder.

Gibt aber ah allweil was! Bal schlupft a Gattringer Fadl (Ferkel) durch 'n Zaun in Wurmhauser Garten und tritt 'n Salat z'sam, bal hupfen wieder d' Wurmhauser Hendln umi und fressn drent 's ganze Fuatta weg, und so hat halt der Teuxl allweil sein G'spiel.

Znachst hat sich aber amol was Irgers zuatragen. 'n Gattringer sein Apflbaum steht gleim (knapp) ban Zaun und da reißt der Sturmwind auf der unrechten Seitn an wunaschön Aepfl oha und schmeißt 'n der Wurmhauserin akrat vor d' Füaß. Dö müaßt nit von der Eva herstammen, daß ihr der Apfel nit gfallet. Aufklaubn und dreinbeißen is oans. Aber der boshaftig Sturmwind hat ah 'n Nachbern von Stall außatriebn und der siacht just, wia sein Aepfl in unrecht'n Schlund kimt. Glei haust er oh (schmäht er) huß huß! und d' Wurmhauserin kriagt allerhand z' hören von notigen Glumpert, von Aepfldiab und andere fürnehme Sachen. D' Wurmhauserin is 's Schuldibleiben nit gwöhnt, dös muaß ma ihr lassen, und weil just ihr Mann ah daherkimt, is d' Abstattung glei mit Zinsen. Und auf daß ma siacht, sie stengan auf nix an, bumm, fliagt der Apfl zruck, und tschin! scheperts und klingklangl! san zwoa Fensterscheibn ban Gattringer hin. Auf däs rumpelt alls aus 'n Haus, was Füaß hat, und der langzottad Spitz fahrt ah aus der Hüttn und kallt (bellt), was Kreuzzeug hat. Fix Laudon, däs war a Schlacht!

Wia s' nacher wieder in der Stuben san, der Wurmhauser und die Seine, da fibbert er noch a Weil vo lauta Zorn. „Was hat er gsagt? Klagen will der Lump, hat er gsagt? Däs ah noh! Kannst eppa a vierazwoanzg Stund in der Keuchen sitzen ba Wasser und Brot, Resl!"

„Wer, du Lälapp, i?"

„No, wer denn? Wer hat 'n Aepfl ins Fenster gfeuert? Du! Kannst es ohstreiten?"

Kasweiß wird die Bäurin. Einsperrn soll sie sih lassen? Daß d' Leut mit Fingern auf sie weisen: Däs is dieselbig, dö in Kotter gwen is! Koan Schritt tunt s' mehr vor d' Haustür toan. Na, ehnta geht s' ins Wasser als in Arrest.

„Was magst machen?" sinnirt der Mann. „Daß der feindsalig Lump sein schönste Stund hat, wann er uns schwarz machen kann, däs brauch ih dir nit z'sagen."

„Issas, was tan mr? — So laß dih du einsperrn!" fallt's der Wurmhauserin gach ein.

„I? Du bist ja go nit an! (Mit dir ist's nicht richtig.)

„Schau, Michel, a Mannsbild kann so was leichter datragen. Wiaviel san nit schon weg'n Wildbratln gsessn. Aber a Weibaleut! Mein Lebtag tat i dir's danken. Sag, du hast 's Fenster einghaut, 'n Herrn Bezirksrichter is 's ja allsoans—wann nur wer eing'sperrt wird!"

„Aber Resl, wia kimst mr denn für!"

„Mein liaba Mann, bring mi nit in d' Schand! Gwiß nia sag i a bluatoanzigs Wörtl mehr, bal di glust (gelüstet) zan Brucknwirt ohi, und in all Stuckn liaß i dr recht und — und 'n Wurmhauser siachts go nit gleich, wia sein Weib auf amol schmeicheln kann. Na, wie schön! Seit denselbigen Tag, wia s'n zan Heirat eing'fadelt hat, is ihr koa so süaß Wörtl mehr eing'falln. Ganz vawunderli wird eahm, na, und zletzt sagt er ja.

Er hat ah allsand akrat daratn. Vierzehn Täg später sitzt er richti in Kotter und der Gattringer hat eahm ba der Haustür noh a „Glückliche Roas!" nachg'schrian.

Wia er wieder hoamkimt, macht er an Umweg durchs Waldl und schleicht sih hint ba der Stalltür eini, daß eahm nit der Nachbar ah noh z'erst a freudenreiche Ankunft wünschen kann. A so tappt er in d' Stubn eini. Sitzt sein Resl ban Tisch, hat a schweiners Bratl vor ihr, mit an Salat, und tunkt just d' Nasn in blaubloamatn Maßkruag.

Feuerrot wird s' hiaz und fahrt auf von Sitz. „Issas, der Mann is da! Hast dih aber du g'schlaunt (beschleunigt)."

„Kim i dr unvahofft? Ja i bin mit der Eisenbahn gfahrn, daß i a weng a Bewegung mach auf däs lang Sitzn," moant der Bauer und schaut sih die lustige Mahlzeit an. „In Tod einikränkt hast dih nit derweil, däs siach i. Bratl essen und Wein trinkn is ah wohl kurzweiliga."

„Na, mein Gad," bizelt 's Weib, „i han mi halt tröst. Däs bißl Essen wirst mr doh willi sein, hat dena oans was ghabt. Schneid dr oh a Trum Brot und iß a Bröckl Speck dazua, i bin dr oh nit neidi."

„Glaub dr's eh," sagt der Wurmhauser und die Gall steigt eahm auf. „Mir kracht der Magen in Arrest und du tuast dr an guatn Tag an. Hiaz siach i's dena, was du für oane bist!"

„Was für oane bin i? Du hast was z'redn du! Was bist denn du für oana? Wann d' Leut für mi a Gröscherl gebn, für dih leg i koan lukatn Heller mehr aus, daß d' es woaßt!"

„Was hör i?" fahrt der Bauer auf.

„Halt ja," schreit d' Wurmhauserin, „weils wahr is. Aufbegehrn möchtest du mit dein ehrlichen Weib? Mit so an Mann kunt ma an Ehr aufhebn. Denkst eppa nit dran, wo's d' herkimst? Aft sag i dr's, was d' mr für a Schand antan (angetan) hast — eing'sperrt bist g'wen! Pfui Teuxl!"

Doppeldeutig.

„. . .Wenn ich denke, wie schön andere Männer ihre Frauen kleiden. . .!"

„Still!. . . Wirst Du schon wieder anzüglich?"

— Ein hörbarer Wink. — Besucher (fünf Minuten nach Mitternacht): Nanu, was ist denn das für ein Geräusch? Das hört sich ja ganz so an wie von einer Wecker-Uhr. — Frl. Maud: Das ist es auch in der Tat. — Besucher: Ja, aber, du lieber Gott, wer steht denn bei Ihnen um Mitternacht auf. — Frl. Maud (nachdrücklich): O, Papa steht immer um diese Zeit auf, wenn ich noch nicht zu Bett bin.

Der Maurergeselle.

Von Ernst Eckstein.

Auf dem Neubau in Gernsheim machte man Feierabend.

Der Maurergeselle Hans Thiel, der von den Uebrigen etwas abseits an dem wuchtigen Eckpfeiler gearbeitet hatte, legte die Kelle weg, seufzte und reckte sich dann wie Einer, der sich zerschlagen fühlt.

Eh' er die Leiter hinabstieg, warf er noch einen Blick auf die Straße, wo die eiligsten unter den Bauarbeitern sich bereits von einander verabschiedeten.

Es war ein herrlicher Maitag, Alles in Gold gebadet, und der Himmel bis an den äußersten Horizont klar wie Tau.

Freilich, oben auf dem Gerüste hatte es Stunden gegeben, wo man dem leuchtenden Himmel gern einen Schleier gegönnt hätte. Heiß zum Zerschmelzen! Und nun dazu, wenn sich der Mensch noch mit Kümmernissen und Sorgen herumschleppt!

„Ueberhaupt," dachte Hans Thiel, „es ist doch ein Hundeleben! Tag für Tag sich so abzurackern, nur um für Andere die Nester zu bauen, für glänzende Protzgesichter und Glücksvögel, die sich im Golde wälzen! Wem's halt gefällt, dem gefäll'ts. Ich für mein Teil bin's müde zum Auswachsen!"

Wie er jetzt eben die erste Sprosse betrat, um hinunterzuklettern, sah er die Frau seines Kameraden Haßler, die allabendlich ihren Mann abholte.

Frau Grete war jung und sehr hübsch.

Nun, das wollte Hans Thiel dem Haßler weiter nicht quer nehmen. Seine — Hans Thiels — Martha-Maria stand auch erst im einundzwanzigsten Jahr, und wenn sie auch just nicht das feine Gesichtchen der Grete und deren zierlichen Wuchs hatte, ihm gefiel sie in ihrer blonden, rosigen Derbheit unbedingt besser.

Aber wie stand's denn sonst?

Was trug diese Grete wieder für ein nobles, adrettes Kleid,—schwarz mit hellblauer Schleife — und einen Strohhut mit Blumen, flott und fein, wie aus dem Putzmacherlädchen der Katharinenstraße! Ja, die konnte das! Einmal hatte sie viel Geschick; sie garnirte das Zeug sich selbst, und schnitt sich die Kleider zurecht: das hatte sie bei der Herrschaft, wo sie früher im Dienst gestanden, gründlich gelernt. Dann aber hatte sie sechseinhalbtausend Mark mit in die Ehe gebracht; denn kurz vor der Hochzeit war ihr Onkel, der Klempnermeister, gestorben. Da durfte man freilich in Sammt und Seide gehen!

Starr und beklommen sah er den Beiden nach, wie sie sich jetzt, eifrig plaudernd, stadteinwärts wandten. Die hatten's gut. Frau Grete im Strohhut würde jetzt ihrem Mann ein tüchtiges Essen und einen kräftigen Trunk vorsetzen. Dann goß er seine Levkoyen- und Rosenstöcke; sie aber stand, eine Häkelarbeit zwischen den Fingern, daneben, und schwatzte mit ihm von der Zukunft, wie's werden würde, wenn erst der kleine Junge mal ankäme, den sie zum Spätherbst erwarteten. Sorge und Aerger und Kümmerniß kannten die nicht, die Beneidenswerten! Er aber — Hans Thiel — Du lieber Himmel! Kein Geld zu Hause, dafür aber ein krankes Kind und eine kaum erst genesene Frau, die Alles recht schwer nahm! Es war, hol's der Henker, um gleich diese ganze ungerechte und vermaledeite Welt in Stücke zu schmeißen!

Nun stieg er vollends hinab, hing seinen Rock über und wusch sich am Brunnen jenseits der Straße die Hände.

Hans Thiel wohnte im Nordviertel der benachbarten Großstadt. Seine Straße führte wohl eine Stunde weit über die Felder und dann durch die weitausgedehnten Waldanlagen.

Körperlich und geistig bedrückt machte sich Hans auf den Weg. Er hatte kein Auge für den Zauber der Landschaft; er fühlte kaum die erquickliche Luft, die ihn umwehte. Seine Stimmung war völlig zerrissen. Selbst der Gedanke an den großen Redner Caspari erfüllte ihn mit heimlichem Groll. Was half ihm das leuchtende Zukunftsbild allzu beredter Agitatoren, wenn ihn die Gegenwart so in die Ketten des Grams und des Jammers schlug?

Seit den letzten vier Wochen war so ziemlich Alles ihm quer gegangen. Er hatte für einen Freund gebürgt, und diese Uneigennützigkeit mit schwerem Verlust gebüßt. Dann war seine Frau erkrankt. Eine Halsentzündung — so heftig, daß Martha-Maria fast zu ersticken glaubte. Er hatte den Arzt geholt. Der war dreimal gekommen, und hatte für diese Besuche ein schweres Geld verlangt. Der kleine Fritz mußte während der Krankheit der Mutter umquartirt werden, zu Nachbarsleuten, die das auch nicht aus bloßer Gefälligkeit taten. Dies Alles hatte so viel gekostet, daß Hans Thiel seinen Hochzeitsring und die silberne Uhr auf's Leihamt getragen, und später noch seinen Sonntagsrock und einen Stoß Leinwand versetzt hatte. Während der schlimmsten Tage war er des Morgens um einige Stunden verspätet zur Arbeit gekommen, wofür ihm der Baumeister die entsprechenden Abzüge machte. „Ein Skandal von dem reichen Mann!" Kurz die Lage des Maurergesellen war schon traurig genug. Da mußte ihm gestern, wie die Martha glücklich soweit sich erholt hatte, daß sie wieder mit Hand anlegen und etwas verdienen konnte, sein anderthalbjähriger Junge erkranken!

Heut' in der Früh', als Thiel seine Wohnung verließ, schien der Kleine so merkwürdig teilnahmslos und erschöpft. Es war dasselbe wie bei der Mutter. Nur schien's bei dem Kinde weit schlimmer zu sein; denn die Mutter hatte zwar Fieber — sechs Tage lang — aber sie hielt doch die Augen auf und nickte der Hausmannsfrau, die ihr die nötigen Handreichungen besorgte, hier und da einmal zu; und verlangte zu trinken oder dergleichen. Der Junge aber lag wie im Halbschlaf; nur zuweilen warf er sich unruhig von einer Seite zur andern und faßte sich mit den heißen, zitternden Händchen rasch nach der Kehle oder den Lippen. Frau Martha hatte ihm nasse Umschläge um den Hals gemacht, wie Doktor Schramm sie neulich bei ihr angeordnet; aber das nutzte nichts. Heißer immer und trockner glühte die Stirn des kleinen Patienten, so daß die Mutter, eh' Hans zur Arbeit ging, seufzend erklärte: „Wir müssen nun doch nach dem Arzt schicken. Die Sache wird ernst."

Hans Thiel hatte die Achseln gezuckt.

„Wird wohl nichts Anders mehr übrig bleiben," sagte er stirnrunzelnd. „Sieh' noch zu, ob's in den nächsten Stunden nicht besser wird. Bleibt's, wie es ist — nun denn, in Gottes Namen! Aber dann ja nicht den Medizinalrat! Der zöge uns aus bis auf den letzten verschimmelten Pfennig."

So hatte er sich beklommenen Herzens hinaus nach Gernsdorf gemacht. Den ganzen Tag über war ihm das Kind nicht aus dem Sinn gekommen. Bei jedem Stein hatte er die Angst um den Liebling und den Groll über die traurige häusliche Lage mit in den Pfeiler gemauert. Der Anblick des frohen, sorglosen Paares war ihm vollends schwer auf die Seele gefallen. Das fremde Glück erschien ihm wie ein giftiger Hohn auf die eigene Kümmerniß. Kurz, seine Stimmung war so licht- und trostlos wie möglich, und wenn er die ganze Welt mit einem Druck seines Fingers hätte zersplittern können, er hätt's getan, so wahr er seinem verwünschten Baumeister demnächst noch einen gehörigen Tort spielen würde!

Dieser Mensch und der Medizinalrat Schramm—: die Beiden hatte er auf dem Strich, weit mehr noch als den verlogenen Lumpen, der ihn so mit der Bürgschaft hineingeritten. Der war schließlich ein armer Teufel; aber der Baumeister, der ihm für jede versäumte Stunde fünfunddreißig Pfennige abzog, schwelgte im Ueberfluß, — und der Schramm, der Medizinalrat, besaß zwei eigene Häuser und hielt sich Wagen und Pferde! So ein elender Beutelschneider!

Von solchen Gedanken beherrscht, eilte Hans Thiel ruhelos über die Landstraße. Er nahm die Mütze ab und wischte sich die triefende Stirn. Aber er gönnte sich, so ermattet er war, keinen Augenblick Rast. Er mußte ja heim. Er wollte sehen, wie es dem Fritz ging. Es war vielleicht doch eine Torheit gewesen, daß er nicht gleich zum Doktor geschickt hatte. Wie das Kind so regungslos in den Kissen lag, ganz verwandelt und gar nicht mehr zu erkennen als der frische, fröhliche Bursche von einst, der so herzlich lachte und mit den kleinen täppischen Händen dem Vater so übermütig ins Haar griff, da war ihm eingefallen, was ihm neulich der Nachbar Gotthold erzählt hatte. Ja, ja, das stimmte! Dem Gotthold sein Jüngstes fing auch so an, — und vier Tage darauf war es begraben.

„Herr Gott!" dachte Hans Tiel. „Das würde die Martha nicht überleben."

Und er hätte ja nach dem Arzt gesandt, wenn er nicht immer gemeint hätte, es sei wohl am Ende nicht nötig, und man wisse ja, wie man das Kind zu behandeln habe — von der Krankheit der Mutter her.

„Nein," rief er plötzlich, „das Geld ists, das gottverfluchte, elende Geld, und das ewige Rechnenmüssen, was Einen so in die Klemme treibt! Wäre ich reich, und der Junge ließ mir auch nur wie zum Spaße den Kopf hängen, keine Minute lang würde ich zögern! So aber denkt man in seiner trostlosen Knauserei: wenn es noch halbwegs geht, will man die Groschen zusammenhalten!"

Wie er so grollte, kamen zwei Reiter des Weges daher, ein vornehmer Cavalier und eine reizende junge Dame, Beiden das Antlitz lebhaft gerötet, Beide in eifriger Unterhaltung begriffen.

„Das sind auch so zwei Kanaillen von Nichtstuern," knirschte er vor sich hin, während er unwillig den aufgewirbelten Staub von sich abwehrte. „Ists nicht gerade, als ob sie Unsereinen verulken wollten? Den ganzen Tag hat man geschafft wie ein Vieh. Dann heißts noch im Schweiße des Angesicht. heimgetrabt, während die Bande dort in den Sätteln sich wiegt, als gehört es sich so! Und was das ein Geld vergeudet! Der zwanzigste Teil von dem, was die Gäule kosten, würde mich schön aus der Schlinge ziehen! Ich lief jetzt nicht so in Sorge, ob die Martha etwas versäumt hat! Infames Pack, hol Euch der Teufel!"

Er ballte die Faust.

Immer von Neuem kehrte sein banges Gemüt an das Bett seines Knaben zurück. Die Erinnerung an bessere Stunden bestürmte ihn. Der Junge war ja sein ganzes Glück gewesen! Im vorigen Herbst, wenn sie am Sonntag in den Gernsdorfer Wald zogen, wie schön, o wie schön! Er, das Kind auf der Schulter, voran, so frisch und so fröhlich, daß Martha mit ihrer Tasche und den großen Tüchern kaum nachkonnte! Dann hatten sie Mittag gemacht unter den Buchen und Fichten, und die Sonne hatte so warm und freundlich durch die Zweige gelugt: es war wie ein Märchen! Jetzt im Rückblick erschien ihm das Alles noch weit herrlicher, als es damals gewesen, und die trostlose Gegenwart hob sich wie tiefer Schatten gegen dies strahlende Licht ab.

Immer düsterer umwölkte sich sein Gesicht. Den Blick zu Boden geheftet, als wolle er von der abendrotumleuchteten Welt da draußen und ihren glücklichen Menschen Nichts mehr gewahren, schritt er vorwärts. Die Landstraße schwenkte nun rechts ab nach dem Nordviertel. Sein Weg führte grad aus über den schmalen Pfad durch das Gehölz.

Zwei oder drei vereinsamte Spaziergänger kamen an ihm vorüber. Er sah sie kaum. Auch das helle Geklingel, das ihm stärker und stärker von der Richtung der Stadt her entgegentönte, schien er zu überhören. Es war ein hochelegantes, blitzendes Zweirad, das mit sausender Schnelligkeit über den harten Lehmboden rollte. Auf dem Zweirad saß ein stattlicher Mann, jugendlich und dennoch gereift, eine sympathisch-ernste Erscheinung, die jedem Unbefangenen auffallen mußte.

Hans Thiel, in seine Gedanken verloren, oder vielmehr wieder von jenem Trotze erfüllt, der den Plebejer so häufig ergreift, wenn er etwas von überflüssigem und geldvergeudendem Sport wittert, hielt, des mahnenden Klingelns ungeachtet, die Mitte des Weges ein.

Der Radfahrer mäßigte nun sein Tempo, klingelte stärker und rief den unaufmerksamen Fußgänger an.

Da war's, als überkomme den Arbeiter plötzlich Alles, was ihm bis dahin die Seele zernagt und zerwühlt hatte, in Gestalt einer unbegreiflichen Wut gegen den Unbekannten.

„Lump, verfluchter!" schrie er mit heiserer Stimme. „Sag' noch ein Wort, und ich zerschmeiß Dir die ganze Maschine und Dich obendrein!"

Der Radfahrer kam ruhig heran. Er würdigte den zornschnaubenden Maurergesellen keiner Entgegnung. Trotz der Gefahr, die ihm erwachsen mußte, wenn er so nahe an dem steinigen Rande einherfuhr, suchte er dem eigensinnigen Gegner vorsichtig auszuweichen, wobei er dem Wilderregten einen mehr staunenden als entrüsteten Blick zuwarf.

Diese Gelassenheit empörte den Arbeiter vollends. Er stieß einen wütenden Schrei aus, und führte mit seinem Knotenstock nach dem Kopfe des Fahrers einen gewaltigen Streich, den dieser mit rasch emporgehobenem Arm zu pariren suchte.

Das gelang ihm der Hauptsache nach. Dennoch streifte die Stockzwinge ihm ein wenig die Wange, so daß sie blutete.

Schlimmer noch war eine andere Folge des Attentats. Der Angegriffene verlor nach einigem Straucheln das Gleichgewicht und stürzte mit seinem Zweirad über die Böschung ins Dickicht.

Hans Thiel brach in ein gellendes Gelächter aus. Dann überkam ihn die Angst. Er rannte aus Leibeskräften davon und verschwand im dichtverwachsenen Unterholz.

Dreißig Minuten später kam er nach Hause.

Er fand seine Frau todtenbleich, aber gefaßt. Ein blonder, bartloser junger Mann mit Goldbrille saß am Bette des Kindes, und winkte dem Vater, der auf den Zehen heranschleichen wollte, mit großer Lebhaftigkeit ab.

„Komm," flüsterte Martha. „Er schläft."

Sie nahm ihren Mann vorsichtig beim Arme und zog ihn mit nach der Küche.

„Was ist denn los?" fragte Hans Thiel.

Die Frau setzte sich.

„Es war schlimm, sehr schlimm. Doktor Preuß aber glaubt, daß er ihn durchbringt."

„Was sagt er denn, was es wäre?"

„Diphtheritis."

„Ist der da drinnen der Doktor Preuß?"

„Nein, das ist nur sein Assistent, sein Gehilfe . . ."

„So!" nickte der Arbeiter.

Die junge Frau stand wieder auf, warf sich ihm an die Brust und schluchzte zum Herzbrechen.

„Ach, Hans," stöhnte sie, „das war ein Tag! Den vergeß ich nicht und lebte ich hundert Jahre! Es ist gut, daß Du nicht da warst!"

Hans Thiel ward blässer und blässer. Vergeblich bemühte er sich, seine Erregung zu meistern. Seine Stimme war beinahe tonlos, als er nun sagte:

„Ja, jetzt sei doch gescheidt, Martha, und erzähle mir ausführlich!"

Sie strich sich mit der Hand über die Augen.

„Gleich," flüsterte sie; und atmete tief und beklommen. „Setz Dich hier nur an den Herd und erhole Dich! Du siehst aus wie verlechzt! In dem Krug da ist Bier. Seit einer Stunde fast schläft er, da hab' ich denn Zeit gehabt, auch an Dich zu denken."

Hans Thiel goß sich etwas Bier in das Glas und trank. Das Brot, das daneben lag, und den Käse berührte er nicht, obgleich er von Rechtswegen hungrig sein mußte. Jeder Bissen wäre ihm zu Gift geworden.

„Also Du hattest mir doch gesagt," hub Martha wiederum an, „wenn's ärger würde, sollt' ich den Arzt holen. Da empfahl mir die Hausmannsfrau den Doktor Preuß. Der sei just so geschickt wie der Medizinalrat, und nicht so oben hinaus. Es war gegen zwei. Das Kind lag da, als wär' es schon tot. Ich sagte der Hausmannsfrau, sie möchte am Bett bleiben, aber das Kind nicht anrühren. Dann lief ich hinüber, gleich links vom Augustusplatz. Nummero elf in der Villenstraße. Dort hört' ich vom Gärtnerburschen, der Doktor sei eingeladen. Es wär' ein Familienfest. Aber ich möchte nur hingehen. Wenn's wirklich ernst wär' und nötig, so würde der Doktor schon mitkommen. „Ob's nötig ist!" dacht' ich in meiner Angst. Es war zum Glück nur ein paar Häuser weiter. Ich ließ ihn herausrufen. Ein vornehmer Herr— fast wie ein Prinz. Mir fiel das Herz gleich in die Schuhe, als er so vor mir stand, einen Schlag Orden über der Brust, so feierlich in der weißen Krawatte, und Alles paßt ihm wie angegossen. Dann aber, als er nun sprach, verlor ich sofort alle Scheu. Er sah mir wohl an, daß es nicht eine Kleinigkeit war, weshalb ich ihn störte. Ich erzählte ihm Alles, so gut wie ich's mußte. Da legte er mir die Hand auf die Schulter. — „Kopf oben!" sagte er freundlich. „Wollen schon sehen, was sich machen läßt. Gehn Sie nur, ich komme gleich nach!" Siehst Du, als er so sprach, da ging mir's wie neue Hoffnung durch's Herz. Ich dachte: „Nun bist Du geborgen, Du und Dein armes Kind."

Hans Thiel schaute der blonden Frau starr ins Gesicht.

„Weiter," sagte er tonlos, da sie einen Augenblick innehielt.

„Also er kam und mit ihm sein Assistent. Und wie er das Kind nun sich angesehen und den Hals untersucht und Alles befühlt hatte, nickte er seinem Gehilfen zu, und der Gehilfe verstand ihn. Dann bat er sich Näpfe und Tücher aus und goß eine Flüssigkeit in das Wasser, die roch nach dem Krankenhaus. Und wie er nun gar seine Tasche hervorholte, mit allerlei Messern, Haken und Scheeren, da ward mir zu Mute, daß ich laut hätte aufschrei'n mögen."

Hans Thiel bebte. Er füllte sich noch einmal das Glas und leerte es gierig auf einen Zug.

„Nicht wahr," sagte die Martha, „das schnürt Einem bloß schon vom Hören die Kehle zusammen? Ich zitterte wie im Fieber. Aber der Doktor sprach: „Keine Angst, Frauchen! Wir werden der Sache schon beikommen. Hätten Sie mich nur gestern schon rufen lassen! Aber der Junge ist kräftig. Ich wette darauf, wir bringen ihn durch!" Nun ergriff er das Messer. „Was wollen Sie?" rief ich entsetzt. Da sah er mich ernsthaft an und sagte, ich solle verständig sein und ihm helfen. Es sei nicht zu ändern. Noch zwanzig Minuten: dann würde das Kind ersticken. „Sehn Sie, ich mache dem armen kleinen Kerl hier vorn einen Schnitt, nicht länger als so! Dann schieb' ich ihm das Röhrchen hinein — sehn Sie eines von den Dingern da. So kann er atmen, und wir müssen's dann abwarten." Die Hausmannsfrau stand dabei und drückte die Hand vor's Gesicht, als sähe sie schon das Blut fließen. „Wir brauchen Jemand, der das Kind bei dem Kopf hält." meinte der Arzt. „Die Sache ist sicherer. Frauchen, glauben Sie, daß Sie's fertig bringen?" „Ja," sagte ich kurz. — „Das gefällt mir. Seien Sie standhaft und zucken Sie nicht! Ja nicht zucken!" „Ich will schon festhalten," sprach ich entschlossen. Aber das Herz stand mir fast still, als sie dem armen Schelm nun das Hemdchen aufknöpften und ihn hinlegten, wie ein Lamm, das man schlachten will. Ich hielt sein glühendes Köpfchen ganz fest, ganz fest, ganz fest. Was dann weiter geschah, ist mir nur wie ein Traum. Es war mir, als ginge mich das Alles nichts an, als wär' ich nur eine tote Maschine. Ich weiß auch nicht, wie lange ich gestanden habe. Ich hatte so ein Gefühl in den Knieen, als müßte ich umknicken. Aber ich rührte mich nicht. Auf einmal sagte der Doktor: „So! Das haben Sie brav gemacht! Nun können Sie loslassen! Sehn Sie, der Kleine hat's kaum gespürt! Und wie's ihm nun wohl ist und frei um die Brust! Er zieht jetzt nicht mehr die Schultern hoch, und arbeitet nicht mehr so mit den Nasenflügeln. Ruhig und regelmäßig geht die Luft aus und ein, — und bei der milden Temperatur brauchen wir nichts zu befürchten."

„Gott sei Dank!" murmelte Hans wie erlöst. „Gott sei Dank!"

Aber nun höre noch, was Doktor Preuß für ein Mann ist! Nachdem er sein Zeug wieder in Ordnung gebracht, schrieb er was auf. Das sollt' ich gleich in die Apotheke tragen. Mir stieg das Blut ins Gesicht. Du weißt, wir haben seit gestern keine zehn Pfennig im Hause. Der Apotheker borgt nicht, wie drüben der Wirt und der Kaufmann. Was wollt' ich nun machen? Ich faßte mir also ein Herz und sagte dem Doktor ganz offen, daß wir Unglück gehabt mit der Bürgschaft und wie der Verdienst uns geschmälert worden durch meine Krankheit. Ich bat ihn, er möchte ein gutes Wort für uns einlegen, damit uns der Apotheker auf einige Wochen Kredit gäbe; und auch er dürfe nicht böse sein, wenn wir nicht gleich so bezahlen könnten. Da lachte er und zog ein Goldstück heraus. Sei'n Sie nicht närrisch, Frauchen! Ich seh's schon. Ihr schwimmt nicht eben im Ueberfluß. Das da wird ausreichen für das Rezept, und es bleibt wohl noch eine Kleinigkeit übrig. Na, und was mich betrifft, so sei'n Sie nur ganz ohne Sorge! Beim russischen Konsul hatt' ich jetzt kürzlich den gleichen Fall. Der Mann bezahlt für Euch mit. Man muß halt die Gegensätze im Leben halbweg ausgleichen. Nicht wahr? Der Papa von dem Kleinen da ist doch gewiß ein strammer Sozialdemokrat? Sie sind's ja heutzutag' Alle! Geben Sie Acht: er wird's Ihnen hübsch auseinandersetzen, ich hätte hier nur so ein bischen geteilt, und das gehöre sich so— von Rechtswegen!"

„Der wack're Mann!" sagte Hans Thiel etwas verlegen. „Und Du hast das Goldstück genommen?"

„Ich mußte ja wohl."

Der Maurergeselle wischte sich mit dem Aermel über die Augen.

„Und was will denn der Assistent?"

„Der bleibt die Nacht über da wegen des Röhrchens, und weil die Sache bis morgen früh sich entscheiden muß."

„Ein treuherziger, bescheidener Mensch...."

„Das finde ich auch. Und so voll Ehrerbietung gegen den Doktor. Als der erste Schrecken vorüber war und der Junge nun schlief, hat er versucht, mich auf andere Gedanken zu bringen, und da hat er erzählt, wie Doktor Preuß für seine Patienten sich aufopfert und sich selber nichts gönnt, eh' er nicht alle redlich versorgt weiß. Es tat mir ordentlich wohl, daß er so aussprach, was ich selbst gern gesagt hätte. Aber ich war so in Aufregung, daß ich dem Doktor kaum gedankt habe."

Der Maurergeselle verzehrte nun schweigend sein Abendbrot.

Dann erhob er sich, schritt ein paar Mal von Wand zu Wand und fragte bedächtig:

„Hat der Arzt gesagt, wann er wiederkommt?"

„Morgen Vormittag und dann gegen Abend."

„Gut. So will ich's einrichten, daß ich um fünf oder sechs schon vom Bau zurück bin. Ich muß dem Mann doch die Hand drücken und ihm sagen, daß ich's erkenne, was für ein trefflicher Mensch er ist."

Es war eine bange Nacht, die nun folgte. Martha blieb außer Bett. Hans, der sich kaum noch aufrecht erhielt, schlief in der Küche auf seinem Strohsack. Der Assistent saß in dem großen Lehnstuhl, trank zuweilen ein Glas von dem alten Burgunder, den ihm der Doktor nebst einigen Speisen geschickt hatte, und erhob sich nur, um die Kanüle zu wechseln, die Ventilation zu regeln und sich ab und zu mal mit einer desinfizirenden Lösung zu gurgeln. Die gleiche Vorsichtsmaßregel übte auch Martha und Hans, der vier oder fünf Mal mit bänglich fragender Miene den Kopf durch die Tür steckte. Das kranke Kind war beinahe stündlich geweckt worden, um gepinselt zu werden und sein Medikament zu bekommen. Dann schlief es sofort weiter....

Die Morgensonne lag goldrot auf den Scheiben der Küche.

Hans, der eben noch schwer geträumt hatte, sprang hastig auf, um zu horchen. Da Alles ruhig war, wusch er sich und warf sich schnell in die Kleider.

Martha, die keine Ermüdung zu spüren schien, kam leise herein.

„Der Gehilfe ist sehr zufrieden," sagte sie freudestrahlend und schmiegte sich zärtlich an die Brust ihres Mannes.

Dann kochte sie Kaffee.

Nach genossenem Frühstück machte der Arbeiter sich auf den Weg. Eh' er das Haus verließ, trat er vorsichtig an das Bett seines Kindes. Das Geräusch mochte den Kleinen geweckt haben. Er schaute den Vater an, lächelte und schloß dann wieder die Augen.

Der Assistent nickte.

„Ich glaube, ich kann Sie beruhigen," sagte er halblaut. „Ein Prachtjunge! Wenn nichts Unverhofftes dazwischenkommt...."

Der Maurergeselle schritt kräftig aus. Er kam zehn Minuten zu früh. Mit dem Glockenschlag sechs ging er eifrig an seine Arbeit. Obwohl noch ein heimlicher Druck auf ihm lastete, wegen des kleinen Fritz, ging's ihm doch glatt von der Hand. Es war, als ob er sich sagte: „Ich tu' jetzt halt meine Schuldigkeit, wie die Martha und der Assistent und der Doktor die ihre getan haben. Mehr kann der Mensch nicht, und so macht man sich wenigstens keine Vorwürfe."

Der Maurerpolier, der ihm während der letzten Wochen fast täglich im Nacken gesessen mit Rüffeln und harschen Redensarten, ließ ihn diesmal in Ruhe. Um elf kam der Baumeister, sah hier und dort nach, unterhielt sich eine Minute lang mit dem Polier und meinte dann, wie er an Hans vorüberkam: „So ists recht, Thiel! Wenn Sie nur wollen, sind Sie von Allen der Tüchtigste!"

Hans Thiel erwiderte nichts, aber es tat ihm wohl, gerade vom Baumeister, den er für ungerecht und parteiisch hielt, solche Worte zu hören.

Als um die Mittagszeit Grete Haßler mit dem blumengeschmückten Strohhut kam und ihrem Eheliebsten das Essen brachte, konnte Hans Thiel sie ruhig anschauen, ohne mit stillem Verdruß an die Baarschaft zu denken, die sie dem Haßler miteingebracht. Er wußte jetzt, was er an seiner Martha besaß, obgleich sie arm war und nicht so kokette Hütchen aufzustecken verstand wie die Grete.

Er fragte sich, ob das Püppchen da unten wohl ebenso mutig und standhaft bei der schrecklichen Operation ausgeharrt hätte wie seine Martha, und er sagte sich: Nein!

Und plötzlich stand ihm das treue, liebe Gesicht seiner Frau mit dem schweren Blondzopf über der Stirn und dem frischen, freundlichen Mund so zauberisch-hell vor der Seele, daß ihn die Sehnsucht ergriff, heiß, wie ehedem, wenn er sie Sonntags im Garten der Eltern erblickte, und sich kaum erst getraute, an ihre Eroberung zu denken. Ja, weiß Gott, sie war eine Perle, die Martha!

Als es fünf schlug, trat Hans Thiel, wie er sich's vorgenommen, den Heimweg an. Der Wunsch, seinem Wohltäter danken zu können, trieb ihn fast ebenso zwingend hinweg, wie die Angst um das kranke Kind.

Schweißtriefend langte er in der Vorstadt an. Er flog die Treppen hinauf, als gälte es Leben und Seligkeit.

Der Assistent lehnte am Fenster und putzte sich blinzelnd die goldene Brille. Martha stand neben ihm. Ueber das Bettchen, in welchem das Kind aufrecht saß, beugte sich eine schlanke Gestalt in hellgrauem Sommeranzug.

Hans Thiel war leise hereingeschlichen und machte jetzt unweit der Türe Halt.

„Vortrefflich!" sagte der Arzt, dem Kleinen die Wange streichelnd. Er schien das Eintreten Thiels gar nicht bemerkt zu haben. „Ueber jede Erwartung gut! Da sehn Sie, er lacht schon, der kleine Kerl! Die Schwellung hat durchweg nachgelassen. Der Kräftezustand ist sehr befriedigend. Auch der Belag schwindet. Nun, Junge, gib der Mama das Händchen! Sag': „Da bin ich wieder!" Natürlich Vorsicht, peinlichste Vorsicht! Ich werde Ihnen das Alles genau auseinandersetzen."

Doktor Preuß legte den Knaben mit liebevoller Bedächtigkeit in das Kissen zurück und wandte sich um.

Hans Tiel meinte, das Herz müsse ihm gleich aus der Kehle springen.

Zitternd vor Schreck und vor Scham erkannte er in dem Arzte den Zweiradfahrer, auf den er gestern jenes unsinnige Attentat verübt hatte.

Er würde ihn wiedererkannt haben, nur an dem ruhig-vornehmen Blick, auch ohne die Schmarre links auf dem edlen Gesicht, das sich jetzt plötzlich mit einer Wolke des Unmuts und des Staunens umhüllte; denn auch Doktor Preuß hatte ihn wiedererkannt, den frechen Gesellen, der ihn ums Haar lebensgefährlich verwundet hätte. —

Im nächsten Moment lag der Uebeltäter vor dem beleidigten Arzt auf den Knieen. Er hatte den Kopf gesenkt, wie ein Verurteilter auf dem Blutgerüst.

„Schlagen Sie zu!" stöhnte er und wies mit schlotternder Hand auf den Stock, den er beim Eintreten wider den Ofen gestellt hatte. „Schlagen Sie zu. Ich bin ein Schuft. Ich hab's nicht besser verdient. Hau'n Sie mich in den Grund und Boden hinein! Ich will's geduldig ertragen, und's Ihnen noch Dank wissen!"

Nun warf er sich mit der Stirn hart auf die Diele und weinte wie ein gezüchtigtes Kind.

Der Assistent und Martha schauten ratlos auf diese Szene, von der sie nicht das Geringste verstanden; denn Doktor Preuß hatte jenes Begebniß verschwiegen und auf die Frage des Assistenten einfach geantwortet, er sei durch eigene Ungeschicklichkeit mit dem Zweirad gestürzt.

„Schlagen Sie zu!" ächzte der Maurer noch einmal.

Er kroch zu dem Arzte heran, umklammerte seine Kniee und stieß Töne aus, wie ein sterbendes Tier.

Der gerechte Zorn des Beleidigten verrauchte bei diesem Anblick. Ein seltsames Wohlgefühl, das aus dem Bewußtsein hervorwuchs, gerade dem Menschen, den er noch gestern hätte erdrosseln mögen, das Liebste gerettet zu haben, hob ihn über den Ingrimm hinaus und erleichterte ihm die Verzeihung.

Er wandte sich lächelnd zu Martha.

„Ich nehme an, der arme Teufel da ist Ihr Mann."

„Freilich ist er's," versetzte Martha, noch immer starr vor Erstaunen über den seltsamen Auftritt. „Er scheint getrunken zu haben."

„Nein," sagte der Arzt, „die Sache liegt anders. Stehn Sie nur auf und lassen Sie Ihr Lamento! So schlimm ist die Geschichte ja nicht gewesen.— Wir sind nämlich gestern auf dem Vorstädter Waldweg an einander geraten, Ihr Mann und ich. Mein Rad schien sein Mißfallen zu erregen; — oder er hielt es für überflüssig, daß ich so leicht und behaglich dahinrollte, während er selber zu Fuß ging. Er konnte nicht wissen, daß eine solche Erholung mir unbedingt nötig ist. Vielleicht war er nur übler Laune wegen des Kleinen da, er wich mir nicht aus, und so mußte ich als der Gescheidtere wohl nachgeben. Bei diesem Nachgeben ist mir das kleine Malheur passirt, mit der Maschine zu kippen. Ein abgebrochener Zweig riß mir die Schmarre da ins Gesicht. Aber so war's ja von Ihrem Mann nicht gemeint, nicht wahr? Ein ander Mal sehn Sie sich besser vor! Und Eins noch merken Sie sich: daß nicht Jeder, der einen modischen Rock trägt, deshalb ein Faullenzer ist und ein Tagedieb."

Hans Thiel hatte sich langsam erhoben.

Das Antlitz von Tränen beströmt, sah er dem Arzt in die Augen. Dann ergriff er mit seinen zuckenden Fäusten die aristokratische Hand, die sozusagen doch auch eine Arbeit geleistet hatte, und bedeckte sie, keines Wortes mehr fähig, mit leidenschaftlichen Küssen.

Ein folgenreicher Scherz.

Nach historischen Thatsachen erzählt von Theodor Winkler.

Es war an einem heißen Sommertage des Jahres 1665, als auf der Straße von Lyon nach Paris eine ziemlich umfängliche und schwerfällige Postkutsche sich dahinbewegte. War es schon an sich kein Vergnügen, in dem alten, wackligen Gefährt herumgerüttelt und geschüttelt zu werden, so kam die Schwüle des heißen Sommertages noch hinzu, um den eng aneinander gedrückten Insassen des Wagens die ganze Tortur einer damaligen Postreise fühlbar zu machen. Aber das war noch nicht Alles: inmitten der schwitzenden und pustenden Reisegesellschaft saß ein dicker Pächter aus der Provence, welcher nicht allein infolge seiner gesegneten Leibesfülle den doppelten Platz einnahm, sondern der noch außer einem Hund einen großen Korb Käse bei sich hatte, welcher redlich bemüht war, sich den Geruchsnerven der Mitfahrenden in beständiger Erinnerung zu halten.

Als daher der Wagen vor einem Wirtshause an der Landstraße eine Weile hielt, entsprang ein Jeder hoch aufatmend der leidigen Atmosphäre des Wagenkastens, um draußen frische Luft zu schöpfen. Zwei Herren, die sich bis dahin voll stummer Ergebenheit in ihr Schicksal gegenübergesessen hatten, fanden jetzt auf einmal die Sprache wieder.

„Parbleu!" rief der Eine, ein Mann in den Dreißigen, „ist das eine Hitze!"

„Und ist das eine appetitliche Reisegesellschaft!" spottete der Andere, der um zehn Jahre jünger sein mochte.

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde, mein Herr!" bestätigte der Erste verständnißinnig, „Sie meinen doch das unförmliche Musterexemplar von einem Menschen, das da an meiner Seite sich ausbreitet und zur Vervollständigung seiner Annehmlichkeit auch noch einen Hund und einen Korb voll Käse mit sich führt. Unerträglich!"

Der Andere nickte.

„Man sollte dergleichen nicht dulden", fuhr Jener fort, „und in der Tat, ich stehe für nichts, mein Herr: wird mir's zu arg, so weiß ich nicht, was ich zur Beseitigung dieser Nachbarschaft beginne."

„Geduld, mein Herr", meinte der Andere, den Leidensgenossen bei Seite ziehend, „ich habe bereits ein Mittel, das uns helfen wird. Der Kerl scheint gerade so dumm zu sein, als er dick ist; mein Plan wird gelingen."

„Sie machen mich neugierig!"

„Hören Sie! Die Sache ist sehr einfach, wenn Sie mir Ihren Beistand leisten. Doch erlauben Sie zuvor, daß ich mich Ihnen bekannt mache. Ich heiße Primi und komme aus Bologna."

„Sehr angenehm! Ich heiße Duval und bin aus Paris —"

„Wohin ich reise und künftig zu wohnen gedenke," warf Primi beiläufig ein und fuhr dann fort: „Ich werde Ihnen, sobald wir wieder im Wagen beisammensitzen, eine Mitteilung machen, die Sie vielleicht überraschen wird, die Sie aber, so unzutreffend sie sein mag, für durchaus zutreffend erklären müssen, und zwar werde ich mir zu diesem Zwecke irgend ein Schriftstück von Ihrer Hand, eine Taschenbuchnotiz oder sonstwas ausbitten."

„Ganz recht, aber wie soll das auf den Dicken einwirken?"

„Nun, wenn ich bitten darf, lassen Sie das ganz meine Sorge sein, Sie werden mich bald verstehen; nur bitte ich, mir niemals zu widersprechen!"

„Wie Sie wünschen. Sie werden mich ganz zu Ihren Diensten finden."

„Also abgemacht!"

Jeder der Mitreisenden nahm noch eine Erfrischung zu sich und endlich wurde wieder eingestiegen und die Fahrt weiter fortgesetzt. Nachdem man es sich so bequem als möglich gemacht hatte, wandte sich Herr Primi wie von ungefähr an seinen Nachbar Duval: „Mein Herr, würden Sie es wohl für unbescheiden halten, wenn ich Sie bitte, mir einen Blick auf das beschriebene Blatt zu gestatten, das ich vorhin in Ihren Händen sah? Ich setze voraus, daß es kein Geheimniß ist."

„Ganz und gar kein Geheimniß! Bitte, hier ist das Blatt."

Primi nahm dasselbe und betrachtete mit höchstem Wohlgefallen die Schrift darauf. „Allerliebst!" rief er dann, „Ihre eigene Handschrift, mein Herr?"

„So ist es!"

„Diese Handschrift ist in der Tat vielsagend!"

„Sie meinen Sie das, wenn ich fragen darf?"

„In dieser Handschrift liegt Ihr ganzes zukünftiges Schicksal verzeichnet, ein glückliches, beneidenswertes Schicksal!"

„Wie soll ich das verstehen, mein Herr?"

Erst jetzt blickte der Handschriftenforscher von dem Objekte auf, in das er tief versenkt schien. „Es wird Ihnen vielleicht nicht unbekannt sein", sagte er, „daß eine der neuesten Errungenschaften der gelehrten Wissenschaften darin besteht, daß man jetzt aus den Schriftzügen eines Menschen den Karakter und mit ziemlicher Sicherheit die demselben von der Vorsehung bestimmten Lebensschicksale ersehen kann."

Alles in dem Postwagen horchte auf.

„Ich habe mich mit der Sache eingehend beschäftigt", fuhr Primi gelassen fort, „und so ist es mir möglich, Ihnen aus Ihrer Handschrift eine sehr glückliche Zukunft zu prophezeien. Daß Sie ein charmanter Karakter sind, der das vollauf verdient, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Sie werden binnen Kurzem eine einflußreiche Stellung bekleiden, ein schönes, liebenswürdiges Fräulein heiraten, mit der Zeit ein reicher Mann werden und ein ziemlich hohes Alter erreichen."

„Das läßt sich hören!" lachte Duval, „wenn es zutrifft, will ich recht zufrieden sein!"

„Und es wird zutreffen", versicherte Jener, „ich habe mich in meinen Schlüssen noch nie getäuscht."

Mit halb offenem Munde starrte der dicke Pächter den seltsamen Propheten an, der ihn nur mit einem kurzen Blick streifte. Sich den Schweiß vom Gesichte wischend, rückte er dem geheimnißvollen Wahrsager noch etwas näher und sagte: „Mein Herr, Sie scheinen ein wahrer Tausendkünstler zu sein; würden Sie nicht die Güte haben, auch mir etwas über meine Zukunft mitzuteilen?" Dabei entleerte er den ganzen Inhalt einer Rocktasche, aus welcher unter allerlei anderen Utensilien auch ein Päckchen Papiere zum Vorschein kam, das er dem gelehrten Herrn darreichte.

Dieser nahm ein ziemlich ungelenk beschriebenes Blatt davon, das der Pächter als seine Handschrift bezeichnete, und warf einen prüfenden Blick darauf, zog aber sogleich das Gesicht in bedenkliche Falten.

„Nun, was gibt's?" frug der Dicke voll Ungeduld, „nichts Gutes?"

„Wenigstens nicht so viel Gutes, wie ich es Ihnen wünschen möchte", lautete die Antwort, „aber zu was soll ich Sie beunruhigen!"

„Nicht doch, mein Herr!" erklärte Jener aufgeregt, „nehmen Sie keine Rücksicht, ich möchte Alles wissen."

„Nun denn!" fuhr Primi fort, „in einer Beziehung kann es Ihnen allerdings von großem Vorteil sein, wenn Sie erfahren, worauf Ihre Schriftzeichen ziemlich klar hindeuten. So günstig Vieles für Ihre Situation in weiterer Zukunft spricht, so sehr möchte ich Ihnen doch raten, von der gegenwärtig unternommenen Reise abzustehen, Sie haben dazu nicht den günstigen Zeitpunkt gewählt und der Zweck derselben wird vollständig verfehlt sein."

„Alle Wetter!" keuchte der Dicke bei dieser Eröffnung. „Ist das Ihr Ernst?"

„Ich scherze in solchen Dingen nicht", versicherte der Prophet, indem er noch einen Blick auf das Papier warf und es dann mit den Worten zurückgab: „Ihre schleunige Rückkehr in die Heimat dürfte um so ratsamer sein, als man Ihrer morgen daheim dringend bedarf —"

„Zu was, mein Herr?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, soweit vermag mein Auge das Geheimniß nicht zu durchdringen; jedenfalls aber wird Ihre Heimkehr von Glück begleitet sein."

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" ließ sich jetzt der Dicke vernehmen, ergriff seinen Käsekorb, lockte den Hund unter der Bank hervor und rief nach dem Kutscher. Zwei Minuten später war die Postkutsche von ihrem beleibtesten Insassen befreit und setzte erleichtert ihren Weg fort, während der Pächter dem nächsten Wirtshause zusteuerte, um sich eine Fahrgelegenheit zur Rückkehr zu suchen. Drinnen im Postwagen aber hatte Primi mittlerweile viel zu tun, um die übrigen Fahrgenossen mit einem schicklichen Vorwande abzuwehren, da fast Jeder, der etwas Selbstgeschriebenes bei sich hatte, von ihm sein Schicksal zu erfahren wünschte.

Ganz für sich eingenommen aber hatte er durch das eben ausgeführte Manöver Herrn Duval, der ihn, als sie auf der nächsten Station eine Weile allein waren, mit Komplimenten über seinen köstlichen Einfall und die Geschicklichkeit, womit er ihn ausgeführt habe, überschüttete. Ein Wort gab das andere, und Herr Primi fühlte sich im Laufe des Gespräches zu dem Bekenntniß ermutigt, daß er sich gegenwärtig in einer kritischen Lage befinde, indem er seinen Geburtsort Bologna verlassen und sich zur Reise nach Paris entschlossen habe, um dort sein Glück zu suchen.

„Dies kann Ihnen nicht fehlen", bemerkte Herr Duval, „ein Mann von so vorteilhaftem Aeußeren, so vortrefflichen Manieren und solcher Gewandtheit findet in Paris immer seinen Platz. Ich selbst bin erbötig, Ihnen dazu etwas behilflich zu sein, wenn Sie sich mir anvertrauen wollen."

Primi, der in der Tat nicht wußte, wohin er in der großen Stadt zuerst seine Schritte lenken sollte, versprach dies mit Freuden.

Unter lebhafter Unterhaltung vollendeten Beide ihre Reise, und in Paris angekommen, hielt Duval, was er versprochen. Er führte den neugewonnenen Bekannten bei dem Abbé de la Baume, dem nachmaligen Erzbischof von Embrun, ein und empfahl ihn dort aufs Beste. Der Genannte war ein Mann von vielem Einfluß, der namentlich Beziehungen zum Hofe unterhielt und in Verkehr mit

(Fortsetzung auf der 12. Seite.)

Einführung des Christentums in Rußland.

Von Heinrich Ruhe.

Nach einer uralten und keineswegs unwahrscheinlichen Tradition soll der Apostel Andreas unter den Stämmen, welche damals das heutige Rußland bewohnten, zuerst das Evangelium gepredigt haben. Pinna, Rinna und Nina, die Schüler des Heiligen, setzten die apostolische Arbeit ihres ehrwürdigen Meisters fort, und schon frühzeitig entstanden an der Mündung der Donau und in der Krim mehrere Diözesen. Welchen Einfluß die Mission, die von diesen Diözesen ausging, auf die Slaven übte, läßt sich bei dem gänzlichen Mangel an Quellen gar nicht bestimmen. Die Zahl der Bekehrungen nahm bedeutend zu, als die Slaven in Beziehung zu dem byzantinischen Reiche traten. Bereits in den ältesten Zeiten kamen Kaufleute aus Kiew und Nowgorod nach Konstantinopel, und das griechische Land übte auf die Heerführer der Slaven die nämliche Anziehungskraft aus, wie Italien auf die Kriegsherren der Germanen. Wie kann es unter solchen Umständen uns Wunder nehmen, daß das Christentum von Konstantinopel aus seinen Weg in das russische Reich nahm? Von ganz besonderer Wichtigkeit war, wie für die slavischen Stämme im Allgemeinen, so für Rußland im Besonderen die aufklärende Tätigkeit der Slavenapostel Cyrillus und Methodius, welche das slavische Alphabet zusammenstellten und die gottesdienstlichen Bücher übersetzten. Als Fürst Swatopluck von Großmähren nach dem Tode des heiligen Methodius († 885) sämmtliche slavische Priester aus seinem Reiche vertrieb, fanden dieselben am Hofe des Bolgarenfürsten Simeon eine Zufluchtsstätte, nahmen weitere Uebersetzungen vor und legten damit den Grund zur slavischen Literatur.

Der erste russische Fürst, welcher das Christentum annahm, war Askold; ungefähr um das Jahr 865 ließ er sich von einem byzantinischen Bischof taufen. Auch im Gefolge Igors (912—945), des Sohnes Ruriks, befanden sich viele Christen, für welche in Kiew in der sogenannten Unterstadt oder Podol die Kathedrale des heiligen Elias erbaut wurde. Igors Gemahlin, Fürstin Olga, trat im Jahre 957 zum Christentum über und empfing in Zargrad oder Konstantinopel, nach anderen in Kiew, das heilige Sakrament der Taufe. Die Christianisirung des Landes jedoch begann erst unter ihrem Enkel Wolodomir Swatowslawitsch (980—1015), der nach dem Tode seiner Brüder Oleg und Jaropolk Herr des ganzen russischen Staates wurde und durch Besiegung der Nachbarvölker sein Reich derart vergrößerte, daß dasselbe damals bereits vom Dniepr bis zum Ladogasee und zu den Ufern der Düna sich erstreckte. Ueber die Annahme des Christentums seitens des Fürsten Wolodimir enthalten die Chroniken einen ausführlichen Bericht. Bald nach der Einnahme von Kiew kamen von den Bolgaren, Chosaren, Deutschen, Hebräern und Griechen Gesandte (vielleicht sind darunter die Kaufleute verschiedener Nationalität zu verstehen, die in Kiew wohnten.) zum Fürsten; ein jeder lobte und pries seinen Glauben und forderte Wolodimir auf, denselben anzunehmen. Aber er wies den Mosaismus zurück, weil „Gott die Juden in die ganze Welt zerstreut habe," von dem Islam wollte er nichts wissen, da der Koran den Genuß geistiger Getränke verbietet, und „das Trinken den Russen derart eine Freude sei, daß sie ohne Sipituosen nicht leben könnten", und den deutschen Glauben verwarf er, weil ihn „bereits seine Vorfahren verschmäht hätten". Dem Griechen endlich, der ihm die ganze Geschichte des alten und neuen Testaments erklärte und ihm ein Bild vom jüngsten Gericht zeigte, hörte er ruhig und wohlwollend bis zu Ende an. Dieses Bild machte auf ihn einen solch mächtigen Eindruck, daß er schließlich den griechischen Glauben anzunehmen versprach. Er berief die Bojaren und die Aeltesten seines Volkes zu sich, beriet sich mit ihnen lange und gewissenhaft und schickte endlich auf deren Rat Gesandte in die verschiedenen Länder, um die einzelnen Religionen einer genauen und sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Die griechische Religion ausgenommen, fiel der Bericht der Gesandten ungünstig aus. In Konstantinopel wohnten sie einem feierlichen Gottesdienste bei, welchen der Patriarch zelebrirte, und die üppige Pracht des christlichen Gotteshauses, der strahlende Glanz der bischöflichen und priesterlichen Gewänder und der erhebende und ergreifende Kirchengesang machte auf die ungebildeten, einfachen Männer einen geradezu überwältigenden Eindruck. „Wir wußten nicht, ob wir noch auf der Erde oder schon im Himmel waren," erzählten sie. „Es kann auf Erden solch einen Anblick und solch eine Schönheit nicht mehr geben. Wir vermögen dieses Alles nicht zu schildern, nur so viel wissen wir, Gott weilt überall unter den Menschen, und der griechische Gottesdienst übertrifft den in anderen Ländern bei weitem. Wir können so viel Schönheit nicht vergessen — wenn ein Mensch etwas Süßes gekostet hat, so nimmt er darauf nicht etwas Bitteres." Als die Bojaren den Bericht der Gesandten angehört hatten, sagten sie zum Fürsten: „Wäre das griechische Gesetz schlecht, so hätte Deine Großmutter Olga, welche die Weiseste unter den Menschen war, dasselbe nicht angenommen". Jetzt entschloß sich Wolodimir zum Christentum überzutreten. An der Spitze eines gewaltigen Heeres rückte er im Jahre 988 vor Korsun oder Chersonesos-Heraklea in der Krim, das heutige Sewastopol, eroberte die Stadt und begehrte die Hand der byzantinischen Prinzessin Anna. Kaiser Basilius sagte ihm die Hand seiner Schwester zu unter der Bedingung, daß er den christlichen Glauben annehme. Fürst Wolodimir ließ sich taufen, nahm aus Korsun Geistliche, Reliquien und Heiligenbilder mit und kehrte nach Kiew zurück, wo auch die ganze fürstliche Familie die Taufe empfing.

Die Bewohner von Kiew folgten mit Freuden dem Beispiele ihres Herrn, indem sie sagten: „Würden der Fürst und die Bojaren das Christentum angenommen haben, wenn es nicht etwas Gutes wäre?" Das Christentum fand in dem damaligen Zentrum von Rußland um so bereitwilliger Aufnahme, da es in russischer Sprache gepredigt und von einheimischen Fürsten, nicht aber von fremden Eroberern, eingeführt wurde. Viel langsamer vollzog sich die Christianisirung an den Grenzmarken des Reiches, namentlich in Nowgorod und überhaupt im Norden Rußlands. Im Gebiete der Wolgu schritt das Christentum ebenfalls nur langsam vor; die beiden ersten Bischöfe von Rostow, Feodor und Hilarion mußten vor der Wut und der Rache der Heiden fliehen, und ihr Nachfolger Leontius soll von ihnen sogar erschlagen worden sein. In Murom drang das Christentum erst im zwölften Jahrhundert dauernd ein. Bei den Wätitschen predigte um dieselbe Zeit der heilige Kukscha; wir müssen hier aber hinzufügen, daß in Kursk bereits schon hundert Jahre früher Christen lebten. Im dreizehnten Jahrhundert endlich faßte das Christentum auch im Gebiete von Olonez und Wologda festen Fuß.

An der Spitze der russischen Kirche stand der Metropolit. Zu Lebzeiten Wolodimirs amtirten drei Metropoliten, Michael (988—992), Leontius (992—1008) und Johannes (1008—1035). Der Metropolit war von dem Patriarchen in Konstantinopel abhängig, aber im Allgemeinen ziemlich selbständig. Wenn sich Fürsten oder Bischöfe, wie das wiederholt vorkam, mit Beschwerden und Bitten um Abhilfe direkt an den Patriarchen wandten, so pflegte dieser wohl ein ermahnendes Sendschreiben an den Metropoliten zu richten, allein eine tatsächliche Einmischung lehnte er entschieden ab. Der Metropolit ordinirte die Bischöfe und setzte sie ab; in wichtigen Angelegenheiten holte er den Rat der Bischöfe ein. Die russischen Metropoliten warfen sich niemals zu Richtern der Fürsten auf, stifteten aber gern Frieden zwischen ihnen und standen ihnen stets mit Rat und Tat zur Seite; sie dachten nicht im entferntesten daran, die weltliche Macht der geistlichen Macht unterzuordnen, sondern sie verbreiteten vielmehr in Rußland die Anschauungen, welche hinsichtlich der Stellung des Fürsten in Byzanz heimisch waren. Die ersten Metropoliten kamen aus Konstantinopel. Wie hätte man auch damals in dem barbarischen Reiche des russischen Großfürsten geeignete Männer finden können! Den Griechen muß man übrigens alle Achtung zollen. Heiliger Glaubenseifer war es, welcher jene gottesfürchtigen Männer veranlaßte, ihre sonnenbeglänzte und wonnenumrauschte Heimat zu verlassen und in die düsteren furchtbaren Wälder des heidnischen Nordens und Ostens zu ziehen, wo ihrer nur Mühen und Entbehrungen warteten, vielleicht gar der qualvollste Märtyrertod. Ferner haben sich die Metropoliten nicht unbedeutende Verdienste um die Bildung und die Veredelung des russischen Volkes erworben, indem sie an vielen Orten Schulen anlegten und in den Klöstern die altslavische Uebersetzung der heiligen Schrift und sonstige erbauende Werke abschreiben und im Lande verbreiten ließen. Einen großen Einfluß auf das Volk aber gewannen sie dadurch, daß die Vergehen und die Verbrechen gegen den Glauben und die Kirche, die Ehe- und Erbschaftsangelegenheiten, sowie die Bestimmungen über Maß und Gewicht vor ihr Forum gewiesen wurden. Hilarion ist der erste Russe, welcher die Metropolitanwürde bekleidete; er wurde unter Jaroslaw eingesetzt, als sich dieser Fürst mit Griechenland überworfen hatte. Es ist der nämliche Hilarion, der in den Chroniken als fleißiger Bücherschreiber erwähnt wird. Die Fürsten wünschten stets bei der Berufung eines Metropoliten mitzuwirken. Um dem Drängen der Fürsten zu entgehen, vollzogen die Patriarchen die Wahl möglichst schnell. Wie es scheint, mußte von Anfang an bei Erlangung der Metropolitanwürde eine bedeutende Geldsumme erlegt werden. Als im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts die russischen Lande im Nordosten zum Großfürstentum Moskau und im Südwesten zum Großfürstentum Litthauen zusammengeballt waren, hatte seit dem Jahre 1444 jeder dieser beiden Staaten einen eigenen Metropoliten. Größere geistige Regsamkeit machte sich in Litthauen bemerkbar, wo die freieren staatlichen Formen und der Gegensatz zu der lateinischen Kirche entschieden belebend auf die russische Kirche wirkten. Ueber Moskau dagegen senkte sich allmählich die Nacht tiefster Unwissenheit herab, so daß in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Bischöfe zu der Klage sich veranlaßt fühlten, sie könnten Niemand finden, der die Kunst des Lesens und des Schreibens verstände. Seit dem Jahre 1589 stand ein Patriarch an der Spitze der russischen Kirche, welchem es jedoch niemals gelingen wollte, gegenüber der staatlichen Macht eine selbständige Stellung sich zu erringen. Peter der Große beseitigte 1720 den Patriarchen wieder und setzte an seiner Stelle die heilige Synode ein, welche aus vier Erzbischöfen, sieben Archimandriten und zwei Archihiereen zusammengesetzt ist. Zugleich nahm der Czar der obersten kirchlichen Behörde die Gerichtsbarkeit über weltliche Angelegenheiten.

Auch die ersten Bistümer wurden unter Wolodimir gegründet, so in Nowgorod, Rostow, Tschernigow, Wolynsk und Belgorod. Die ersten Bischöfe waren Griechen oder Bolgaren; der erste Russe war Luka Schidäta, Bischof von Nowgorod (gest. 1056). An der Bestallung der Bischöfe nahmen die Fürsten regen Anteil; so setzte Mstislaw Wolodimirowitsch im Jahre 1190 Andrejan als Bischof von Belgorod ein, und 1231 schickte Wassilko Konstantinowitsch den Cyrill nach Kiew, damit er zum Bischof von Rostow ordinirt werde. Vor dem Einfall der Tartaren (1225) gab es im Ganzen etwa zwölf Bistümer. Die Bischöfe wurden von Wolodimir in wichtigen politischen Angelegenheiten stets zu Rate gezogen. Sie bewogen den Fürsten zur Einführung der Todesstrafe, als das Räuberwesen überhand nahm; und sie veranlaßten ihn, zur Deckung der Kosten für die Erhaltung des Heeres Wehrgelder zu erheben. Die Bischöfe schienen überhaupt darauf auszugehen, die byzantinische Gesetzgebung in Rußland zur Geltung zu bringen, allein dieser Versuch mißlang.

Die Priester zogen unter Wolodimir und seinen Nachfolgern von Stadt zu Stadt, um das Evangelium zu predigen. Es klingt nicht unwahrscheinlich, daß die ersten Geistlichen Bolgaren waren; jedenfalls müssen sie die slavische Sprache verstanden haben. Wie hätten sie auch sonst den Gottesdienst abhalten und die Kinder unterrichten können? Wolodimir wies ihnen wiederholt Knaben und Jünglinge, selbst Kinder der vornehmsten Familien an, um dieselben auf die Priesterweihe vorzubereiten. Für den Unterhalt des Klerus sorgte der Fürst auf das freigebigste; zur Erhaltung der von ihm erbauten Desätinikirche in Kiew, dem ersten bedeutenden Gebäude in Rußland, bestimmte er den Zehnten von seinen Gütern und Städten.

Die russischen Geistlichen sind mit Ausnahme der Bischöfe verheiratet; letztere müssen Cölibatäre bleiben. Die Ehe der Popen wird vor dem Empfange der Diakonatsweihe vollzogen; nach dieser Weihe dürfen sie nicht mehr heiraten. Aus diesem Grunde ist auch eine Wiederverheiratung ein für allemal ausgeschlossen. Die höhere Geistlichkeit rekrutirt sich vorwiegend aus den Klöstern, aus der sog. „schwarzen Geistlichkeit". Die Weltgeistlichen, die sog. „weiße Geistlichkeit", gingen anfangs frei aus dem Laienstande hervor, allein im Laufe der Zeit nahm die Weltgeistlichkeit zu ihrem eigenen Nachteil und Verderben den Charakter einer Kaste an; die Popen heirateten nur Popentöchter, und ihre Söhne wurden wieder Popen. Was war die Folge davon? Es wuchs allmählich ein geistliches Proletariat heran, welches sich besonders in den größeren Städten äußerst lästig macht. Kaiser Alexander der Zweite beabsichtigte in hochherziger Weise dem Popenstande dadurch abzuhelfen, daß er mehrere Pfarreien in eine zu verschmelzen anordnete, aber er stieß bei dem gesammten Klerus auf einen solch energischen und geschlossenen Widerstand, daß er sich veranlaßt sah, sein Projekt fallen zu lassen. In neuerer Zeit ist man dem Ueberhandnehmen des geistlichen Proletariats dadurch wirksam entgegengetreten, daß man den Popen die Erlaubniß erteilte, ihr geistliches Amt niederzulegen und in den Staatsdienst zu treten.

Nach dem Tode des Popen übernimmt der Diözesanbischof die Sorge für die Wittwe und die Waisen. Der älteste Sohn wird der Nachfolger seines Vaters im Amte; hat er das erforderliche Alter noch nicht erreicht, so bleibt die Pfarre bis zu seinem Dienstantritt vakant. Hinterließ der Pope nur Töchter, so muß der neue Pfarrer die älteste als Gattin heimführen und seine Schwiegermutter im Hause behalten. Die übrigen Söhne und Töchter werden anderweitig versorgt.

Ihre Erziehung erhalten die russischen Geistlichen sämmtlich in Seminarien, die durchweg Internate sind. Was die wissenschaftliche Lage und die gesellschaftliche Stellung der russischen Geistlichkeit angeht, so läßt sich darüber wenig Erfreuliches sagen. Die Popen auf dem Lande sind meist roh und unsauber und stehen in einem Rufe, der beinahe an Verachtung grenzt. Eine Aenderung wird erst dann eintreten, wenn mehr für ihre Erziehung getan und ihre Besoldung verbessert wird.

— Auch ein Ethymologe. — Kutscher (mit ein paar Kameraden philosophirend): Jch sag' Eich, 's vergeht kein Tag, wo ni' mei alder Gaul, das A a s, f a l l t. Ob je vielleicht das neimod'sche Pflaster deshalb A a s f a l l nenne?

Die Chemie in der Küche.

Von C. Crome-Schwiening.

Der Chemiker Dr. Carl Winter war seit rund acht Tagen verheiratet. Aus dem einst so lustigen Studenten hatte sich ein verheißungsvoller Ehemann entpuppt. Sieben Tage hatten er und seine schmucke junge Frau zu einer Hochzeitsreise benutzt, —seit gestern befanden sie sich in dem wohleingerichteten eigenen Heim, in dem von der „stilvollen" Einrichtung des Salons bis zum letzten Quirl in der Küche nichts fehlte als — ein Dienstmädchen! Denn gegen das Engagement eines solchen — wenigstens im ersten Halbjahre — hatte Dr. Winter energisch protestirt. Er wollte allein sein mit seinem jungen Weibchen und was diesem etwa an Erfahrung in der edlen Kunst des Kochens fehlte — pah, warum hatte er acht Semester hindurch Chemie studirt?

Und trotz des Einspruches der Schwiegermama war's dabei geblieben. Die junge Frau Doktorin hatte mit dem Sanftmut, welcher alle jungen Damen vor der Hochzeit auszeichnet, „alle Wünsche ihres „Carl" zu erfüllen" versprochen und sie dachte es sich „himmlisch", im Verein mit ihm in der Küche zu schalten und zu walten. Die Mutter schüttelte dabei heftig den Kopf. Von der Chemie in der Küche versprach sie sich nichts sonderliches.—

Der erste Vormittag im neuen Heime war angebrochen.

„Also, was kochen wir?" fragte Ernestinchen.

„Einfach und gut!" entgegnete Dr. Winter mit der Miene eines Mannes, der schon die silberne Hochzeit gefeiert hat. „Weißt du, solch eine echte und rechte Hausmannskost, bei welcher der Körper gedeiht!"

„Nun," neckte Ernestinchen—„dein Körper ist gut genug gediehen. Du hast ein Embonpoint, wie er sich für deine einunddreißig Jahre noch gar nicht schickt!"

„Hm!" lächelte der junge Chemiker und umfaßte dabei sein Frauchen, „hast du nicht oft genug gesagt, die allzu hageren Herren seien dir ein Greuel? Hübsch stattlich müsse man aussehen, um deine Neigung zu erringen?"

„Freilich!" verteidigte die Frau Doktorin sich eifrig. „Hätte ich dich sonst genommen, du Bär! Aber jetzt schnell: Was kochen wir?"

„Ich schlage einen anständigen Kalbsbraten, grüne Bohnen und Salzkartoffeln vor!" erklärte Dr. Winter mit der Miene eines Küchenchefs, der ein Menu für Allerhöchste Herrschaften zusammenstellen soll.

„Kalbsbraten? Einverstanden! — Papa aß ihn sehr gern und ich verstehe eine Keule hübsch saftig auf den Tisch zu bringen. Aber grüne Bohnen und Salzkartoffeln—ohne Kompot, nicht mal ein Pudding?"

„Leckermäulchen!" schalt der Chemiker. „Laß dir sagen, daß diese Süßigkeiten, vom chemischen Standpunkte betrachtet, durchaus nicht auf den Tisch gehören! Gesunde Hausmannskost denke ich für uns und unsere Kinder — — —"

„Nun hör' aber auf, du Garstiger!" rief errötend die junge Frau und eilte in die Küche, wohin Dr. Winter ihr allerdings im Nu folgte.

Zu den Vorbereitungen des Mittagsmahles kam es indes noch nicht. Er hatte zunächst die Pflicht, sein Frauchen zu küssen, und da dieses ihm nichts schuldig bleiben mochte, so ging eine ganze Zeit über diese süße Turteltaubenbeschäftigung hin.

Ernestine zog plötzlich die kleine, goldene, am Rande mit einem Kranze von Rubinen besetzte Uhr hervor und stieß einen leisen Schrei aus:

„Carl! Es ist schon elf Uhr. Wie sollen wir um ein Uhr mit dem Essen fertig sein! Ach — und du großer Gott! Mir fällt da eben ein, Mama wollte ja heute zum ersten Male bei uns essen!"

„Die Mama!" wiederholte der junge Ehegatte, und es war ein recht merkwürdiger Ton, in welchem dies Wort gesprochen wurde. — „Ja ja! Da heißt's eilig sein!"

„Zum Glück ist die Markthalle ganz in unserer Nähe!" rief Ernestine. Schnell meinen Mantel und den Korb — o, ich freue mich auf den Einkauf. Also: Eine kleine Kalbskeule, ein paar Liter grüne Bohnen und Kartoffeln — adieu, Karl! Hüte derweil gut das Haus!"

Dr. Winter sah schmunzelnd seiner Frau nach, wie diese leichtfüßig über die Straße hüpfte, brannte sich dann eine Zigarre an und harrte ihrer Heimkehr.

Aber diese verzögerte sich doch.—Halb atemlos kam sie endlich mit trübseligem Sinne.

„O, Carl, es ist schon halb Zwölf vorüber! Wie werden wir nur fertig werden? Ich schäme mich so vor Mama, wenn sie am ersten Tage gleich warten muß!"

Da richtete sich Dr. Winter zu seiner vollen Höhe auf:

„Nun sollst du sehen, welchen Mann du geheiratet hast! Wofür bin ich Chemiker? Warte nur, ich helfe dir aus der Verlegenheit!"

Und er verschwand in seinem Arbeitszimmer, um gleich darauf mit zwei kleinen mit weißlichen Salzen gefüllten Büchsen zurückzukommen.

„So, nun putze nur zu. Ich werde die Speisen dann so präpariren, daß sie schnell kochen und gar werden! Es lebe die Chemie!"

Ernestine schüttelte den Kopf, aber sie sagte nichts! Sie hatte so viele Wunderdinge von der Chemie gehört, weshalb sollte sie nicht Mittel besitzen, die ihre augenblickliche Verlegenheit beseitigten?

Als sei er sein Leben hindurch nur in einer Küche praktisch beschäftigt gewesen, öffnete Dr. Winter eins der Flacons, ergriff die Kalbskeule, bestreute sie stark mit dem Inhalte des Flacons und schob sie in die Bratröhre. Als das Gemüse angesetzt wurde und später die Kartoffeln, mengte er reichlich aus dem Inhalte des zweiten Glases bei und sagte, sein Weibchen auf die Schultern klopfend:

„Ja, ja, Ernestinchen — Natron und Soda, wenn wir die nicht hätten!"

Ernestine atmete etwas erleichtert auf. Natron und Soda! Das waren ja ganz unschädliche Dinge. Soda kannte sie und Natron auch. Und das alte frohe Lächeln auf den Lippen, eilte sie ab und zu, nachlegend und die Kochtöpfe auf der Maschine rückend, daß es eine Lust für den Gatten war, der mit verschränkten Armen am Küchentisch stand und mit behaglichem Schmunzeln dem Getriebe da zusah.

„Du könntest übrigens auch etwas tun!"

„Was? Soll ich dir hier auch helfen?"

„Aber bist du denn Koch? Ich denke, du bist Doktor der Chemie und Inhaber eines chemisch-physikalischen Laboratoriums! Willst du nicht noch bis zum Essen ein wenig arbeiten!"

„Hum! Wenn du meinst!"

Und gehorsam, wenn auch nicht eben sehr arbeitslustig, ging Dr. Winter in sein Arbeitszimmer. Aber die Arbeit fleckte nicht. Seine Gedanken waren weder bei dem Probirglase noch bei der Berechnung. Alle Augenblicke kam er unter irgend einem Vorwande in die Küche.

„Es geht heute nicht mit dem Arbeiten!" erklärte er. „Das ist natürlich, wenn ein starker Magnet uns anzieht. Und dieser Magnet bist du, Ernestine."

Wieder ein Kuß! Großer Himmel, wie viel Küßlust junge Eheleute zu haben pflegen!

Und dann trieb sie ihn doch wieder davon mit unbewußter weiblicher Koketterie. Er ging auch wirklich. Aber er war so zerstreut, daß er die Salzsäure aus dem Glase rinnen ließ und sich nach einem Tuche umsah, um das letztere abzutrocknen. Ach, in der Küche fand er ja solche.

Und froh, wieder dorthin gelangen zu können, eilte er hinein. Ernestine war nicht darin, sie deckte gerade den Tisch im Eßzimmer. Ohne weitere Prüfung langte Dr. Winter nach dem gestickten Paradehandtuche und wischte und wischte, völlig gedankenlos, denn sonst hätte er die großen Brandflecken bemerken müssen, welche die scharfe Säure in das kostbare Handtuch fraß.

In diesem Augenblicke kam Ernestine zurück und mit einem Schrei des Entsetzens gewahrte sie sofort die Vernichtung des kostbaren Tuches.

„Aber Carl, um Gottes willen — mein teures Handtuch!"

„Oh!" meinte der Chemiker, — „daran habe ich nicht gedacht! Na, schlimm ist der Schaden ja nicht—ich kaufe dir ein neues!"

„Aber es ist ein Andenken von meiner liebsten Freundin, erwiderte Ernestine und begann leise zu schluchzen.

Da klingelte es an der Vorsaaltür.

„Das ist gewiß Mama schon!" rief die junge Frau, indes Dr. Winter das vernichtete Handtuch zusammenrollte und in eine Ecke warf — und sie flog zur Tür.

W7=.h;f schuKa=

Richtig, es war die Schwiegermama, die zu unterhalten dem jungen Ehemann zufiel, während Ernestine alles zum Auftragen vorrichtete.

„Carl ist doch ein kluger Mann!" dachte sie, als sie die Bohnen stark zerkocht und die Kartoffeln weich fand. Der Braten nur will nicht recht braun werden, aber saftig ist er. O, wie uns das schmecken soll!"

Erwartungsvoll und mit einer fast strengen Miene saß die Frau Schwiegermama am Tische. Dr. Winter frohlockte heimlich: Die sollte vor ihrer gemeinsamen Kochkunst Respekt kriegen!

Alles wird aufgetragen, Braten, Gemüse. Die Frau Mama sah ziemlich erstaunt auf die Speisen.

„Aber, Ernestine!"

„Laß nur, Mama, wir haben nach neuem Rezept gekocht. Laß mich dir vorlegen und koste zunächst, dann sollst du sehen!"

Wahrhaftig, die Kalbskeule s a h wunderschön aus, rötlich zwar in der Mitte, schneeweiß am oberen Rande, saftig und einladend.

Die Mama war die erste, die ein Stückchen davon in den Mund schob, aber kaum hatte sie es zwischen den Lippen, als ihre strenge Miene etwas Medusenhaftes erhielt und das Stück aus dem Munde nehmend, rief sie aufspringend, „Pfui — was ist denn das?"

Ernestine erbebte, Carl sah groß empor.

„Aber, Mama!"

Bebend kostete die junge Frau. Auch sie legte das Fleisch auf den Teller zurück. Carl hatte inzwischen das Gemüse probirt und hustete stark und anhaltend.

„Aber, Kinder, was habt ihr denn nur gemacht? Das schmeckt ja bitter und salzig!"

„Natron und Soda!" war das einzige, das Carl hervorbringen konnte.

„Und dazu ladet ihr mich noch ein!" entrüstete sich die Mama. „Wer hat denn den verrückten Plan gehabt?"

„Aber, Mama," rief Carl, „ich bitte Sie, die Chemie —!"

„Ach so!" erwiderte jene mit einem ganz malitiösen Tone, „nun verstehe ich alles! Komm, Ernestine, zieh dich an!"

„Wohin, Mama?"

„Zur Gesindevermieterin. Noch heute kommt eine Köchin ins Haus!"

Der Doktor wagte nicht mehr zu protestiren!

Ein folgenreicher Scherz

(Fortsetzung von der 11. Seite.)

der Prinzessin Henriette von England, Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans und Vertrauten des Königs Ludwig des Vierzehnten, stand. Er fand auch Gefallen an dem Italiener, dessen schöne Erscheinung, verbunden mit seiner Dreistigkeit und seinem aus Italienisch und Französisch zusammengesetzten Jargon ganz dazu angetan war, Interesse einzuflößen. Duval hatte dem Abbé nicht verhehlt, durch welche drollige Veranlassung er Primis Bekanntschaft gemacht hatte, und dieses komische Intermezzo, dessen Erzählung den Abbé weidlich ergötzte, brachte diesen schließlich auf eine eigene Idee.

Als ein Mann, der fleißig bei Hofe verkehrte, war er natürlich auch in den unvermeidlichen Hofklatsch eingeweiht, ja mehrfach selbst darein verwickelt, und von den Hofschranzen und Hofdamen gab es gar manche, die bei ihm auf dem Kerbholz standen, oder denen er aus sonst einem Grunde gern einen Schabernack gespielt hätte.

Zu solchen Absichten schien ihm der junge Italiener wie geschaffen. Bald war der Herr Abbé denn auch mit ihm handelseins, er nahm ihn bei sich auf und schloß ihn zum Studium, wie er es nannte, mehrere Wochen von jedem Verkehr mit der Oeffentlichkeit ab. Das „Studium" aber bestand darin, daß der Abbé dem Italiener eine Menge Skandalgeschichten erzählte, von deren jeder Primi sich genau die darin verwickelten Personen zu merken hatte. Einen Tag um den anderen examinirte dann der Hausherr seinen Gast, ob er auch Alles seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Nach Verlauf von vier Wochen wäre Primi im Stande gewesen, die Geheimnisse der Stadt Paris und des königlichen Hofes schreiben zu können, so genau war er in Alles eingeweiht, was vor und hinter den Kulissen seit Jahren daselbst vorgegangen war. Kein Mann und keine Frau verkehrte am Hofe, von welcher der Herr Abbé nicht irgend ein Geheimniß kannte, das er nun dem gelehrigen Schüler mitteilte.

Primi zeigte auch hierbei, daß er ein offener Kopf und ein anstelliger Mensch sei. Als fünf Wochen vorüber waren, konnte ihm sein Meister nichts mehr erzählen, was er nicht schon ebenso gut zu erzählen gewußt hätte. Dies war das Zeichen, daß er für die Pläne des Herrn Abbé reif war. Eines Tages kündigte ihm derselbe an, daß die Zeit seines Studiums vorüber sei und er nun in den Salons der höchsten Aristokratie aufzutreten habe. In welcher Eigenschaft, könne ihm kein Rätsel mehr sein: die Rolle des Propheten, die er so meisterlich im Postwagen gespielt, möge er nun auch vor der vornehmen Welt von Paris spielen; daß er dabei wenig zu riskiren habe, werde ihm bei der Personalkenntniß, die er — sein Gönner — ihm gegeben, einleuchten, und daß das Metier im Uebrigen sehr einträglich sei, dafür möchte er ihm bürgen. Sein Debüt werde Primi bei der Gräfin von Soissons machen. Dort sei er bereits angemeldet und sein Besuch werde jeden Tag erwartet.

Und so war es in der Tat. Abbé de la Baume hatte nicht unterlassen, den bewährtesten Klatschbasen der Haute-volée unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen, er habe eine ganz wunderbare Bekanntschaft in der Person eines jungen Italieners gemacht, der die Kunst besitze, aus der Handschrift eines Menschen dessen Schicksal zu verkünden. Binnen zwei Tagen war die Absicht des Abbé erreicht der ganze Hof wußte um das Geheimniß. Jedermann verlangte den Wahrsager kennen zu lernen. Vor Allen aber war die oben erwähnte Gräfin v. Soissons begierig, ihr Schicksal aus dessen Munde zu erfahren.

Sie sollte nicht lange nach ihm schmachten. Eines Tages führte der Abbé den merkwürdigen Italiener bei ihr ein. Primi gewann die schöne Gräfin schon durch seine angenehme Persönlichkeit und die gewandte Art seines Auftretens; als er nun aber vollends ihre Handschrift geprüft und ihr allerlei Komplimente und glückliche Verheißungen gemacht, war sie ganz eingenommen von ihm. Die Prophezeiungen, die Primi ihr gegeben, konnten ihrer Meinung nach nicht trügen, denn sie berührten in der Tat viele ihrer geheimsten Angelegenheiten — wo sollte der fremde Mann dies Alles herwissen? Nachdem sie demselben ein ansehnliches Geschenk gemacht und ihm das Gelöbniß des Schweigens abgenommen hatte, entließ sie ihn mit der Bitte, sie recht bald wieder mit seinem Besuche zu erfreuen.

Bald darauf empfing Primi eine Einladung zur Herzogin von Orleans. Der junge Italiener folgte und errang einen zweiten Sieg. Mit großer Geschicklichkeit durchflocht er sein Urteil über ihre Handschrift mit verschiedenen Andeutungen über Momente ihres bisherigen Lebens und knüpfte daran seine Phantasien über ihre Zukunft. Die Herzogin war aufs Höchste überrascht. Viele Familienbeziehungen mußte sie aus dem Munde des Italieners vernehmen, die sie streng verschwiegen glaubte, selbst ihr damaliges Verhältniß zum Grafen v. Guiche, wovon ihres Erachtens noch kein Mensch Kenntniß haben konnte, war dem Fremden nicht verborgen.

Ihr nächster Gang war zum König, dem sie die merkwürdige Begegnung sogleich mitteilte. Natürlich hegte sie den Wunsch, der König möchte sich auch von dem Italiener weissagen lassen. Ihr verwandtschaftliches Verhältniß zu König Ludwig dem Vierzehnten, der sie sogar bisweilen in ernsten Staatsangelegenheiten zu Rate zog, gestattete ihr, ziemlich familiär mit ihm zu sprechen. Allein zufällig zeigte der König gar keine Lust, seine Zukunft zu erfahren. So sehr auch die Herzogin seine Neugier zu reizen suchte und den Italiener als eine staunenerregende Erscheinung darstellte, der Mann des „L'Etat c'est moi" war nicht aus seiner Gleichgiltigkeit herauszubringen. Die Herzogin begriff das nicht. Da er also nicht aus eigenem Antriebe die Kunst des Italieners versuchen wollte, verlegte sie sich endlich aufs Bitten. Ludwig der Vierzehnte widerstrebte auch jetzt noch; aber endlich gab er ihren Schmeichelworten nach und überreichte ihr eine Handschrift mit der Erlaubniß, sie dem Wahrsager zur Prüfung vorzulegen, jedoch so, daß der König dabei nicht genannt würde.

Erfreut eilte die Herzogin in ihre Gemächer und ließ Primi zu sich kommen. Dieser erschien und machte sich mit der ganzen Unverfrorenheit, die ihm eigen war, an sein Werk, obwohl ihm der Autor des Schriftstückes nicht genannt wurde, auch seine Erkundigung nach demselben anfangs nur eine ausweichende Antwort erfuhr. Primi ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. „Diese Handschrift", sagte er, „deutet auf einen alten Geizhals und Wucherer, einen Egoisten der schlimmsten Art, der nichts als sein Wohlbehagen verfolgt, gingen darüber auch Andere zu Grunde. Lange Zeit ist ihm dies unedle Lebensprinzip glücklich durchgegangen, aber schon steht er nahe vor dem Wendepunkte, und geht er nicht bald in sich, so wird er ein Ende mit Schrecken nehmen."

Die Herzogin stieß einen Ruf des Entsetzens aus. „Mein Herr!" sagte sie in beinahe hartem Tone, „überlegen Sie wohl, was Sie sagen."

„Eure Hoheit, das tue ich stets!" entgegnete Primi kaltblütig.

„Aber diese Karakteristik trifft nicht im Mindesten zu!"

Der Italiener zuckte resignirt mit den Achseln. „Nicht aller Menschen Wesen liegt offen vor der Welt wie ein aufgeschlagenes Buch!" verlautete er dann.

„Nein, nein! Diesmal sind Sie völlig auf Irrwegen! Prüfen Sie nochmals, Sie haben sich versehen!"

„Frau Herzogin, ich bedaure, bei meiner ersten Aussage verharren zu müssen", antwortete Primi, der schon längst mehr in ihrem Gesicht als in der Handschrift las und die Verlegenheit der Ersteren zu seinen Gunsten auslegte.

„Nun, mein Herr", ließ sich die Herzogin hinreißen zu sagen: „Wenn ich Ihnen nun verrate, daß dies die Handschrift des Königs ist — beharren Sie auch dann noch?..."

Ein leichtes Rot färbte einen Moment lang das Gesicht des kühnen Gauklers, aber im nächsten Augenblick hatte er seine Fassung wieder und entgegnete: „Wenn Eure Hoheit nicht wünschen, daß ich gegen meine Ueberzeugung spreche, so muß es auch unter diesen Umständen dabei bleiben."

Die Herzogin, welche vielleicht Alles konnte, nur nicht schweigen, erzählte bei ihrem nächsten Zusammentreffen mit dem Könige diesem Alles, was der Italiener gesagt hatte. Ludwig der Vierzehnte aber verzog nur ein wenig die Mundwinkel und brach dann in ein heiteres Gelächter aus. „Köstlich! köstlich!" rief er dann. „Wissen Sie auch, Madame, daß die Handschrift nicht von mir ist, daß ich mir vielmehr einen kleinen Scherz erlaubt und Ihnen ein Billet gegeben habe, das von meinem Kabinetssekretär Rose geschrieben ist? Wie Sie wissen, ahmt er meine Handschrift ziemlich gut nach und ich bediene mich sogar bisweilen derselben in Sachen, wo es mir vorteilhaft scheint." Und aufs Neue schlug der König ein heiteres Gelächter auf.

Die Herzogin war einen Moment verblüfft, überlegte sich dann aber, daß dieser komische Vorfall nur ein neues Zeugniß für die Gediegenheit der Kunst Primis sei, denn Alles, was er gesagt hatte, stimmte mit dem, was man dem Herrn Kabinetssekretär Rose nachzusagen pflegte.

Dieser Umstand brach aber auch die Gleichgiltigkeit des Königs gegen den Italiener. Die Sache war Ludwig dem Vierzehnten zu rätselhaft, als daß er nicht hätte das Verlangen tragen sollen, dem Zusammenhange auf den Grund zu kommen. Er befahl daher seinem ersten Kammerdiener, Namens Bontemps, den Italiener des folgenden Tages in sein Kabinet zu bescheiden.

Primi erschien und trat nicht ohne heimliches Zittern dem Monarchen unter die Augen. Ludwig der Vierzehnte maß ihn mit einem Blicke vom Kopf bis zu den Füßen, dann sagte er: „Sie wissen, weshalb Sie jetzt vor dem König von Frankreich stehen?"

„Ich vermute es, Sire."

„Gut, dann habe ich Ihnen nur noch zwei Worte zu sagen: Entweder überantworten Sie mir auf der Stelle Ihr Geheimniß, das ich mit zweitausend Livres bezahlen werde, oder Ihr nächster Weg geht zur Bastille!"

Primi, der sonst die Furcht wenig kannte, fühlte bei dieser Eröffnung doch, wie es ihm kalt über den Rücken rieselte. Die Wahl zwischen der gestellten Alternative konnte ihm kein langes Kopfzerbrechen machen. Er zog die zweitausend Livres den Mauern des Kerkers vor und entdeckte dem König Alles. Er erzählte ihm sein Zusammentreffen im Postwagen mit Duval und dem fetten Pächter, seine Einführung bei dem Abbé de la Baume, seine Zurückgezogenheit mit obligaten Personalstudien und die schließliche Anwendung seiner angeblichen Kunst bei Hofe. Der König hörte sehr aufmerksam zu, und da ihn das kecke Manöver augenscheinlich zu ergötzen schien, so fühlte sich Primi angespornt, sein ganzes Erzählertalent zu entfalten und mit wirklich komischen Farben alle die Auftritte zu schildern, die seine Handschriftengaukelei unter verschiedenen Personen des Hofes hervorgerufen hatte. Mit Mühe bezwang der König das Lachen.

„Und wie kamen Sie auf den verwegenen Gedanken", fragte der Monarch endlich, „bei Ihren Behauptungen stehen zu bleiben, selbst nachdem Ihnen die Herzogin offenbart, daß die Ihnen vorgelegte Handschrift von mir sei?"

„Sire", erwiderte Primi mit Anstand, „weil ich mit Sicherheit wußte, daß die betreffende Handschrift von dem Herrn Kabinetssekretär herrühre!"

„Das wußten Sie?"

„Der Herr Abbé de la Baume hatte es zufällig durch den Herrn Herzog von Vendome, den Eure Majestät eingeweiht hatten in den Scherz, den Sie mit der Herzogin von Orleans vorhatten, in Erfahrung gebracht und mir schleunigst mitgeteilt. Der Wink war mir kaum gegeben, als die Frau Herzogin mich zu sich rief."

„Also das ist des Rätsels Lösung!" dachte Ludwig der Vierzehnte, und er besann sich in der Tat, wie er dem Herzog von Vendome, der zur selbigen Stunde Audienz bei ihm hatte, den Scherz mit der falschen Handschrift mitgeteilt hatte. Noch einen Blick ließ er jetzt über den Italiener gleiten, dann winkte er ihm, daß er entlassen sei. „Sie werden noch von mir hören", rief er ihm strengen Tones im Abgehen zu, „halten Sie sich meiner Befehle gewärtig und verlassen Sie Paris nicht ohne meine Erlaubniß. Und daß Niemand von Ihnen erfahre, was zwischen uns gesprochen!"

Auf das Schlimmste gefaßt, zog sich Primi zurück, aber seine Furcht vor Strafe erwies sich als unbegründet. Am anderen Tage wurden ihm im Auftrage des Königs die versprochenen zweitausend Livres eingehändigt und ihm befohlen, sich bei dem Rektor einer bestimmten Schule zu melden, der ihn auf seine Kenntnisse zu prüfen habe. Primi tat, wie ihm geheißen, und — kam nicht wieder an die Oeffentlichkeit — das heißt vorläufig nicht. Der Schulrektor hatte Befehl, den jungen Italiener, der — wie es in der Kabinetsordre hieß — ein sehr anschlägiger Kopf sei, aber leider eine bedenkliche Neigung zu losen Streichen entwickle, vorläufig bei sich zu behalten und auszubilden, um ihn zur späteren Ausfüllung eines Staatsamtes geschickt zu machen. Der König selbst war es, der dies angeordnet hatte. Es geschah, Primi fügte sich und — fünf Jahre später erschien er in der Würde eines Abbé wieder bei Hofe, wo er sich die Gunst des Königs immer mehr zu erwerben wußte und bald eine große Rolle spielte.

Schlagfertig.

„Süßer Engel, würden Sie mir wo an's Ende der Welt folgen?" Schauspielerin: „Ja, Herr Baron, wenn dort ein — Altar steht!"

Der wahre Protz

„Da sagen sie nun, es gibt zu viele arme Menschen in der Welt. Unsinn, zu viele Reiche gibt's! Unsereiner wird kaum noch beobachtet!"

— Regisseur (zum Bühneneleven): „Schmerz muß anders ausgedrückt werden, vorläufig machen Sie es noch, als ob Sie einen zu heißen Knödel im Munde hätten!"

— Mißverstanden. — Wirtin: „Nun, Herr Kogerl, wie haben Sie Ihr Bett gefunden?" — Neuer Mieter (der am Abend eine Bierreise gemacht hat): „Aber, liebe Frau Hirsch, so schlimm war es doch noch nicht!"

UMI

Partien-Teil.

Bevor wir mit der Besprechung der Charakteristiken der großen Meister fortfahren, wollen wir einige Zuschriften aus dem Leserkreise erledigen, die den Partieenteil betreffen.

Herr P. Schneller schreibt uns, daß er dem „St. Louis Globe-Demokrat“ die folgende Partie entnommen und ins Deutsche übersetzt hat, da sie den Lesern der „Sonntagpost“ eine angenehme Unterhaltung bereiten dürfte.

Wir geben die von Herrn Schneller eingesandten Glossen wieder und fügen unsere eigenen hinzu:

Weiß: X.	Schwarz: Y.
1. e2—e4	e7—e5
2. d2—d4	e5×d4
3. Dd 1×d4	Sb 8—c6

Besser ist hier Sg 8—f6, wie Capablanca gegen Mieses spielte.

(Diese Bemerkung ist ungerechtfertigt. Sb 8—c6 ist ein Entwickelungszug und folglich gut. Außerdem zwingt er die weiße Dame, sofort einen Zug zu verlieren. In der zitierten Partie verlor Mieses, weil er sich nicht mit Remis begnügen wollte.)

4. Dd 4—e3	d7—d6

(Besser ist Sf 6, Le 7 und d7—d5, um dem Weißen nicht den Vorteil eines Zentrumsbauern zu lassen.)

5. Lc 1—d2	Sg 8—f6
6. h2—h3	

Sb 1—c3 nebst langer Rochade gibt eine bessere Entwickelung.

(Der Bauernzug des Weißen ist sehr schlecht, denn er wendet sich gegen einen Angriff des Schwarzen — Sf 6—g4 — der ganz voreilig wäre, da die meisten schwarzen Figuren noch unentwickelt sind.)

6. ———	a7—a6

Zu langsam. Lf 8—e7 wäre besser.

(Der Kritiker des „Globe-Demokrat“ ist sehr milde. Der Bauernzug des Schwarzen ist ganz haarsträubend. Er hat nicht den geringsten Sinn.)

7. Sb 1—c3	Lc 8—e6
8. 0—0	Dd 8—e7
9. Lf 1—e2	Sc 6—b4

(Schwarz unternimmt einen Angriff, ohne seine Entwickelung beendet zu haben, also ist der Zug schlecht.)

10. Kc 1—b1	

(Einfacher wäre a2—a3 gewesen.)

10. ———	Lf 8—e7
11. a2—a3	a6—a5

Gut gespielt. Doch Weiß sollte den Springer nicht nehmen, da der Angriff unwiderstehlich wird.

12. a3×b4	

(Das ist Selbstmord. Weiß öffnet die a-Linie für den schwarzen Turm und gestattet die Vertreibung seines Damenspringers, der eine ausgezeichnete Verteidigungsfigur ist, da er das Eindringen der schwarzen Dame verhindert. Eine ganz einfache Methode, solch voreilige Angriffe abzuschlagen, ist, sich überhaupt nicht um sie zu kümmern, solange sie nichts Direktes drohen. Weiß hätte ruhig seine Entwickelung mit Sg 1—f3 und Th 1—e1 beenden und dann im Zentrum und auf dem Königsflügel vorgehen sollen, etwa mit Sf 3—d4 und f2—f4—f5 nebst g2—g4 usw. Schwarz konnte dann wegen des Bauernsturms auf dem Königsflügel nicht kurz rochieren, und auch die lange Rochade hat er sich bereits durch das Vorgehen des a-Bauern unmöglich gemacht. Denn dieses Vorgehen hatte ja nur einen Sinn, solange der Turm a8 Aussicht hat, in der a-Linie zur Wirkung zu kommen.)

12. ———	a5×b4
13. Sc 3—d5	Sf 6×d5

Schwarz darf nicht sofort Dd 7—a4 spielen, da Le 2—b5+ nebst Sd 5×c7+ die Königin gewinnen würde.

14. e4×d5	Dd 7—a4
15. c2—c4	b4×c3 e. p.

Schwarz hätte auch sofort Lf 5+ spielen können.

16. Ld 2×c3	Le 6—f5+
17. Le 2—d3	Da 4×c1+
18. De 3—c1	Lf 5×d3 Mat.

° ° °

Herr L. Marquardt, Hague, N. Dak., hat die folgende Partie, die im Rice-Memorial Turnier in New York gespielt wurde, mit Glossen versehen, die wir mit einigen Zusätzen hiermit veröffentlichen. Wir sind gern bereit, alle Leser, die uns ihre Meinung über gespielte Partieen einsenden, in gleicher Weise durch unsere Kritik weiterzubilden:

Weiß: Tenenwurzel.	Schwarz: Capablanca.
1. d2—d4	Sg 8—f6
2. c2—c4	

Dieser Zug hat nur einen Sinn, wenn Schwarz einen Bauern auf d5 hat, so daß bei Gelegenheit die c-Linie für die Türme geöffnet werden kann. Schwarz demonstriert dies in einfacher Weise, indem er nicht d7—d5 spielt, sondern e7—e5 vorbereitet. Weiß hat dann mit anderen Worten einen Bauernzug gemacht, der nichts für die Entwickelung seiner Figuren beiträgt. (Red.)

2. ———	d7—d6
3. Sb 1—c3	

Weiß kann zwar mit Sg 1—f3 nebst Läufer f4 oder mit f2—f4 nebst Sf 3 den Vorstoß e7—e5 eine Zeit lang verhindern, aber schließlich erzwingt ihn Schwadz mit c7—c6 nebst Dc 7. (Red.)

3. ———	Sb 8—d7
4. Lc 1—g5	e7—e5
5. e2—e3	c7—c6

Ob Weiß mit Sf 3 und Lf 4 hätte mehr erreichen können, ist fraglich. Jedenfalls hat Schwarz jetzt mehr Beweglichkeit, als er haben sollte.

6. Lf 1—d3	Dd 8—a5
7. Dd 1—d2	d6—d5

Hier hätte Weiß B×f6, S×f6; c4×d5, S×d5; Tc 1 fortsetzen sollen. Statt dessen gibt er das Zentrum auf und infolgedessen erhält die schwarze Majestät zu große Beweglichkeit. Diese macht sich bald fühlbar.

(Den Abtausch auf f6 halten wir nicht für das Beste, da er den schwarzen Damenläufer beweglich macht. Am einfachsten erscheint c4×d5, um S×d5 mit Weiterentwickelung durch Sf 3 zu beantworten. (Red.)

8. d4×e5	d5×c4
9. e5×f6	Da 5×g5

Jetzt ist guter Rat teuer. Capa ist ein Mordskerl. Immer trifft er die stärksten Züge! Kein Wunder, wenn darob große Verwirrung in Israel entsteht. 10. Le 4, S×f6, und Schwarz erhält die überlegene Entwickelung durch 11. Lf 3, Lb 4. Was nun? (11. Sf 3, S×e4; 12. S×g5, S×d2, und Schwarz hat durch die beiden Läufer auf dem offenen Brett das bessere Spiel.)

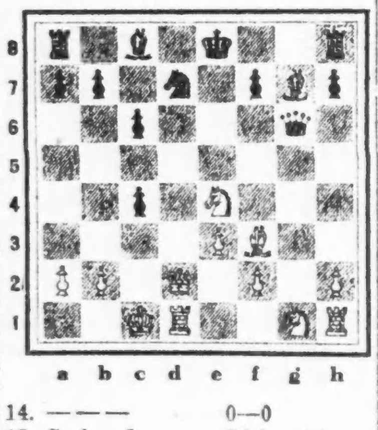
(In der letzten Variante könnte Schwarz statt S×e4 auch D×g2 spielen. Red.

10. f6×g7	Dg 5×g7
11. Ld 3—e2	

Auf Le 4 würde Se 5 folgen, mit der Drohung Sd 3+.

11. ———	Dg 7×g2
12. Le 2—f3	Dg 2—g6
13. 0—0	Lf 8—g7
14. Sc 3—e4	

(Besser wäre Sg 1—e2, 0—0; Th 1, Df 6; Sf 4, wie vom Glossator vorgeschlagen.)



14. ———	0—0
15. Sg 1—e2	Sd 7—e5!
16. Th 1—g1?	Se 5×f3
17. Tg 1×g6	Sf 3×d2
18. Tg 6×g7+	Kg 8×g7
19. Td 1—g1+	Kg 7—h8
20. Kc 1×d2	

Aus dem Gemetzel ist Weiß mit dem Verlust der Qualität hervorgegangen. Er hätte im sechzehnten Zuge nur Sf 4 versuchen können, hatte aber auch dann das schlechtere Spiel. Der Verlust ist jetzt natürlich nur noch eine Frage der Zeit. (Red.)

20. ———	Lc 8—f5
21. Se 4—f6	Ta 8—d8+
22. Kd 2—c1	Td 8—d6
23. Sf 6—h5	Tf 8—d8
24. Sh 5—f4	Td 6—d2
25. Se 2—g3	Td 2—c2+
26. Kc 1—b1	Td 8—d2

So, jetzt sind die weißen Steine zur Untätigkeit verdammt, während die schwarzen Türme nach Herzenslust agieren können.

27. Sg 3×f5	Tc 2×b2+
28. Kb 1—c1	Td 2—c2+
29. Kc 1—d1	Tc 2×f2

Weiß gibt auf, denn auf Kc 1 folgt Tb 2×a2, Kb 1; Tf 2—b2+, Kc 1; c4—c3 und Ta 1 Mat.

Problem-Teil.

Lösungen:

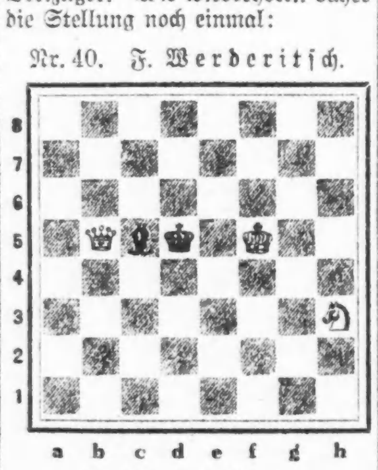
Nr. 38. 1. Sf 3—d4.

Nr. 39. 1. Sa 1—c2, Turm zieht. 2. Weiß schlägt den Turm, b7—b6. 3. Läufer setzt mat.

Letztere Aufgabe widerspricht den Gesetzen kunstgerechter Komposition. Wenn Schwarz eine Verteidigungsfigur hat, so soll man sie nicht wegschlagen können. Eine Problemidee entsteht erst, wenn man die betreffende Verteidigungsfigur die Wirkungslinie einer anderen Figur unterbrechen läßt, so daß ein anderes Mat als dasjenige entsteht, das man ursprünglich drohte.

In Aufgabe Nr. 36 hatte der Verfasser den Springer irrtümlicher Weise auf f3 statt auf h3 gestellt, und er beabsichtigte einen Dreizüger. Wir wiederholen daher die Stellung noch einmal:

Nr. 40. F. Werderitsch.



Mat in drei Zügen.

Schach-Briefkasten.

F. Werderitsch, Winona, Mich. Wir würden es vorziehen, daß Sie Ihre Aufgabe umarbeiten, so daß keine Nebenlösung möglich ist, da eine neunzügige Lösung wertlos wird, sobald sich eine kürzere Lösung bietet.

(Für die „Sonntagpost“.)

Das unterdrückte Asien.

Von Dr. N. Krishna.

I. Die indischen Studenten in Amerika.

Wir beurteilen einen Gärtner nach den Blumen und Früchten, die er zieht, einen Arzt nach seinen Heilerfolgen, einen Bankier nach der Höhe der in seiner Bank eingelegten Gelder und des Gründungskapitals, einen General nach seinem Führergenie, einen Staatsmann nach seiner politischen Laufbahn, einen Publizisten nach seinen Artikeln, einen Maler nach seinen Bildern. Eine Nation beurteilen wir im 20. Jahrhundert nach ihren Lehrinstituten, in erster Linie nach ihren Universitäten. Das innere, das psychologische Leben eines Volkes kann man z. B. an seinen Studenten abschätzen. Ist ein Volk lebensfroh und liebt es den Gesang und einen guten Tropfen, so kann man versichert sein, auch in seinem Studentenleben diese Volkszüge wiederzufinden. Die Studenten solcher Nation werden es neben ihrem Studium immer noch fertig bringen, sich des Lebens zu erfreuen, zu zechen und zu singen, wie beispielsweise in Deutschland. Die russischen Studenten waren revolutionär veranlagt, schon fünfzig Jahre vor dem Ausbruch der jetzigen Revolution. Die indischen Studenten sind in einem solchen Maße nationalistisch, daß der jetzige Minister für Indien in London vom britischen Parlament nach Indien gesandt worden ist, um den Ursachen und dem Wachstum dieser Bewegung auf den Grund zu gehen. Die japanischen Studenten werden mehr und mehr radikal; daraus darf man mit ziemlicher Sicherheit den Schluß ziehen, daß Japan in Bälde ganz dem Radikalismus verfallen wird. Tatsächlich stellen die Studenten jeder Nation eine Art volkspolitischen und psychologischen Barometers vor. So kommt es, daß keine Nationalität ihre Eigenheiten und intimsten Träume verbergen kann.

Es muß nun wohl bereits fünfundvierzig Jahre her sein, daß die zwei ersten indischen Studenten nach Amerika kamen. Als dieselben — ein jung vermähltes Brahmin-Ehepaar — Bombay, Indien, verließen, um sich nach Amerika zu begeben, hatten sie die Absicht, in der Universität von Pennsylvania, Philadelphia, Medizin zu studiren. Zu jener Zeit war weder von Amerika, noch von dem amerikanischen Volk und Leben etwas Zuverlässiges in Indien bekannt. Daher berechnete das junge Ehepaar aus verzeihlicher Unwissenheit seine Aufenthaltsspesen viel zu knapp. Als die jungen Leutchen endlich nach langer Reise an ihrem Ziel angelangt waren, hatten sie nur noch $1500 in der Tasche. Und das Geld schwand viel, viel schneller, als sie es erwartet hatten. In jenen Tagen dauerte es noch vier Monate, bis man auf einen Brief nach Indien Antwort erhielt. Deshalb kam eine schwere Prüfungsstunde, als die jungen Studenten von den $1500 keinen einzigen Cent mehr übrig hatten, und da sie die Miete nicht mehr entrichten konnten, wurden sie unbarmherzig auf die Straße gesetzt. Ohne einen Bissen Nahrung wanderten sie vier Tage und Nächte rat- und ziellos durch die Straßen der Stadt. Endlich begegneten sie einem freundlichen älteren Ehepaar. Dieses war dem jungen Paare wohlgesinnt und erbot sich ihm zu helfen unter der Bedingung, daß sie sich zur christlichen Religion bekehren würden. So standen die jungen Brahminstudenten vor der Alternative: entweder zu verhungern oder aber Christen zu werden. So blieb ihnen denn weiter nichts übrig als Christen zu werden, und sie ließen sich taufen — nur um leben zu können, bis ihr Geld kommen würde. Nach einigen Wochen langten denn auch richtig $2000 aus Indien für sie an. Sie zahlten all' ihre Schulden und reisten ziemlich viel, weil die junge Frau durch die ausgestandenen Erregungen, Armut und Entbehrungen, und noch mehr durch die Seelen- und Gewissensqualen und Selbstvorwürfe, ihre Religion um der Nahrung des Körpers willen gewechselt zu haben, ernstlich erkrankt war, und der Erholung bedurfte. Sie erholte sich auch so weit, um sich ihren Doktorhut, ihr M. D. hier zu holen. Bald nach ihrer Rückkehr nach Indien starb sie. Ihr junger Gatte aber reiste von einem Teile Indiens zum anderen und hielt Vorträge über seine und seiner Frau Erlebnisse in Amerika.

Die große Weltausstellung in Chicago brachte vor 25 Jahren eine große Anzahl einflußreicher Indier nach Amerika. Auch das sogenannte „Religions-Parlament“, das damals in Verbindung mit der Weltausstellung stattfand, brachte viele einflußreiche Männer aus verschiedenen Teilen Indiens, religiöse Häupter und Sektenführer, hierher. Mehr als alles andere trug die Chicagoer Weltausstellung zur Annäherung Indiens und Amerikas bei; und so kam es, daß seitdem indische Studenten in immer größerer Anzahl in dieses Land kamen. Im Jahre 1913 wurde die Höchstzahl indischer Studenten in Amerika erreicht: ungefähr 350. Gegenwärtig weilen noch immer ungefähr 300 Indier zu Studienzwecken hier. Ueber 30 amerikanische Universitäten und Colleges haben indische Studenten graduirt. Ein volles Viertel dieser indischen Studenten wurden entweder von ihren Gönnern, den fortschrittlichen indischen Herrschern oder reichen indischen Edelleuten, hierher gesandt; die anderen kamen aus eigenen Mitteln.

Die von den Herrschern und Aristokraten hierher gesandten Studenten wählen meistens entweder Columbia, Cornell, Harvard oder Yale, d. h. die aristokratischsten Universitäten Amerikas. Die mehr demokratischen und weniger bemittelten trifft man mehr in den demokratischen Lehrhallen der Ver. Staaten, vorzugsweise in den Staatsuniversitäten wie z. B. denen von Californien, Illinois, Iowa, Kansas, Michigan, Minnesota, Ohio und Washington. Man begegnet auch vereinzelt hier und da einigen indischen Studenten in anderen Universitäten, wie z. B. in denen von Chicago, Princeton und Stanford. Von Californien im Westen bis Massachusetts im Osten, von Minneapolis im Norden bis Pittsburg im Süden findet man indische Studenten. Nur in den typischen Südstaaten der Union hält sich schwerlich ein einziger Inder auf; und das hat seinen guten Grund darin, daß die „Southerners“ zu vorurteilsvoll sind und keinen Unterschied zwischen den Hindus und den Negern machen, obwohl die Hindus Arier vom allerreinsten Blute sind. Von den Staatsuniversitäten werden von den Hindu-Studenten diejenigen von Californien, Illinois, Iowa, Minesota und Wisconsin vor allen anderen bevorzugt, weil die Präsidenten dieser würdigen Lehrinstitute ihnen wohlwollend entgegenkamen und ihnen väterliches Interesse zeigten, was ihnen natürlich das Herz der jungen Inder gewann, und was zu gleicher Zeit diesen gelehrten amerikanischen Erziehern die Dankbarkeit des ganzen gebildeten Indiens sichert.

Neunundneunzig Prozent der indischen Studenten in Amerika widmen sich entweder der Landwirtschaft, Volkswirtschaft, Medizin, dem Bergbau und der Metallurgie oder aber der Philosophie. Einige wenige studiren auch freisinnige Theologie, und ab und zu trifft man auch einige in einem Missionars-College an. Die Mehrzahl der jungen Studenten stammt aus den Provinzen Bengalen oder Bombay. Bengalen — das Heim Tagores, und Bombay — meine Heimat. Achtundneunzng ein halb Prozent von ihnen gehören entweder zum Mohammedanismus oder zur Religion des Hinduismus. Eine Zeit lang waren auch jährlich 10 bis 15 Prozent weibliche Studenten aus Indien hier, um Medizin und Pädagogik zu studiren. Die indischen Studenten Amerikas haben ihr Monatsorgan, der „Hindustani Student“ genannt, und außerdem haben sie eine Studentenorganisation und halten alle Jahre einen Congreß ab, abwechselnd in verschiedenen Teilen der Ver. Staaten. Dieses letztere Unternehmen gestattet ihnen, ihre Erlebnisse vertraulich mit einander auszutauschen, und das erklärt, weshalb gewisse Lehranstalten mehr und mehr von ihnen bevorzugt werden . . . Im Ganzen sind bisher etwa 600 junge Indier und Indierinnen nach Beendigung ihrer Studienzeit und aller Examen nach Indien zurückgekehrt; und diese jungen Leute sind die einzigen und wahren Träger der amerikanischen Kultur und liberalen Gesinnung in Indien; ihrem Einfluß verdanken Amerika und Indien größere Annäherung und besseres gegenseitiges Verständniß, als der jahrelangen Arbeit vieler Tausende von amerikanischen Missionaren herbeizuführen je hätte gelingen können.

Der gegenwärtige Maharaja von Cooch Behar war der erste prinzliche Student aus Indien an einer amerikanischen Universität. Er studirte an der berühmten Staatsuniversität New Yorks: Cornell. Dort war er damals als der Prinz Narayan von Cooch Behar bekannt. Der älteste Sohn seines Schwiegervaters, also sein Schwager, der Sohn des fortschrittlichsten und einflußreichsten Herrschers Indiens, der Maharaja von Baroda — dessen fesselnde, ergreifende und wundersame Lebensgeschichte ich wahrheitsgetreu und ausführlich in meinem 31sten Artikel erzählt habe — studirte in Harvard. Wäre der junge Prinz von Cooch Behar hier nicht freundlich und taktvoll behandelt und nicht wohlmeinend aufgenommen worden, wäre dann sein einflußreicher Schwager auf eine amerikanische Universität gekommen? So ist alles eng miteinander verknüpft in einer endlosen Kette von Ursache und Wirkung. Nichts ist wahrer als das alte Sprichwort: „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Der Sohn des Nobelpreisgewinners und indischen Reformers Sir Rabindranath Tagore studirte an der Universität von Illinois. Wäre dieser Krieg nicht ausgebrochen, dann würden unzweifelhaft noch andere Söhne von anderen großen indischen Herrschern gegenwärtig an einigen der großen amerikanischen Universitäten studiren. Indien ist heute stolz auf die Tatsache, daß die ersten königlichen Studenten an amerikanischen Universitäten nicht aus dem sogenannten demokratischen Europa, sondern aus dem altehrwürdigen Indien stammten. Welchen enormen Einfluß und welche praktische, segenbringende Tragweite dieser unscheinbare Umstand bereits hatte, ergibt sich aus der Betrachtung der vorläufigen Ergebnisse. Niemand kann ja die dankbare Erinnerung an eine glückliche, fröhliche Studienzeit aus seinem Gedächtniß löschen! Und diese Erinnerung legt einen sicheren Grundstein für tiefe, aufrichtige und dauernde Freundschaft zwischen Amerika und Indien. Haben doch die beiden indischen Staaten Cooch Behar und Baroda bereits freie Volksschulen nach amerikanischem Muster und noch manche andere Reformen amerikanischer Abstammung eingeführt.

Von den im Auslande studirenden indischen Studenten fallen zirka 3000 jährlich auf England, 500 bis 600 auf Japan, dann kommt Amerika, und bis vor dem Kriege kam dann Deutschland; einige wenige verirrten sich auch hin und wieder nach Oesterreich, Belgien und Frankreich. Ich bezweifle stark, ob gegenwärtig irgendwo in Europa außerhalb Englands noch indische Studenten anzutreffen sind. Wo immer indische Jugend studirt hat, hat sie vorzügliche Zeugnisse in den Universitätsregistern hinterlassen. In Oxford und Cambridge haben indische Studenten die höchsten Ehrenauszeichnungen davongetragen. Ein ehemaliger indischer Student der Berliner Universität ist von diesem Lehrinstitut zum Privatdozenten der Chemie ernannt worden. Ebenso haben die Staatsuniversitäten von Iowa und Minnesota indische Professoren berufen, die aus den dortigen Studenten hervorgingen. Es kann wohl schwerlich ein beredteres Zeugniß für die Tüchtigkeit, Begabung und den Fleiß der Indier im Auslande ausgestellt werden; denn wir dürfen nicht übersehen, daß sie im Auslande noch immer die Schwierigkeit einer fremden Sprache zu überwinden haben. Die Kaiserlichen Universitäten Japans haben wiederholt ehemalige indische Studenten auf verschiedene Arten geehrt und ausgezeichnet. Indien ist stolz auf diese erfreulichen Resultate. Freilich baut sich Indiens Hoffnung auf seine junge Generation — seine Söhne Söhne und Töchter — gerade so auch, wie die aller anderen Völker. Das Schicksal hat es so gefügt, daß Indien jetzt seine Jugend zum Studiren ins Ausland schicken muß — und dennoch ist es noch immer das gleiche Indien, das vor grauen Zeiten sechs gelehrte Männer nach Griechenland sandte, um daselbst das erste medizinische College zu eröffnen. Es ist bekanntlich eine historische Begebenheit, daß vor ungefähr 2300 Jahren der indische Kaiser Asoka sechs seiner Hofärzte nach Griechenland sandte, um die Hellenen in die medizinische Wissenschaft einzuweihen. Wie sich doch die Zeiten ändern! Und wer weiß, was im Schoße der Zukunft noch alles für Indien verborgen liegen mag!

Der ganze Fortschritt des modernen Indiens, das Wachstum des Nationalgefühls und die tiefe und aufrichtige Freundschaft der großen englischen Arbeiterpartei sind Errungenschaften und Erfolge der unermüdlichen Tätigkeit der vormaligen und jetzigen indischen Studenten im Auslande. In Indien haben die Führer aller Religionen nur den einen Fehler: sie verlieren nämlich zu viel Zeit und Geduld damit, ihren frommen Anhängern vom Himmel zu erzählen und von der Art, wie man dorthin gelangen kann; wohingegen die einzigsten klaren Köpfe die jungen indischen Studenten und ihre Anhänger, die Arbeiter, sind, die sich ernstlich mit dem Zunächstliegenden befassen: nämlich mit der einleuchtenden und besonneneren Aufgabe, das Himmelreich bereits hier auf Erden — und ganz speziell in Indien — aufzurichten: Sie beherzigen offensichtlich den Teil des christlichen Vaterunsers, in dem es heißt: „Dein Reich komme; Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“ Der demokratische Zeitgeist, die Einführung moderner Maschinen, freie Abendfortbildungsschulen, der Kampf um die Besserung und Hebung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter, der Kampf um eine parlamentarische Regierungsform und unzählige andere nützliche Reformen und humanitärische und gemeinnützige Ideale sind von den Indiern, die im demokratischen Amerika ihre Erziehung genossen haben, in ihre Heimat verpflanzt worden.

Die Tore aller Nationen sollten allen jungen Studenten anderer Länder weit offen stehen! Man sollte mit warmer Freude alle Studenten fremder Nationen begrüßen. Jeder scharfsichtige Staatsmann und jeder aufgeweckte Geschäftsmann sollte prinzipiell ein Gönner und wahrer Freund der jungen ausländischen Studenten sein; denn Eines ist nie außer Acht zu lassen: „die großen Männer von heute sind die Studenten von gestern!“ Oder umgekehrt: „die jungen Leute von heute sind die Führer der menschlichen Entwicklung von morgen!“ Diejenige Nation, die heute die arbeitsfrohesten, tüchtigsten und reichsten Studenten hat, wird morgen die leistungsfähigste, stärkste und reichste sein.

Wir alle hoffen auf einen dauernden Weltfrieden und auf die Unabhängigkeit kleiner und unterdrückter Nationen. Niemand aber ist besser berufen, diesen schönen Träumen zur Verwirklichung zu verhelfen, als die Studentenwelt von heute. Es leuchtet jedermann ein, daß Amerikas Größe zum großen Teil von seinem wundervoll organisirten Schulwesen und von den außerordentlichen Bildungsmöglichkeiten abhängt, die es seiner Jugend bietet. Deshalb sollte es unser eifriges Bestreben sein, das Leben aller Kinder, Schüler und Studenten glücklich zu machen. Verdanken wir selbst nicht zum großen Teil alles Gute, das wir heute genießen, dem unaufhörlichen Streben von Männern, die dermaleinst Studenten waren? Von allen Menschenklassen sind es die Studenten allein, deren Zukunft man nie voraussagen kann; denn man weiß niemals, welche Höhe des Weltenruhmes der eine oder der andere erklimmen mag; und welches Führergenie in ihm schlummert.

In den monarchistischen Ländern mag der Student von heute der Premierminister von morgen sein — und in den republikanischen Ländern mag er sogar zum höchsten Beamten der Nation — zum Präsidenten — aufsteigen. Wir alle wissen, was für ein Genuß es für den Naturliebhaber ist, den Uebergang von der Knospe zur Blütenpracht zu sehen. Aber fürwahr, es ist noch bedeutungsvoller und eine noch größere Freude für Männer mit gereiftem Kennerblick, die Entwickelungsphasen der Studentenbewegungen zu beobachten . . . Denn jeder Botaniker und Naturfreund sagt von der Knospe die Blüte voraus — und nach denselben Grundsätzen kann der erfahrene Menschenkenner auch vom Charakterbild der Studenten auf die Gestaltung der Zukunft ihrer Nation Schlüsse ziehen.

Aus dem Reich der Mode.

(Eigenbericht der „Sonntagpost“)

Für Kinder.

Nr. 8677. Die Jacke bei diesem Knabenanzug liegt vorn doppelt und wird mit vier Knöpfen geschlossen. Dazu gehört ein runder Kragen mit seidener Schleife. Die großen, aufgenähten Taschen werden willkommen sein. Zum Anzug gehört ein Rückengürtel und glatte Beinkleider.

Für Achtjährige nehme man 2⅝ Yards 36 Zoll oder 2⅛ Yards 44 Zoll und ¼ Yard kontrastirendes, 16 Zoll breites Material nebst ⅛ Yard 36 Zoll breites Futter.

Schnittmuster Nr. 8677. 4 Größen:: für Knaben im Alter von 4 bis 10 Jahren.

Nr. 8672. Die eingelegte Falte auf dem Rücken und die aufgenähten Taschen geben diesem Mantel etwas militärisches Aussehen; dementsprechend mag auch das Material gewählt werden. Die Taschenklappen werden geknöpft. Der Kragen ist zum Umlegen oder Hochschlagen. Das Cape kann man fortlassen, nicht aber den Gürtel.

Für Achtjährige braucht man 3¼ Yards 36 Zoll oder 2 Yards 54 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8672. 6 Größen: für Mädchen im Alter von 4 bis 14 Jahren.

Nr. 8659. Für Schulgebrauch ist dieser Anzug mit russischer Bluse und gefälteltem Rock sehr praktisch. Ein großer Matrosenkragen, linksseitiger Knopfverschluß mit Gürtel, lange Aermel und Manschetten gehören zur Bluse. Der Rock ist an eine, auf dem Rücken geknöpfte Unterbluse angefaltet.

Für Achtjährige gebraucht man 4½ Yards 27 Zoll oder 2⅞ Yards 44 Zoll und ⅜ Yard kontrastirendes, 27 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8659. 5 Größen: für Mädchen im Alter von 6 bis 14 Jahren.

Damenkleider.

Nr. 8665. Der Litzenbesatz und die langen Enden, welche von der Bluse bis fast an den unteren Kleidsaum herabreichen, sind diesem Kleid eigen. Dazu kommen noch die langen Aermel und der vorn zugespitzte, elegante Kragen sowie ein seidener, auf dem Rücken lose geknüpfter Gürtel. Der Rock ist am unteren Rand 2 Yards weit.

Für Größe 36 braucht man 6½ Yards 36 Zoll oder 5⅝ Yards 45 Zoll breites Material und 5¼ Yards schmale sowie 1⅛ Yard breite Litze.

Schnittmuster Nr. 8665. 4 Größen: 36 bis 42 Zoll Brustweite.

Nr. 8675. Ein ganz einfaches Kleid, bei dem der Rock an der Bluse angefältelt wird, die mit dem üblichen Halsausschnitt und an den langen Aermeln mit breiten Manschetten versehen ist. Ungewöhnlich ist der große Kragen, der auf dem Rücken bis zur Taille und vorn bis unter den Gürtel herabreicht und an den Schultern aneinander gekräuselt ist.

Größe 36 erfordert 5¼ Yards 36 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8675. 4 Größen: 36 bis 42 Zoll Brustweite.

Blusenmuster.

Nr. 8679. Diese Bluse wird auf dem Rücken geschlossen und kann mit langen, zugespitzten oder kurzen Aermeln getragen werden, die dann mit umgelegten Manschetten versehen werden. Man kann zwischen einem Gürtel oder einer Schärpe wählen.

Größe 36 erfordert mit Schärpe 2⅞ Yards 27 Zoll oder 2 Yards 36 Zoll oder 1⅞ Yard 40 Zoll und ⅜ Yard kontrastirendes, 16 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8679. 5 Größen: 36 bis 44 Zoll Brustweite.

Nr. 8681. Eine an den Schultern gekräuselte Bluse, bei welcher der Kragen an dem obersten Knopf befestigt wird. Man hat zwischen langen oder kurzen Aermeln die Wahl, erstere mit breiten Manschetten abgefertigt.

Größe 36 erfordert 2⅞ Yards 27 Zoll oder 1⅞ Yard 36 Zoll und ½ Yard kontrastirendes, 36 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8681. 5 Größen: 36 bis 44 Zoll Brustweite.

Nr. 8651. Schwere Waschseide empfiehlt sich für diese Bluse, deren Vorderseite an die Rückseite an den Schultern angekräuselt wird. Der Kragen läuft vorn in Spitzen aus. Zum Verschluß nehme man Perlmutterknöpfe. Die Aermel können lang oder kurz sein, die langen mit umgelegten Manschetten vom Kragenmaterial.

Größe 36 erfordert 2⅛ Yards 36 Zoll oder 1¾ Yard 40 Zoll und ½ Yard kontrastirendes, 32 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8651. 4 Größen: 36 bis 42 Zoll Brustweite.

— Berechtigte Frage. — Gast: Ist Ihr Kellner farbenblind, Herr Wirt? — Wirt: Wieso? — Gast: Ich habe Braunеberger bestellt und er brachte mir Grüneberger.

Trost.

Es ist ein Trost, steckt in der Tasche,
Wenn uns des Daseins Jammer packt,
Die Dose und die Kümmelflasche —
Sofern man säuft und schnupft tabakt.

Vergnügungs-Wegweiser.

Deutsches Theater. Bush Temple. — „Das Dreimäderlhaus."
Nordseite Turnhalle. — Nachmittagskonzert von Ballmanns Orchester.
Auditorium. — Konzert von John McCormack.
Blackstone. — „Madame Sand."
Cohan's Grand. — „Lilac Time".
Colonial. — „The Brat".
Cort. — The Gipsey Trail."
Garrick. — „The Very Idea".
Illinois. — Ziegfeld Follies.
Imperial. — „Hans und Fritz."
La Salle. — „Oh, Boy".
National. — „Peg o' My Heart."
Olympic. — Kolb und Dill.
Playhouse. — „The Man Who Stayed at Home".
Powers'. — „The Music Master."
Princeß. — „The Man Who Came Back".
Studebaker. — „Maytime".
Bismarckgarten. — Konzert jeden Nachmittag und Abend.
Wurzniseppy, 715 North Avenue. — Jeden Abend und Sonntag Nachmittags Instrumental- und Vokalkonzert.

Kleine Anzeigen.

Verlangt: Männer und Knaben

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Verlangt: Teamsters. 6211 So. Racine Ave.

Verlangt: Kräftiger Mann als Janitorhelfer, $35, Zimmer und Kost. 4456 N. Racine Ave. somodi

Verlangt: Guter erfahrener Maschinist für Floor und Bench. 1612 W. Lake Str. fason

Verlangt: Junger Mann im Milchgeschäft, mit Erfahrung. Anzugeben, wo zuletzt gearbeitet; guter Lohn, Zimmer und Kost. Zu adressiren: E K 255 Abendpost. fason

Verlangt: Zweite Hand an Brot und Rolls. Nolans Dairy Lunch, 135 Tennessee Str., Waukegan. faso

Verlangt: Erster Klasse Janitor (katholisch) für Kirche und Priesterheim; guter Lohn, stetiger Platz für nüchternen Mann. Adr.: N 697 Abendpost. doson

Verlangt: Zweite Hand an Cakes. — Nolans Dairy Lunch, 135 Tennessee Str., Waukegan, Ill. faso

Verlangt: Weber an Fluff Rugs. 5119 S. Halsted Str. frsason

[illegible]

Verlangt: Männer und Frauen

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

[illegible]

Stellung suchen Männer u. Knaben

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

[illegible]

Verlangt: Frauen und Mädchen.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Läden und Fabriken

[illegible]

Hausarbeit

[illegible]

Verlangt: Frauen und Mädchen.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Hausarbeit

[illegible]

Stellung suchen Frauen u. Mädchen

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

[illegible]

Stellungen suchen: Eheleute

(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

[illegible]

Stellenvermittlungs-Büros

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Fachschulen und Unterricht

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Heiratsgesuche

[illegible]

Nähmaschinen, Bicycles u. s. w.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Oefenteile und Reparatur

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Leichenbestatter

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Zu vermieten

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu vermieten: Store mit 4 Zimmern, mit Dampfheizung, für irgend ein Geschäft passend. 3706 Southport Ave., Ecke Wabeland Ave. fasomo

Zu vermieten: Zwei helle, warme Zimmer; separater Eingang. 3538 Hermitage Ave., nahe Addison.

Zu vermieten: Ein Laden an Western und Milwaukee Ave., $7.00 den Monat. Nachzufragen bei Joseph Stein & Co., 1935 Milwaukee Ave. Tel.: Humboldt 46. fason

Zu vermieten: Zwei Zimmer Wohnung mit Toilet, $5.00 den Monat. Nachzufragen bei Joseph Stein & Co., 1935 Milwaukee Avenue. Phone: Humboldt 46. fason

Zu vermieten: Cottage, zu günstigem Preise. Nachzufragen bei Joseph Stein & Co., 1935 Milwaukee Ave. Phone: Humboldt 46. faso

Zu vermieten: Cottage und halb-Acre Lot, geeignet für Gärtner; Miete $15. 3726 S. Ridgeland Ave., Berwyn. Eigentümer 1356 S. Karlov Ave. Tel.: Lawndale 6413.

Vermiete warmes 4 Zimmer Flat an ältere Leute oder kinderlose Leute. 5021 S. Wab Str. fason

Zu vermieten: Zwei helle Flats, drei Zimmer und Bad, Ofenheizung, $14 und $16. Schlüssel 3485 N. Clark Str., im Laden. Telephon: Wellington 8265.

Zimmer und Board

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Verlangt: Roomer oder Boarder; Alleinmieter. 746 North Ave., 1. Flat.

Vermiete Zimmer mit Board an einen oder zwei Herren. 1700 Cleveland Ave., 3. Flat.

Roomer verlangt. 1523 Wellington Avenue, erstes Flat.

Zu vermieten: Schönes, warmes Zimmer mit guter deutscher Kost, $6.50. 798 Diversey Parkway, 2. Flat.

Möblirtes Zimmer; laufende Wasser und Dampfheizung; $1.50 bis $4 wöchentlich. — „Germania", 600 No. Clark Str. 20janlwX

Zu vermieten: Sauberes Zimmer, Dampfheizung; Bad; Phone; Alleinmieter, $2.00. 215 E. 18. Str., 1. Flat.

Vermiete möblirte, geheizte Zimmer, $2.00. 2047 N. Clark Straße.

Wienerin vermietet sonniges Doppel-Frontzimmer, bequems Heim, Dampfheizung. 2425 Geneva Terrace (oder Larrabee Str.).

Zu vermieten: Helles großes Zimmer bei Privatfamilie an gebildeten Herrn, der ein gemütliches Heim sucht. [illegible]

[illegible]

Zu mieten gesucht

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Rechtsanwälte

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Patentanwälte

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Billard und Pocket Tische

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Pferde und Wagen

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Geschäftsgelegenheiten.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu verkaufen: Seit 18 Jahren bekanntes etablirtes Boardinghaus; Miete $50; Einnahme $500 monatlich; Preis $1100; 22 Zimmer. Adr.: N 1430 Abendpost. fasonmi

Hardware-Store zu kaufen gesucht, Nordseite bevorzugt. Adr.: N 1436 Abendpost. sondido

Moving-, Expreß- und Storage-Geschäft zu verkaufen, gut etablirt, mache gute Geschäfte. Guter Verkaufsgrund. 644 E. 63. Straße. Tel. Wentworth 1758. somodi

Zu verkaufen: Guter Meatmarket, wegen Krankheit. Phone: Diversey 4777.

Zu verkaufen: Retail Kohlengeschäft und Expressing in guter Lage, krankheitshalber billig. Adressire: O 726 Abendpost.

Saloon mit Restauration, eines der ältesten und besten Geschäfte der Nordseite wird sehr preiswert verkauft. Nemeth, 1564 N. Halsted Straße. ja20,22,24,26,28

Zu verkaufen: 10-Zimmer Roominghaus, Miete $30. 2134 Bissell Str. Tel. Lincoln 2603.

Zu tauschen gesucht: Grocery, Delikatessen oder Butchershop für meine Cottage, Lot und halb, großer Stall; Preis $2700; Mortgage $1500; nehme auch Automobil oder Lot. — 1506 No. Rockwell Str., Nic Turnes. dosrson

Uebernehme Lunchcounter auf eigene Rechnung. Adr.: O 730 Abendpost. fason

Zu verkaufen: Restaurant und Lunchroom, Nordseite. Letztes Jahr war Reingewinn $3000. Ueberzeugt Euch. Auskunft kostenfrei bei Joseph [illegible]

[illegible]

Geschäftstheilhaber.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Kaufs- und Verkaufsangebote

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Persönliches.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zur Beachtung für die Angestellten der Phoenix Trimming Co.

Die Weberei, das Spul-, Warping- und Inspektions-Departement werden am Montag, den 21. Januar, Tag und Nacht, seine Tätigkeit wieder aufnehmen.

Phoenix Trimming Co., 2008 N. Racine Ave.

[illegible]

Gefunden und Verloren.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14 Cts die Zeile.)

[illegible]

Pianos, musikalische Instrumente

Zu verkaufen: $55 Columbia Graphophone und 19 Records für $15. — 741 So. Western Ave.

Zu verkaufen: Kimball Upright Piano, Rosenholz-Gehäuse, $45. 3056 Madison Str., Storage, Foley.

[illegible]

Hunde, Vögel u. s. w.

[illegible]

Möbel, Hausgeräte u. s. w.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Einige Möbel zu verkaufen. 1726 Sedgwick Str., 2. Floor.

Haushalt von 4 Zimmern für $125 zu verkaufen. Wimmler, 2416 Orchard Str. Telephon Lincoln 8178. 18ja1wX

Zu verkaufen: Bett, Stühle, Davenport, Lounge und Dresser. Beyer, 334 Belmont Ave. fason

Zu verkaufen: Guter Heizofen, kleiner Gasofen, Buffet. 3538 Hermitage Ave., nahe Addison.

Zu verkaufen: Ein schöner Parlorofen, wegen Umzug in eine kleinere Wohnung. 1617 North Maplewood Ave., erstes Flat. fason

Händler

— Auktions-Verkauf! —
Dienstag, den 22. Januar, 10 Uhr Vormittags. Wir verkaufen in unseren Verkaufsräumen, 2525 Sheffield Ave., den Inhalt von 14 Zimmern, Nordseite Residenz, bestehend aus einem Piano, Rugs, Parlor-, Library-, Bett- und Eßzimmermöbel, Büchern, geschliff. Glas, Silberwaaren, Leinen, Bildern usw., usw.
Reebies Auction House,
Joseph Straußer, Auktionator.
Privatverkäufe täglich. Offen Mittwoch und Samstag Abends. — Mitglied der Association of Chicago Auctioneers. somo

Unser großer Inventur-Verkauf von Möbeln, Rugs und Oefen zu einer Herabsetzung von 25—50% gibt Euch eine Gelegenheit, jetzt zu kaufen und Geld zu sparen. Wir halten die Waaren für spätere Ablieferung.
Singer Furniture Co.,
512—514 North Ave.
15jadidoson*

Finanzielles.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Aerztliches.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Dr. Weiß, vertraulicher Frauenarzt, 2411 Lincoln Ave. Tel. Diversey 4743.

[illegible]

Kleider

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Plumbers und Supplies

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Geld auf Möbel, Saläre u. s. w.

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

[illegible]

Grundeigentum und Häuser

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Nordseite

[illegible]

Grundeigentum und Häuser

(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Nordseite

[illegible]

Nordwestseite

Zu verkaufen: 6 Zimmer Brick Cottage, fast neu; elektrisches Licht und Furnace-Heizung; $3500. Eigentümer, 3435 N. Spaulding Ave. 30fp*X

[illegible]

Farmländereien

[illegible]

Verschiedenes

Gute Farmen werden rasch verkauft oder vertauscht für Häuser und Lotten durch Nemeth, 1564 N. Halsted Str. ja20,22,24,26,28

Farm in Tausch gesucht für neues 3-Flat Backsteinhaus. 4644 W. Superior Str., Chicago, Ill. sondi

Reichsdeutsche, Achtung!

Bekanntmachung des Bundesmarschalls über die Registrirung vom 4. bis 9. Februar.

Bundesmarschall John J. Bradley hat die folgende Bekanntmachung bezüglich der Registrirung von deutschen feindlichen Ausländern im nördlichen Distrikte von Illinois erlassen:

In Uebereinstimmung mit der Proklamation des Präsidenten Wilson vom 16. November 1917 sind alle deutschen feindlichen Ausländer männlichen Geschlechtes im Alter von 14 Jahren und darüber verpflichtet, sich registriren zu lassen.

Die Registrirung beginnt am 4. Februar und währt bis zum 9. Februar einschließlich, und zwar soll sie an den genannten Tagen zwischen 6 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends vorgenommen werden.

In Städten mit einer Einwohnerzahl von über 5000 wird die Registrirung von der Polizei vorgenommen. Der Polizeichef amtirt dann als Oberregistrator. Personen, welche in solchen Städten wohnen und verpflichtet sind, sich registriren zu lassen, müssen sich in der Wache ihres Polizeibezirks anmelden.

In Orten, deren Einwohnerzahl weniger als 5000 beträgt, wird die Registrirung vom Postmeister geleitet. Die in solchen Orten ansässigen Personen, welche sich registriren lassen sollen, müssen sich bei dem zuständigen Postmeister melden.

Es müssen sich registriren lassen: Alle Eingeborenen, Bürger, Eingebürgerte oder Untertanen des Deutschen Reiches oder der kaiserlich deutschen Regierung männlichen Geschlechtes im Alter von 14 Jahren und darüber, welche sich in den Vereinigten Staaten aufhalten und nicht Vollbürger der Vereinigten Staaten sind. Die Tatsache, daß sie ihre sogenannten ersten Papiere, oder Sperrzonenpässe vom Bundesmarschall haben, entbindet sie nicht von der Verpflichtung, sich als deutsche feindliche Ausländer registriren zu lassen.

Ein feindlicher Ausländer, der verpflichtet ist, sich registriren zu lassen, und dies nicht innerhalb der dazu bestimmten Zeit tut, setzt sich, abgesehen von allen anderen gesetzlich vorgesehenen Strafen, auch der Gefahr aus, in Gewahrsam genommen und auf die Dauer des Krieges internirt zu werden.

Anleitung zur Registrirung.

Die Registrationspflichtigen sollten sich darüber klar sein, daß sie durch die Registrirung den Beweis dafür liefern, daß sie friedlich gesinnt und gewillt sind, den Gesetzen des Landes nachzuleben.

Jeder Registrationspflichtige sollte das ihm eingehändigte Formular sorgfältig durchlesen und den Registrationsbeamten um Auskunft ersuchen über alle Fragen, die ihm unklar sind, ehe er das Formular ausfüllt. Die Registrationsbeamten sind angewiesen, den Registrationspflichtigen nach besten Kräften mit Erklärungen und Rat zur Hand zu gehen.

Jeder Registrationspflichtige muß vier nicht aufgezogene Photographien von sich selbst, nicht größer als 3 bei 3 Zoll, auf dünnem Papier und mit hellem Hintergrund, mitbringen. Jede Photographie muß er auf der Vorderseite mit seinem Namenszug versehen, aber nicht so, daß die Gesichtszüge dadurch verdeckt werden.

Der Registrationspflichtige oder sein Vertreter muß drei Eideserklärungs-Formulare vollständig ausfüllen (mit Ausnahme der Rubriken, die vom Registrationsbeamten auszufüllen sind, der Beschreibung seiner Person und der Fingerabdrücke) und diese Formulare müssen vom Registrirungspflichtigen persönlich dem Registrationsbeamten übergeben und in dessen Gegenwart unterschrieben und beeidigt werden. Der Beamte fügt dann die Personalbeschreibung hinzu, beaufsichtigt das Abdrücken der Finger und klebt die Photographieen auf. Wenn der Registrationspflichtige nicht schreiben kann, so muß er an die Stelle der Unterschrift sein Zeichen setzen und den Abdruck des Daumens der linken Hand beifügen.

Der Fingerabdruck dient zur Feststellung der Persönlichkeit, eine Methode, die auch in der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten geübt wird.

Der Registrationspflichtige muß sich zehn Tage nach Ablegung des Eides nochmals beim Registrationsbeamten einfinden, spätestens aber vierzehn Tage nach dem letzten Registrirungstage. Er wird dann eine Registrirungskarte erhalten, auf der er seinen Namen oder sein Zeichen zu setzen hat, sowie den Abdruck seines linken Daumens, in Gegenwart des Registrirungsbeamten.

Wie Vetter Carl mich kriegte.

Eine Herzensgeschichte von M. Sausi.

„Du siehst so reizend aus, wenn Du die braunen Augen so bittend aufschlägst, daß man ein Unmensch wäre —"

„Richtig!" unterbrach der breitschulterige John den Vetter, „sie kriegt Dich herum. Eben gibt sie Dir in optima forma einen Korb und —"

„Ach was, das sind interne Familienangelegenheiten, in die Du Dich gar nicht zu mischen hast, lieber John", sagte ich, als dieser wieder einmal in recht auffälliger Weise von dem Privilegium der Brüder, gegen die Schwester ungalant sein zu dürfen, Gebrauch machte. — „Ich will nun einmal nicht heiraten, und sehe auch gar nicht ein, warum ich meine schöne Freiheit mit dem Joch der Ehe vertauschen sollte. Was ein vernünftiges Weib ist, muß auch ohne die Tyrannei eines Mannes durch die Welt kommen." — —

„He — he!" lachte John in seiner mokanten Weise, „was das entouragirt klappert, und kaprizirt sich doch nur darum just auf den heutigen Abend im Zirkus, weil heute keine Löwenvorstellung stattfindet! Vor den Löwen hat sie gewaltigen Respekt!"

Er hatte Recht! Leider! Schon vor Ende der Woche wollte der Zirkus seine Pforten schließen — heute war die einzige Vorstellung, in welcher statt der nervenerregenden Löwenprozedur mit obligatem Pistolenlärm die bezaubernde Feerie des Aschenbrödels vorgeführt wurde.

Natürlich empörte es mich nicht wenig, daß er meine Achillesferse getroffen hatte.

„Du hast von jeher eine böse Zunge gehabt", warf ich den Kopf zurück, „und wenn sie hundert Löwen zugleich frei in der Arena umherspazieren ließen, würde mich das nicht zurückschrecken. Heute ist der einzige passende Tag — morgen muß ich zum ‚Lohengrin', Freitag — na, kurz und gut, wollt Ihr mir nun den Gefallen tun oder nicht?"

„Gewiß, gewiß, Kousinchen!" sagte Vetter Carl; und wenn Bruder John auch recht mürrisch dreinschaute — er pilgerte mit zum Zirkus.

Ich mochte ihn wohl, den Vetter Carl, und wenn ich schon einmal dem Mißgeschick einer Heirat verfallen sollte, so hätte ich jedenfalls in seiner Gesellschaft das Unglück noch am allerbesten ertragen mögen. Wir saßen im Zirkus.

Ja, Herr Leutnant, dachte ich für mich, schauen Sie sich nur gerne so schmachtend um und drehen Sie immerhin Ihren Schnurrbart. Ihr bunter Rock reizt mich durchaus nicht, und wenn ich meinem Vetter Carl auch einen Korb gegeben habe, er ist mir doch noch lieber als ein Dutzend Ihrer Sorte!

„Hm — der arme Vetter. Sonst sieht er immer so keck aus, und heute so melancholisch — er scheint es sich doch zu Herzen genommen zu haben. — Aber pah — ich heirate nun einmal nicht!"

Dann nahm der Gang der Vorstellung meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch — hier die graziösen Reiterinnen, da die feurigen Trakehner, dann das zwerchfellerschütternde Treiben der Clowns und die dressirten Ziegen, und nun — nun sollte die zweite Abteilung beginnen, die Feerie!

Ich warf einen Blick auf die untere Hälfte des Programms.

Himmel — was war das?

„Wegen Erkrankung der Miß Cook, und — kurz — keine Feerie — dafür Vorführung der sechs Löwen."

„Carl, John!" wendete ich mich zur Rechten und Linken — wollen wir nicht aufbrechen?"

„Aufbrechen?" fragte Carl, „ich begreife Dich nicht. Jetzt beginnt doch die Feerie — das Beste kommt ja erst!" — Er besaß keinen Zettel, John auch nicht. Heimlich ließ ich das Programm zerknittert zur Erde gleiten. Sie durften nicht den Grund meines Aufbruchs erfahren.

Ich erhob mich lautpochenden Herzens. Im nächsten Augenblick konnte das Signal zum Beginn der zweiten Abteilung der Vorstellung ertönen.

„Aber ich langweile mich!" sagte ich — „kommt, laßt uns gehen!"

John legte gewichtig seine Hand auf Vetter Carls Arm: „Carl, nun sage ich Dir aber ernstlich, Du gibst nicht nach! Das ist schon mehr als Bizarrerie! Erst wird man förmlich mit Invektiven überschüttet, weil man nicht sofort nach ihrer Pfeife in den Zirkus tanzen will, und nun, wo man hier kaum warm geworden —"

„Ich finde Deine Laune auch sonderbar, Martha!" fügte der Vetter hinzu, und ein ernster Blick, der ihm übrigens recht gut stand, glitt über mein Angesicht, daß ich tief erglühte. „Sag' mir wenigstens einen plausiblen Grund!"

„Das halte ich für unnötig!" trotzte ich — „wollt Ihr nun mitgehen oder nicht?"

„Nein!" sagte Carl so bestimmt, als ich es nie aus seinem Munde vernommen. „Ich habe keine Neigung, jeder Deiner Launen nachzugeben."

Ich biß die Zähne zusammen und ließ mich wieder auf meinen Sitz nieder. Allein konnte ich meinen Platz nicht verlassen, ohne allgemeines Aufsehen zu erregen.

Der Leutnant hatte unser Gespräch wohl vernommen. Mit einem gewissen maliziösen Lächeln fixirte er mich. John schaute mich verlegen von der Seite an. Vetter Carl blickte gegen die Decke.

Finster und stumm saß ich da, ängstlich die Blicke auf jene Stelle gerichtet, durch welche die Einfahrt des Käfigs mit den gefürchteten Löwen erfolgen mußte. Eine Reihe banger Minuten, mir eine Ewigkeit, verrann. Mein Puls stürmte, kalter Schweiß bedeckte meine Stirn. Da ertönte das Glockensignal. Nun mußte der Vorhang aufgehen. Krampfhaft umklammerte meine Hand die Lehne des Sessels. Da grollte das furchtbare Brüllen eines Löwen hinter der Szene.

Ich war vor Angst kaum noch Herr meiner Sinne, nur noch ein Gedanke beherrschte mich — mich dem Anblick der furchtbaren Raubtiere zu entziehen.... Mein Sitz war nur wenige Schritte vom Eingang entfernt. Entschlossen sprang ich auf und mit einem kurzen, flüchtigen Schritt befand ich mich — entsetzlich — den Löwen gegenüber.

Ich hatte nicht gewußt, daß die Einfahrt des Riesenkäfigs durch den Haupteingang stattfand.

Aufkreischend, halb sinnlos taumelte ich zurück, gegen die Barriere.

Da fühlte ich mich plötzlich von zwei Armen fest umschlungen — es war Vetter Carl, festen Schrittes führte er mich hinaus. Ich schluchzte tief auf und preßte mich an ihn und rief in meiner furchtbaren Angst:

„Carl, Carl — ich kann ja die gräßlichen Tiere nicht sehen!"

„Also das war's, Du armes Häschen!" sagte er und strich mir über die heißen Wangen. „Warum hast Du das denn nicht gleich gesagt, dann wäre ich ja längst mit Dir gegangen?"

Im Zirkus ertönte ein Schuß. Ich klammerte mich wieder an ihn.

„Beruhige Dich, Martha!" sagte er, — „Dir geschieht nichts, ich bin ja bei Dir."

Und — ich fühlte mich beruhigt und sicher in Vetter Carls Schutz.

„Das war zum Kranklachen!" kicherte John, während hinter uns im Zirkus die anderen Löwen brüllten, „eine Komödie in der Komödie! Was nun blos Welters und Meinaus, die in unserer Nähe saßen, dazu sagen, daß sie Dich so intim in den Armen Carls gesehen haben!"

„Nun!" — antwortete ich trotzig, „ich werde ihn doch als seine — seine — — nun ja, als seine Braut umarmen dürfen, nicht wahr, Carl? Oder willst Du mich nun nicht mehr haben, weil ich so gar keine —".

Vetter Carl ließ mich nicht ausreden, er schloß mich erstickend fest in seine Arme, und seine sonore Stimme schien zu zittern, als er mir ins Ohr sagte: „Martha, mein süßes Leben!"

„Gott sei Dank!" sagte Bruder John — „daß Ihr so weit seid! Ich werde den Löwen einen Salamander reiben!"

Im „dunkelsten" Kanada.

Wer noch Abenteuer in Nordamerika wünscht, wie die Pioniere sie seinerzeit bestanden haben, der braucht nur einen aufmerksamen Blick auf eine gute Karte von Kanada zu werfen, um sich zu überzeugen, daß er auch heute nicht ganz zu spät für solche Gelegenheiten gekommen ist.

Die kanadischen Felsgebirge sind heute fast genau das, was die amerikanischen Felsgebirge zu der Zeit waren, als Leutnant John C. Fremont sie „entdeckt." Nur ein sehr kleiner Teil dieser weiten Regionen ist jemals wirklich erforscht und studiert worden. Namentlich gilt dies von den großen nordwestlichen Territorien und auch noch von einem bedeutenden Teil der Provinz Alberta. Die Quell-Gewässer des Athabasca-Flusses sind eine noch fast völlig unbekannte Welt; und im Tale des Friedens-Flusses kann man so vollkommen wildes Land finden, wie es nur jemals einer der amerikanischen Vorväter zu schauen das Vergnügen hatte!

Auch ist der Reichtum dieser Gegenden an Mineralien, Pelzen und Stammholz noch ein großer. Und der Friedens-Fluß liegt heute New York näher, als der Rio Grande vor einem halben Jahrhundert war! Bis zum Ausbau ganz neuer Transport-Linien werden diese Weltwinkel wild bleiben.

Frau Myrtle Rinker, die Gattin eines Viehzüchters der Umgebung von Miles City, Mont., wurde nach dem Irrenhospital in Warm Spring gebracht, weil sie im Bureau des Countyanwalts Hunter erschien, um mit ihm über eine Rechtsfrage zu beraten, und dabei unter ihrem Umhang eine große Holzfäller-Axt mitgebracht hatte.

Wie eine Oper entsteht.

Musikalische Ausplauderei von **Theodor Krause.**

„Wie wird denn das dahinten gemacht?" frug ein vierjähriger, auf den Knieen seines Vaters postirter Knabe vor den herrlichen Transparentbildern des Vereins Berliner Künstler, und strebte kräftig nach dem verhüllten Raume. Wichtiger als alle aufgewendete Kunst der Poesie, der Malerei und der Musik, als aller schöne Schein und Klang war diesem Kinde die unsichtbar wirksame, bewegende Kraft. Mir in meiner Kindheit genügte die Wirkung, ich forschte gar nicht nach der Ursache. Und so sind die meisten Kinder. Und es ist besser so. Glücklich, wer in einer gewissen kindlichen Genügsamkeit befangen bleibt.

Vor dem nüchternen Verstand, dem frühreifen Fragen nach dem Warum und Wie fliehen die Musen wie vor einem Erstarrung wirkenden Medusenhaupte. Bedauernswerter, der sich erst befriedigt findet, wenn ihm alle handschriftlichen Korrekturen eines Dichtwerkes, alle Skizzen zu einem Bilde und alle Entwürfe zu einer Musik vorliegen! Muß man die Rose schon als Knospe gekannt haben und sie erst zerblättern, ehe man die Schönheit der Entfalteten anerkennt? Und einer aufgeblühten Rose vergleiche ich jenes Kunstwerk, für welches alle Künste, voran die Dichtung, die Musik und die Malerei, gleichmäßig wirksam sind, die Oper.

Wie sie entsteht? Göthe sagte von dem Gewaltigsten unter den Kirchenkomponisten: „Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie es wohl in Gottes Busen sich kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben." Den schaffenden Geist zu belauschen ist dem Sterblichen nicht vergönnt. Kurze Notizen des Dichters, flüchtige Linien des bildenden Künstlers lassen sich noch verhältnißmäßig leicht auf das Fortspinnen des Gedankens, auf die langsam sich vollziehende Herausschälung der Idee deuten; die Vorarbeit des Musikers aber bleibt nur ihm selbst verständlich oder rückt ganz in das Dunkel, wenn, wie so häufig, die Musik ohne jede Notiz fertig wird und nun nur geschrieben zu werden braucht. Die anregende Gewalt einer Empfindung, die in der Stunde der Konzeption das ganze Wesen des Komponisten überwältigt, und nur diese allein ist es und soll es sein, die ein Tonwerk erzeugt, und die schon in Tönen sich offenbart, ehe noch ein äußerlich hörbarer Ton angeschlagen wurde. Nach dieser Seite läßt sich nichts sagen, nur ahnen.

Aber wir können das Arbeitszimmer des Komponisten im Geiste betreten und können beobachten, wie die zu einer Oper erforderlichen Arbeiten vom ersten Entwurf bis zum endgiltigen Abschluß aufeinander folgen. Die erste Frage ist immer die nach einem geeigneten Text. Sie ist in den meisten Fällen die entscheidende, sowohl für Aufnahme und Fortgang der Arbeit, als für den Erfolg. Auch die herrlichste Musik wirkt und, bedeutet nichts ohne die Unterlage eines ächt dramatischen, in irgend einer Richtung unzweifelhaft wirksamen und dankbaren Stoffes. Mendelssohn mußte dahinsterben, ohne daß sein ungestümes Verlangen nach einem guten Libretto Erfüllung gefunden, ohne daß das eifrige Suchen seiner Freunde zum Ziele geführt hätte. Nicht selten ist eine musikalisch-dramatische Kraft zu jahrelanger Pause verurteilt, weil die passende Dichtung sich nicht finden will, weil die Genies unter den Textdichtern so selten sind, wie die Genies überhaupt. Welche Bühnenkenntniß und welche Vertrautheit mit dem Wesen der Oper bei Männern wie Metastasio, da Ponte und Scribe, denen wir die Bücher zu „Figaro", „Don Juan" und den meisten Meyerbeerschen Opern verdanken! Und wie wächst von diesem Standpunkte aus die Bedeutung Richard Wagners, der, ein echter Dichterkomponist, seine Texte selbst schrieb? Ich bin deß Zeuge, wie Heinrich Hofmann, der in Berlin lebende Komponist von „Armin", „Aennchen von Tharau", „Donna Diana" sich um seine Texte hat mühen müssen, und wie weder Felix Dahn, noch Roderich Fels, noch Moreto ihm die Hauptsorge abnehmen und die Bühnengerechtigkeit und Bühnenwirksamkeit sichern konnten. „Donna Diana" war gefunden gewählt und (von Wittkowsky) zurechtgeschnitten. Etliche bühnenkundige Freunde wurden herbeigerufen und um ihr Urteil über das Einzelne und über das Ganze befragt. Nach etlichen Strichen und Aenderungen wurde das Buch Herrn v. Hülsen, dem Generalintendanten, und von diesem wiederum dem Dramaturgen der Königlichen Oper, Dr. Titus Ulrich, vorgelegt. Erst nach einer Aeußerung der Befriedigung von dort und nachdem die Einleitung zum Druck des Textes erfolgt war, ging der Komponist an die Arbeit.

In bunter Folge, ganz wie die häufig wechselnde Stimmung es dem Künstler eingab, las und studirte, ja memorirte Hofmann die verschiedensten Nummern des Werkes, heute eine Arie, morgen ein Duett, ein Ensemble, ein Finale. Am leichtesten und längsten machte er Halt bei dem Charakter des ebenso liebenswürdigen als leichtlebigen Perin; dieser Figur gab er Geist von seinem Geist und sie wurde allmählich auch diejenige, welche der Oper die Physiognomie als „komische" machen half. Es ist bekannt, wie erstaunlich schnell Hofmann arbeitet, eine Eigentümlichkeit, die ihm nicht selten verhängnißvoll geworden ist. Aber gerade darum, weil er im Tempo der Arbeit, in der Findigkeit und Gestaltungsgabe, in der schnellen Erfassung einer den Worten entsprechenden Melodie und ihrer instrumentalen Einkleidung vor anderen Komponisten etwas voraus hat, eignet er sich vortrefflich für unsere Beobachtung. Er skizzirt ausschließlich mit dem Bleistift. Wie elektrisirt zuckt die Hand über die Notensysteme, die immer in der für die Partitur nötigen Zahl, also für die Sing- und die Orchesterstimme zugleich benutzt werden. Das schließt nicht aus, daß auf manchen Blättern für das unbewaffnete Auge kaum mehr zu erkennen ist, als Taktstriche und hie und da etliche Punkte, während sich an anderer Stelle dann wieder einmal eine wichtige Stelle für die Hörner oder für die Streichinstrumente in aller Vollständigkeit, selbst mit den Vortragszeichen ausgeschrieben findet. Man sieht, wenn ein Opernkomponist mit seinem Genius Zwiesprache hält, so dringt eine Fülle der Gesichte und der herrlichsten Klänge auf ihn ein; er sieht nur ideale Gestalten und hört nur ideale, zarte Flüsterlaute. Kein Wunder, wenn es ihn verdrießt, aus der Gesellschaft seiner Geister durch eine profane Pflicht, durch die Tischglocke oder durch einen Besuch gestört zu werden. Manchen wirft ein solches Dazwischenkommen aus allen Himmeln, jedenfalls aus seinem Gleichmut; Hofmann jedoch erfreut sich einer so glücklichen Gemüts- und Geistesverfassung, ist so gut- und langmütig, daß der oberflächliche Beurteiler recht wohl auf den Gedanken kommen kann, dieser Komponist habe immer viel Zeit und wenig zu tun.

Nach den Tagen der eigentlich schöpferischen Tätigkeit folgen dann die schlimmen harter Arbeit. Auch der beste Gehilfe, auch ein Süßmeyer, wie er Mozart zur Seite stand, würde vergeblich sich bemühen, aus dem Notizenwust eine ordentliche Partitur zu gestalten. Das muß der Meister leider selbst tun, und diese ebenso ernüchternde als quälerische Arbeit des Notenschreibens ist es, welche die freudloseste Zeit im Leben jedes Komponisten bezeichnet. Nach vielem Seufzen sind die ersten Bogen vollendet, wandern zum Notenschreiber, werden schön kopirt, vom Autor durchgesehen und endlich für fertig erklärt. Szene reiht sich an Szene; endlich ist das letzte Finale und ist auch die Ouvertüre fertig. In festem Einband tritt die Partitur ihre Reise zum Theater an. Nach sorgfältiger Prüfung durch die Sachverständigen erfolgt günstigen Falles die Annahme zur Aufführung. Sofort werden die Rollen und die Orchesterstimmen ausgeschrieben, natürlich auf Kosten des Theaters. Die Verteilung der Rollen kann für den Erfolg des Werkes von höchster Bedeutung sein. Da nicht selten dem Komponisten bestimmte Sänger vorschwebten und so einen gewissen Einfluß auf das Einzelne der Rolle übten, so nimmt die Theaterverwaltung billige Rücksicht auf die Wünsche des Autors. Vorher ist vielleicht schon wegen Druck und Verlag des neuen Werkes ein Abkommen getroffen, und der Verleger verlangt nun die Bearbeitung eines Klavierauszuges, der nicht nur die Einführung beim Publikum vermitteln und erleichtern, sondern auch dem Einstudiren am Klavier zur Hilfe kommen soll. Die Proben sind bereits angesetzt. Die Kapellmeister und Repetitoren haben mit den Solisten vollauf zu tun, während der Chordirektor die Chöre einübt. Von diesem Teile der Arbeit findet sich bei den Unbeteiligten in der Regel gar keine oder eine falsche Vorstellung. Wagners „Meistersinger" erforderten bei der Königlichen Oper in Berlin nicht weniger als 86 Ensemble- und Vollproben, von denen Verfasser dieses behufs genauen Studiums 22 besuchen durfte. Wie die Sänger, so proben auch die Orchestermitglieder in Gruppen und in Gemeinschaft, doch immer noch nicht auf resp. vor der Bühne. Ehe ein Akt zur ersten Bühnenprobe reift, bedarf es vieler Arbeit.

Gleichzeitig mit den Einzelproben setzt die Arbeit des Maschinenmeisters, des Dekorationsmalers, des Kostümschneiders und wohl gar des Waffenschmieds ein. An die Ausstattung zu Aberts „Ekkehard" wandte unsere Verwaltung nicht weniger als 40,000 Mark, eine Summe, welche durch die (ich glaube drei) Aufführungen des Werkes natürlich nur in einem geringen Bruchteile gedeckt wurde. Hat das Ballett in der neuen Oper zu tun, so bereitet der Ballettmeister zu der vom Komponisten geschriebenen Musik und unter Berücksichtigung der Angaben des Textbuches die erforderlichen Tänze, Pantomimen, Aufzüge usw. vor. In einem „Szenenbuche" findet der Regisseur alle auf die Vorstellung bezüglichen, mit größter Gewissenhaftigkeit zusammengestellten Anmerkungen, aus denen zu ersehen ist, wann und wo ein Sänger, eine Dekoration, ein bestimmtes Möbel zur Stelle sein, von wo ein Auftritt erfolgen und wohin ein Abgang dirigirt werden muß.

Endlich beginnen die Bühnenproben unter allgemeiner Beteiligung. Oft nimmt ein einziger Akt mehrere Tage in Anspruch, und nebenbei dürfen die Proben für das laufende, von Woche zu Woche bestimmte Repertoire nicht vernachlässigt werden. Während das Orchester Note für Note spielt, begnügen sich die in Mantel und Hut auf der Bühne erscheinenden Solisten zunächst noch mit dem sogen. „Markiren" ihrer Rolle, haben auch wohl, um dem Gedächtniß nachzuhelfen und dem Souffleur nicht das Leben gar zu schwer zu machen, die Notenblätter noch zur Hand. Die Generalprobe endlich hat durchaus den Wert einer Aufführung und findet bei voller Beleuchtung auch des in den Aktproben finsteren Zuschauerraumes statt. Welche Freude für den Komponisten, sein Werk bis hierher gediehen zu sehen! Die Sänger sind mit Hingebung bei der Sache, das Orchester spielt über alle Erwartungen schön, und auf der Bühne „klappt" Alles. Da wird dem Glücklichen der erste Tropfen Wermut in den Freudenbecher geschüttet. Eine Länge muß beseitigt, eine Arie, eine ganze Szene gestrichen werden. Blutenden Herzens sieht der Autor, wie sein Werk zerfleischt wird. Es sind gewichtige Stimmen, die sich für die Kürzung erheben und so — duldet er still. Der Sonnabend vergeht; für den Montag ist die Erstlingsvorstellung bereits angekündigt. Aber mit der Bühne Mächten ist kein fester Bund zu flechten. Der ersten Sängerin ist eine nach ihrer Meinung äußerst wirksame Arie gestrichen, und so wird sie, die Aermste, vom Aerger krank. Also: rote Zettel mit der Absage. Endlich, endlich am Mittwoch die Aufführung! Welch' ein unbeschreibliches Glück, herausgerufen und gut kritisirt zu werden! Aber — die andere Möglichkeit! Woher soll nach einem Mißerfolg die Kraft zu neuer Arbeit kommen? Getrost! Wer sich der Gottheit mehr als andere Sterbliche nähern darf, um göttliche Strahlen auf die Erde zu leiten, der kennt die ewige Quelle seiner Kraft. —

Eine Tragödie.

Von **Georg Bötticher.**

Es war an einem Juniabend, als sie sich kennen lernten. Das Ereigniß ging auf dem Hofe vor sich, in den der Student vom vierten Stock soeben den Knochen einer Kalbskotelette geschleudert und just dieser Knochen war's, der die Bekanntschaft herbeiführte.

Schripps hatte bis dahin ein zurückgezogenes Dasein geführt. Einer Familie entstammend, die durch unzählige Kreuzungen jeden Anspruch auf Rasse verscherzt hatte, war er seit Eintritt in die verständigen Jahre wenigstens immer bestrebt gewesen, in Schnurrbart und Schwanzquaste den Charakter eines Pintschers zu wahren, ein Charakter, auf den ihn die Natur noch am ehesten hinwies. Freilich gelang ihm dies bei den bescheidenen Mitteln, die ihm das Geschick verliehen, nur höchst mangelhaft. Und überhaupt, um es gleich zu gestehen: Schripps war nicht schön. Er hatte einen auffallend dicken, vieredigen Kopf, ein sehr großes und ein sehr kleines Auge; ein rötlich-borstiges Fell und lahmte auf der linken Hinterpfote. Triumphe über weibliche Wesen waren ihm deshalb von früh an versagt geblieben, wodurch sich indessen, wie natürlich, eine schöne Innerlichkeit bei ihm ausgebildet hatte. Edle Resignation leuchtete aus seinem großen linken Auge; das rechte, ohnehin sehr kleine, war durch einen widerspenstigen Haarbüschel den Blicken des Beschauers entrückt und auch Schripps wußte nicht viel damit anzufangen.

Als Gefährte eines alten Junggesellen lebte er selbst gleich einem solchen: von der Gesellschaft gänzlich zurückgezogen. Kühl und teilnahmslos humpelte er an den Stammesgenossen vorüber, die Treppen hinauf und hinab, Annäherungsversuche wohl duldend, aber nie erwidernd. Allerdings gab es auch für Schripps, einen Mann in den besten Jahren, Stunden, wo ein dumpfes Gefühl der Leere ihn an das Fehlen einer Seelengefährtin erinnerte. In einer solchen Stunde hatte er einst „Sie" bemerkt. Sie lag auf dem Fensterbrett in der ersten Etage, die ihre Herrschaft erst gestern bezogen, und blickte gelangweilt in den Hof hinab, wo Schripps in der geschilderten trostlosen Stimmung eben sein einsames Junggellenmahl einnahm.

So erschaute er sie und ein gewisser melancholischer Zug um ihre inneren Augenwinkel hatte zur Folge, daß sein altes verprömmeltes Junggesellenherz in eine nie vorher empfundene Aufregung geriet. Mit dem Instinkt der Unglücklichen erkannte er, daß auch sie unglücklich sein müsse. Und in der Tat verhielt es sich so. Ein, sagen wir: ungewöhnlicher Mangel an äußeren Reizen hatte sie — in dieser Hinsicht Schrippsen ähnlich — freundlos durchs Leben wollen lassen. Dieser Mangel lastete gleich einem Alp auf der in den reiferen Jahren befindlichen Dachsjungfrau. Ihre Figur, wenn sie sonst einmal eine gehabt hatte, war in erschreckender Weise aus der Fasson gegangen und das in Falten sie umschlotternde Fell machte den betrüblichen Eindruck, als wenn die Motten drin gehaust hätten. Ja, Iduna—bei allem Respekt vor der Galanterie muß es gesagt werden — war noch häßlicher wie Schripps, und der Scharfsinn des letzteren sagte ihm, daß, wenn irgendwo, hier etwas zu machen sein würde.

Seit jenem Augenblicke trug Schripps den Gedanken einer Annäherung mit sich herum, aber sein scheues Junggesellenwesen ließ ihn immer wieder vor der Ausführung dieses Gedankens zurückschrecken.

Da kam der Juniabend, und Schripps, der mit heimlicher Wonne beim Betreten des Hofes die Anwesenheit der Geliebten wahrgenommen, schwor sich, heute oder nie das längst Ersehnte zu wagen.

Er war schon drei, vier Mal im Hofe ringsherum gehinkt, immer den Blick seines guten Auges auf die Dachsjungfrau gerichtet, die mit unsäglich wehmütigem Ausdruck in der Mitte des Hofes lagerte — als der Kotelette-Knochen in heftigem Schwung sein Ohr berührend, neben ihm herniedersauste.

Instinktiv hatte Schripps' zugeschnappt, sogleich aber den Knochen wieder freigegeben, als er bemerkte, daß Iduna auf ihren kurzen Beinchen langsam und schweifwedelnd sich demselben näherte. Schripps humpelte rücksichtsvoll etwas weiter von dem Knochen ab, was Iduna, nicht ohne freundlichen Seitenblick auf Schripps, veranlaßte, sich des Leckerbissens nunmehr zu bemächtigen. Aber erst als die Dachshündin eine geraume Zeit knirschend und knackend über dem Knochen geweilt und sich wiederholt behaglich die Mundwinkel geleckt hatte, wagte Schripps jene Begrüßung vorzunehmen, die unter gebildeten Hunden unter dem Namen „Beschnüffeln" allgemein gebräuchlich ist. Schripps entledigte sich dieser gesellschaftlichen Form mit einer Decenz, die ihm ein verächtliches Geknurr eines Fleischerhundes, der eben zum Hofe hereinschaute, eintrug.

Aber die Bekanntschaft war gemacht.

Iduna und Schripps durften sich seitdem als verlobt und nach halbstündigem Brautstande als vermählt betrachten.

Ein neues Leben ging für beide auf. Er trug jetzt Schnauzbart und Schwanzquaste mit sichtlicher Koketterie nach den berühmten Mustern eleganter Rassepintscher und sein Benehmen gegen zwei- und vierfüßige Hausbewohner war von einer früher an ihm nie beobachteten Bonhomie.

Iduna aber verlor zusehends das verschrumpfte, altjüngferliche Aeußere, ihre Gestalt erhielt eine wohltuende Rundung, das Fell glättete sich und wurde gleichmäßig glänzend und Schrippsens gutes Auge leuchtete, wenn er zur traulichen Dämmerstunde diese Reize wahrnahm.

Der Unglückliche ahnte nicht, daß gerade die günstige äußere Veränderung der Geliebten, die er selbst durch seine Liebe hervorgerufen, ihm noch verhängnißvoll werden sollte.

Da fand er eines Abends Iduna vor der Haustür in Gesellschaft eines weißen Windspiels, das in verdächtiger Vertraulichkeit um sie herumschnüffelte. Der Weiße floh zwar augenblicklich vor dem unwilligen Geknurr des Ehegatten, aber böse Ahnungen wollten seitdem das nun einmal mißtrauisch gewordene Gemüt Schrippsens nicht mehr verlassen.

Und eines Nachmittags ereignete sich das Ungeheuerliche, von Schripps längst Befürchtete! Von einem Spaziergange, den er aus Gesundheitsrücksichten unternommen, heimkehrend, fand er an dem Prellstein des Hauses — das Haus war ein Eckhaus — die nur einem Mitglied seines Geschlechts erkenntlichen Spuren Idunas und jenes weißen Nebenbuhlers, die, wie er augenblicklich konstatirte, nach der Haustür zu verliefen, nach der Haustür, die leider — geschlossen war! Iduna und der Weiße — das sagte ihm auf das Unzweifelhafteste sein Geruchssinn—im Hofe! Vermutlich allein im Hofe!! Und keine Möglichkeit, in diesen Hof zu kommen! — Die Türe, welche von der Straße ins Haus, wie auch die, welche vom Haus in den Hof führte, hatte jenen jetzt fast allgemein üblichen pneumatischen Verschluß, eine Erfindung, die von allen Hunden aufs tiefste gehaßt wird. Macht sie es doch diesen unmöglich, selbst wenn die Türe angelehnt ist, ohne menschliche Hilfe hinein oder hinaus zu gelangen! Und augenblicklich war die Haustür noch dazu fest verschlossen! — Schripps geriet in eine unglaubliche Aufregung. Vergebens sah er sich überall nach einem helfenden Menschenkind um. In fiebernder Hast hüpfte er auf seinen drei Beinen ums Eck nach dem zweiten Eingang, den das Haus dort besaß; auch dieser war geschlossen! Schripps jagte wieder zurück und wieder nach der anderen Türe. So trieb er's wohl eine Viertelstunde lang. Endlich klinkte jemand auf der einen Haustür, und Schripps, der sich gerade auf der entgegengesetzten Seite des Hauses befand, dessen Gehör aber in diesem Augenblick für den leisesten Laut sich empfänglich zeigte, flog heulend dahin. Er achtete nicht darauf, daß es der Quartaner aus dem dritten Stock war, dem er sonst vorsichtig auszuweichen pflegte, von wegen der Fußtritte, mit denen dieser junge Mann ihm gegenüber ungemein freigebig zu sein pflegte, heute kümmerte ihn das nicht, er rannte wie toll hinterdrein, machte aber sogleich wieder Kehrt, als er nach wenigen Sprüngen erkannte, daß auch die Hoftür festgeschlossen war. Fiebernd nahm er sein ruheloses Wandern von Haustür zu Haustür wieder auf und setzte sich endlich, ermattet und zugleich furchtbar erregt, das gute Auge starr nach dem Hofe gerichtet, vor den gewohnten Hauseingang, in kurzen Intervallen dumpfe Knurrlaute ausstoßend.

So mochte beinahe eine Stunde vergangen sein, als die Haustür von innen geöffnet ward. Schripps stimmte ein fürchterliches Freudengebell an, flog, wie aus der Pistole geschossen, durch die Oeffnung nach der Hoftüre zu, als er aber diese immer noch geschlossen fand, sprang er in tollen Sätzen, laut kläffend die Treppen hinauf bis in das zweite Geschoß vors Logis seines Herrn, kratzte dort wütend an die Tür und jagte an der ihm öffnenden erschreckten Haushälterin vorüber, den Flur entlang nach der Küche, wo er auf den Küchentisch und von da auf das Brett des nach dem Hof führenden, offenstehenden Fensters sprang.

Was Schripps von da oben erschaut hat, ist nie recht ermittelt worden; es muß aber etwas Fürchterliches gewesen sein, denn im nächsten Augenblick ist er mit einem mark- und beinerschütternden Klagegeheul in den Hof hinabgesprungen, wobei ein eiserner Topf voll heißer Milch, der dort zum Abkühlen stand, mit hinunterging.

Der Hausmann und der alte Schlosser Lampe, die beide auf den Lärm hin in den Hof eilten, bemerkten ein entsetzt flüchtendes weißes Windspiel und fanden Schripps, jämmerlich von dem Fall und der kochenden Milch zugerichtet, winselnd neben der toten Dachshündin liegen, der der eiserne Topf das Rückgrat zerschmettert hatte.

Schripps erholte sich wieder, und noch heute wandelt er unter den Lebenden. Aber er ist ein anderer geworden. Mürrisch und abweisend knurrend humpelt er seines Weges unter gänzlicher Vernachlässigung seines durch den Fall und die Brandwunden noch reizloser gewordenen Aeußern. Sein Herzensleben ist erstorben: Damenbekanntschaften meidet er wie die Pest. Ach, in seiner ethischen Weltanschauung ist ein grauenhafter Umschwung erfolgt! Der schlimme Ausgang der einzigen Liebesangelegenheit seines Lebens hat ihn zum Cyniker umgewandelt. An die Stelle edler Entsagung ist eine fast verbrecherische Wertschätzung materieller Genüsse getreten: Die Fleischer der Nachbarschaft wissen davon zu erzählen!

Nach dem Diner.

Skizze von H. v. Beaulieu.

Man hatte gut gegessen und noch besser getrunken, und da war man sehr natürlich auf den Mordprozeß zu sprechen gekommen, der zur Zeit alle Welt beschäftigte. Es schaudert sich so angenehm vor einem Verbrechen bei Mokka und Curacao.

Aber ein junger Rechtsanwalt meinte: „Wir tun Unrecht, uns vor Wortgespenstern, wie z. B. vor dem Worte Mörder, zu entsetzen. Denn was ist ein Mörder anders als irgendeiner, bei dem durch besondere Verknüpfung der Umstände etwas zur Tat wird, was als Anlage und Möglichkeit in uns allen ruht."

„Sie meinen, in jedem von uns stecke ein verborgener Mörder?" fragte der Hausherr mit ironischer Verbindlichkeit.

„Ja, das meine ich. In jedem, auch dem Besten von uns, steckt ein Mörder. Um ihn hervorzulocken, bedarf es bei den verschiedenen Menschen natürlich Reizungen von sehr verschiedener Art und Stärke, und im Leben vieler tritt diese Reizung glücklicherweise überhaupt nie ein. Und doch ist sie vielleicht einer größeren Anzahl von Menschen bekannter, als man gewöhnlich ahnt".

„Gefährliche Anschauungen das," murmelte der Hofprediger und trank betrübt das dritte Glas Likör.

Ein Bankier jedoch, ein gebildeter, moderner Mann, wiegte verständnißvoll sein blankes Haupt und meinte, an der Behauptung des Rechtsanwalts sei unleugbar etwas Wahres. Die menschliche Psyche habe Abgründe . . . Hiergegen . . . jedoch . . . anderseits . . . In dieser Schroffheit hingestellt, sei die Behauptung zu paradox. Denn es gäbe doch wirklich Menschen, die keiner Fliege etwas zu leide tun könnten. — Sein freundliches Lächeln ließ keinen Zweifel darüber, daß er diesen harmlosen Menschen zuzuzählen sei.

„Man hat ja auch im allgemeinen so wenig Grund, eine Fliege zu hassen," sagte der Rechtsanwalt, „es sei denn, sie stören unseren Mittagsschlaf. Denn darum handelt es sich doch ganz einfach: ob man Grund hat, jemanden zu hassen. Ein ordentlicher Haß ist ein Mord in der Gesinnung! zur Tat kommt es in unserm zivilisirten Zeitalter verhältnißmäßig selten, weil es für den Täter unangenehme Folgen haben kann und überhaupt untunlich ist."

Die Hausfrau bat mit Emphase, man möge doch um Gottes willen aufhören, von so gräßlichen Dingen zu reden.

Aber gräßliche Dinge sind gar zu anziehend für Leute, die ein gutes Diner im Magen haben und sich im Besitze tadelloser Grundsätze so sicher fühlen wie jemand, der von einer festen Brücke in einen reißenden Strom hinabschaut. Besonders die Damen, und von ihnen wieder besonders die blumenhaft zarten eleganten Luxuswesen, hatten vor Angeregtheit gerötete Wangen und leuchtende Augen.

Eine niedliche Hellblondine mit einem naiven Stumpfnäschen im rosigen Kindergesicht meinte, es käme doch immer auf die Motive an. Ein Mord aus persönlichem Haß sei niedrig und verwerflich, aber eines Mordes aus edlen, heroischen Motiven würde sie sich wohl für fähig halten, denn sie habe schon als Schulmädchen für Charlotte Corday geschwärmt. Wenn der Rechtsanwalt so etwas meinte . . .

Aber „so etwas" meinte der Rechtsanwalt ganz und gar nicht. Er meinte den ganz gewöhnlichen, unheroischen Mord.

„Nee, Herr Rechtsanwalt, das geht zu weit!" sagte ein großer, apoplektisch aussehender Herr mit dröhnender Stimme. „Einen Menschen aus Notwehr töten oder im ehrlichen Zweikampf, dazu kann der friedlichste und gutherzigste Mensch" — auch hier war niemand im Zweifel, daß der Sprecher sich selbst meinte — „kommen. Aber morden? Nein!! Es gibt denn doch eine ganze Menge Menschen, zu denen ich meine Wenigkeit rechne, die dessen unter keinen Umständen fähig wären. Unter keinen Umständen!!" wiederholte er noch lauter und sah sich beifallheischend im Kreise um. Und alle Gutgesinnten nickten ihm zu.

„Wollen Sie auch am Ende behaupten, Herr Rechtsanwalt, daß jeder Mensch des Gattenmordes fähig sei?" fuhr der apoplektische Herr fort mit dem von leisem Mitleiden gemilderten Triumph dessen, der einen Gegner glänzend abgeführt und niedergeworfen hat.

„Ich meine allerdings, je enger Menschen durch die Verhältnisse aneinandergekettet sind, desto mehr Möglichkeit und Gelegenheit, aneinander zu leiden und durch dieses Leiden zum Haß geführt zu werden. Fremde Leute hat man keinen Grund zu hassen."

„Ausgezeichnet!" sagte der apoplektische Herr mit ironischer Verwunderung. Und zu dem neben ihm stehenden Bankier wiederholte er parodistisch: „Fremde Leute hat man keinen Grund zu hassen. Goltvoll."

Doch der zuckte konziliant die Achseln und meinte: „Nun, so ganz ohne . . ."

Aber die Entrüstung des zarten Geschlechts wandte sich stürmisch gegen den Rechtsanwalt. Besonders empört waren die nicht mehr jungen, unverheirateten Damen. Sie wußten zu genau, daß sie eines Gattenmordes unter keinen Umständen fähig gewesen wären.

„Die Frau Majorin hat sich ja noch gar nicht geäußert," sagte der Hausherr. „Was meint denn die Frau Majorin?"

Ein mehr oder weniger unterdrücktes Lächeln ging über die Züge der Anwesenden. Denn die Frau Majorin gehörte zu den guten Frauen, die niemals etwas meinen.

„Meine liebe Therese ist immer der Meinung ihres Mannes," erklärte der apoplektische Herr mit selbstsicherer Ueberlegenheit.

Die verblühte, schlecht angezogene Frau hob das blasse Gesicht, das den geduldig stumpfen Ausdruck überbürdeter Lasttiere hatte, zu dem Frager.

„O, ich kann begreifen, daß man jemanden morden kann," sagte sie schnell mit klangloser Stimme, die sonderbar mit der kühnen Bemerkung kontrastierte.

Alle lachten oder lächelten, denn es war zu klar, daß die gute Majorin durchaus nicht „begriff", sondern daß ihr Ausspruch nur eine jener belanglosen Torheiten war, zu denen sonst stille Frauen in Gesellschaft und nach einem Glase Wein manchmal sich versteigen.

„Seit dem elften Kinde hat sie ihr bischen Verstand ganz verloren," sagte ein Herr hinter der vorgehaltenen Hand zu seinem Nachbar. Er hätte sich gar nicht so sehr in Acht zu nehmen brauchen, denn das lärmende Lachen des Herrn Majors übertönte alles andere. Und er war auch der einzige, der ein Recht hatte, laut zu lachen.

Die Blicke des Rechtsanwalts aber ruhten mit nachdenklicher Teilnahme auf der blassen, verblühten, nach ihrer überraschenden Aeußerung wieder in dumpfe Apathie versunkenen Frau.

Sie merkte den Blick und hob die Lider. Eine Sekunde ruhten die Blicke ineinander, der mitleidige, forschende, verstehende und der müde, stumpfe. Dann erhob sich die Frau plötzlich und kreuzte das Zimmer, um sich am entgegengesetzten Ende niederzusetzen. Und in ihrer linkischen Hast war etwas von dem Unbehagen einer erkannten Verbrecherin . . . .

Die Badewanne feiert Jubiläum.

Fünfundsiebzig Jahre waren am 20. Dezember verflossen, seitdem Adam Thompson in Cincinnati das erste Bad in der ersten Badewanne in den Ver. Staaten nahm. Wie die Leute das Reinigungsgeschäft vor diesem denkwürdigen Zeitpunkte, dessen Jubiläum kein Böllerknallen und Fahnenschwenken verherrlichte, bewerkstelligten, davon schweigt des Sängers Höflichkeit; wahrscheinlich überließen sie das dem Regen, der ja bekanntlich in Bezug auf Gerechte und Ungerechte von einer grenzenlosen Unparteilichkeit ist, oder warteten, bis sie auf einer Wasserreise über Bord fielen. In England gab es schon zu der Zeit kleine Badewannen, wie noch heutzutage hier und da gebräuchlich, und besonders war es der Lord John Russell, der im beschämenden Verdachte eines Reinlichkeits-Wüstlings stand, weil er bösen Zungen zufolge jeden Tag in seinem kleinen Zuber herumplätscherte.

Adam Thompson war ein reicher Getreidehändler und sandte viel Getreide nach England, als er nun auch einmal auf einer Reise von dem mit einem Bade-Spleen besessenen Lord hörte, dachte er als echter Yankee: „Was der kann, kann ich auch", ging flugs nach „Cincy" zurück und baute sich eine Wanne, die sich gewaschen hatte. 1700 Pfund wog das Ungetüm, aber bequem war sie; sechs Neger mußten das Wasser dafür pumpen, dessen eine Röhre durch den Schornstein lief, damit es warm wurde, und die Tragbalken des Hauses mußten verstärkt werden, damit Adam mit seiner Arche Noah, die sich von ihr dadurch unterschied, daß das Wasser außen war, nicht in den Keller sauste. Und als er das erste Bad nahm, da war es den guten Cincinnatesen, als ob jetzt Amerika erst wirklich entdeckt worden sei.

Wer aber denkt, daß jetzt die Abputzerei im Großen angefangen hätte, der irrt sich ganz gewaltig. Die demokratisch gesinnten Amerikaner jener Zeit betrachteten das Ding als einen unerhörten Luxus, der nur im monarchistischen England möglich sei, mit dem man damals gerade nicht auf Du und Du stand, und die Aerzte behaupteten, daß das Baden allerlei Krankheiten und Fieber im Gefolge haben müsse.

In manchen Staaten und Städten wurden sogar Gesetz und Verordnungen gegen das unnatürliche Abwaschen erlassen. Als aber Präsident Millard Fillmore, der als Vizepräsident im Jahre 1850 sich in Thompsons Haus meuchlings ein Bad geleistet hatte, in Washington einzog, ließ er sofort im Weißen Hause eine Badewanne aufstellen. Er war also im wahrsten Sinne des Wortes der erste Präsident, der sich gewaschen hatte.

Nach diesem Beispiel verfiel die Welt natürlich ziemlich schnell der Badewut; Fillmore ließ nicht nach, obgleich ihm nachgesagt wurde, er habe monarchistische Anwandlungen, und machte Schule wie nur einer. Die segensreiche Einrichtung der „Plumber" erschien auf der Bildfläche, und da sie bald erkannten, daß im Vergleich zu ihrem Geschäft das Goldbuddeln nur eine sehr schlecht lohnende Arbeit wäre, so taten sie ihr Möglichstes, die Satans-Erfindung in die neuen Häuser einzuführen. Die Hotels hatten bald jedes eine, dann zwei und drei Badewannen, und das Unglück war da. Im Jahre 1862 wurde das Baden in der Armee eingeführt, und 1870 sogar in den Gefängnissen, und seitdem behauptet die Menschheit, nicht mehr ohne Badewanne auskommen zu können, obgleich sie den Gelehrten nach schon Zehntausende von Jahren ohne sie existirt hatte.

Wichtig für Männer.

Wenn Aerzte od. Arzneien Euch nicht helfen, versucht unsere erprobten Heilmittel, die selten fehlschlagen, bei folgenden geheimen Krankheiten: Formulare Nr. 1 und 2 heilen die meisten noch so hartnäckigen Fälle von geheimen Krankheiten und Urinleiden, wie Katarrh-Auswürfe und Satz im Urin. Preis $1.00 die Flasche.— Doktor Tuckers Blut-Spezifie für Blutvergiftung in allen Stadien. Preis $2.00 die Flasche. —Prof. Dr. Bois Stärkungs-Pastillen für Männerschwäche, schlaflose Nächte, Nervosität, Melancholie und nicht zufriedenstellendes Eheleben. Preis $1.00 die Schachtel, 3 für $2.50. Die obigen Heilmittel sind nur bei uns zu haben.

Behlkes Deutsche Apotheke,
775 Süd State Straße, Chicago, Jll.

Stickmuster.

Der Wandspruch wird in Kreuzstich-Arbeit ausgeführt, die Vögel dunkelblau, die Blumen rosa, die Blätter grün und die Buchstaben dunkelrot.

Das Stickmuster Nr. 665, 17 bei 22 Zoll groß, ist auf lohfarbigem Kunstlinnen vorgedruckt und kostet mit Zubehör 60 Cents.

Dieses Muster kann als Einsatz benutzt werden, indem man eine Rückseite hinzufügt und das Ganze über Pappe zieht und zusammennäht. Man arbeitet das Herz rot aus mit Kensingtonstich, die Dornen braun mit Füllstich, Flammen und Kreuz gelb mit Füllstich.

Das Muster Nr. 668, 7 bei 9 Zoll groß, ist auf weißem Grosgrain vorgedruckt und kostet mit Zubehör 40 Cents.

Diese Decke wird ganz in Kreuzstich ausgearbeitet; die Farben sind rosa, blau und grün.

Das Stickmuster Nr. 372, 35 Zoll groß, ist auf weißem Broiderweave vorgedruckt und kostet mit Zubehör 90 Cents.

Eine Arbeit, die als Geschenk bei einer silbernen Hochzeit gedacht ist, und mit Seide in Stil-, Füll- und lang-kurzem Stich ausgearbeitet ist.

Das Stickmuster Nr. 1271, 14 bei 30 Zoll groß, in Handmalerei auf weißem Grosgrain vorgezeichnet, kostet mit 20 Strähnen Seide $1.50.

Man bekommt das Stickmuster in der Stickmuster-Abteilung der „Abendpost", 225 W. Washington Str. Bei Postbestellungen wolle man 5 Cents für Porto beifügen. Checks und Money Orders sollten an „The Abendpost Co." ausgestellt werden.

Familienzauber.

Von Leo von Torn.

Die Ansichten über das menschliche Leben bewegen sich in zahlreichen Abstufungen — von der stolz-freudigen Daseinsbejahung des Zoroaster bis zu der bekannten Hühnerleiter des Volksmundes.

Leutnant von Randel ließ alle diese Definitionen gelten, mit alleiniger Ausnahme der biblischen, nach der das Leben Mühe und Arbeit ist. Für diese Auffassung hatte er gar kein Verständniß. Die Kunst, einen wesentlichen Teil des Königlichen Dienstes in Urlaub umzusetzen, hatte er zur höchsten Blüte entwickelt. Und wenn das gar nicht zu machen war, dann vertrat er den Standpunkt, daß eine notgedrungene Beschäftigung niemals in Arbeit ausarten dürfe.

Zwei Tage lang hatte er versucht, seine Rekruten über die zweckmäßige Verwendung ihrer Gliedmaßen aufzuklären. Dann wandte er sich achselzuckend ab: „Was soll ich dem lieben Herrgott ins Handwerk pfuschen! Mit euch krummen Hunden ist ja doch nichts anzufangen!" Damit überließ er die weitere Behandlung der Sache dem Rekrutenunteroffizier und machte zunächst einen Besuch bei seinem Freunde Aiblingen, der zornrot und fauchend in einer anderen Gegend des Kasernenhofes Rekruten schliff.

„Gib mir mal 'ne Zigarette, Niko. Und dann mach, bitte, nicht solchen Skandal. Das hat gar keinen Zweck. Bei den Kerls ist rechter Hand linker Hand alles vertauscht. Was ich sagen wollte — — ich gehe morgen auf Urlaub."

Leutnant von Aiblingen entfiel die Dose — teils, weil er von der dienstlichen Aufregung das Zittern hatte, teils auch vor Ueberraschung.

„Urlaub? Du bist doch erst vor knapp vierzehn Tagen zurückgekommen. Hast du ihn schon?"

„Nein, ich krieg ihn erst."

„Lieber Rinckel, geh zum Stabsarzt und laß dir den Puls fühlen. Von den zweihundertachtzig Tagen dieses Kalenderjahres warst du wegen allerhand Familienzaubers hundertfünfzig abgängig—"

„Hundertzweiundsiebzig bis jetzt," berichtigte Gerd Rinckel, indem er seine Zigarette anzündete.

„Na, also! Nach den Aeußerungen, die der Oberst das letzte Mal hat fallen lassen, frißt er dich roh, wenn du ihm jetzt zur Rekrutenzeit wieder mit so was kommst."

„Wetten, daß nicht—"

„Jawohl! Da wette ich!"

„Ich bekomme acht Tage."

„Sicher — aber Kittchen!"

„Nein, Urlaub."

„Du bist verdreht."

„Also sagen wir zwanzig Pullen Weißkapsel."

„Das gilt. Nur vergiß nicht, daß ich dich gewarnt habe. Jede Unverfrorenheit hat ihre natürlichen Grenzen."

„Dein Leichtsinn aber ist grenzenlos, Niko. Ich glaube, du wärst im Stande, auch dreißig Flaschen zu wetten—"

„Auch das!"

„Dann nehmen wir dreißig. Du hast's ja dazu. Und die sind fällig?"

„Sobald du von einem richtiggehenden Urlaub zurückgekehrt und nicht a la suite gestellt oder sonstwie erschlagen bist."

„Schönchen. Sei inzwischen hübsch fleißig, Niko. Hoble weiter an deinen Rekruten. Du darfst dann auch mittrinken. — Laß dein Schwert stecken; ich geh' schon."

Als Leutnant Rinckel sich beim Kommandeur melden ließ, saß dieser mit seinen neun Töchtern beim Kaffee. Das Jüngste mußte noch gefüttert werden. Und da die Jüngsten den Herzen der Eltern am nächsten stehen, so fütterte es der Herr Oberst selbst — zumal seine Gattin und die Kindsmagd wegen Nummero zehn behindert waren.

Er reichte das Kleinchen der ältesten Tochter aus erster Ehe und knöpfte den Uniformrock ganz fest zu — wie immer, wenn er die Absicht hatte, „verflucht dienstlich" zu werden. Das wurde er denn auch.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Leutnant, so gern ich Sie sonst sehe, wird es mir nachgerade ein bischen unheimlich bei Ihren Besuchen. Außerdem entsinne ich mich eines Regimentsbefehls, daß die Herren Rekrutenoffiziere von vier bis sechs Dienst haben—"

„Herr Hauptmann Mayr hatte die Güte, mich für diesen Gang zu beurlauben."

„So so — zu beurlauben! Das ist ja eine Spezialität von Ihnen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß es damit geschnappt hat. Absolut! Ich werde es als eine Achtungsverletzung behandeln, wenn Sie mir wieder mit irgend einem Familienzauber kommen, nachdem Sie vor vierzehn Tagen eine Stiefschwester Ihrer Frau Großmama begraben haben."

„Herr Oberst," entgegnete der Verwarnte treuherzig, „es handelt sich allerdings um eine Familienangelegenheit — aber anderer Art. Ich weiß nicht, ob Herr Oberst bemerkt haben, wie gern ich mich im Kreise Ihrer so liebwerten Familie bewege. Dieses trauliche Idyll war mir stets eine Erholung in meinem Junggesellendasein, das wirklich seine Reize verliert, wenn man sechsundzwanzig Jahre alt geworden ist und — —"

„Setzen Sie sich, Herr Leutnant."

„Danke gehorsamst — und ein so vorbildliches Familienleben vor Augen hat. Hier möchte ich im vollen Sinne des Wortes von einem Familienzauber sprechen. Um so schmerzlicher war es mir, vorhin zu hören, daß Herr Oberst bei meinen Besuchen — —"

„Das war nicht so gemeint, lieber Rinckel. Wollen Sie eine Zigarre? Oder besser—trinken Sie eine Tasse Kaffee mit uns."

„Danke gehorsamst. Längst schon wäre ich dem Zuge meines Herzens gefolgt und hätte geheiratet, wenn nicht die leidige materielle Frage gewesen wäre."

„Das ist es ja eben, Rinckel! Ich darf wohl sagen, daß meine Töchter wirklich nette Mädels sind. Besonders die Aelteste, die Marie. Das ist ein Staatskerl. Sehr tüchtig! Und eine Seele. Aber mit dem Kommißvermögen hapert es leider."

„Vielleicht brauche ich für meine Person nicht darauf zu sehen, Herr Oberst. Meine verstorbene Großtante — —"

„War die vermögend? So!?"

„Eine halbe Million und zwei Güter in Oberschlesien. Am Montag findet in Breslau die Testamentseröffnung statt."

„Aber da würde ich doch hinfahren, Kindchen!"

„Wenn der Herr Oberst es gestatten —"

„Na, selbstverständlich! Und sehen Sie sich auch mal gleich die Klitschen an. Es ist ja jetzt ein bischen viel zu tun. Werden Sie mit zwei Wochen auskommen?"

„Vollständig, Herr Oberst. Ich müßte dann allerdings heute schon abreisen. Und deshalb bitte ich, mich bei den Damen gütigst entschuldigen zu wollen."

„Halten Sie sich nicht auf, lieber Rinckel! Ich werde die Weibsleute von Ihnen grüßen. Und lassen Sie sich mal sehen, wenn Sie wiederkommen."

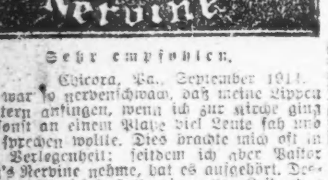
In den nächsten zwei Wochen erhielt Leutnant von Aiblingen täglich eine Ansichtskarte aus dem Riesengebirge — mit ernstlichen Ermahnungen, im Königlichen Dienst nicht zu erlahmen.

Und da der Oberst überraschend freundlich von dem Beurlaubten sprach, blieb Niko Aiblingen nichts übrig, als den Sektabend anzusetzen.

Zwischen der sechs- und siebenundzwanzigsten Flasche — die übrigen Festteilnehmer, soweit sie nicht entschlummert waren, sangen oder lallten vielmehr durcheinander — befriedigte Gerd Rinckel die auf ihn einstürmende Neugier des Freundes.

„Unglücksmensch!" hauchte dieser entgeistert, nachdem er alles erfahren. „Jetzt hast du die Marie!"

Leutnant Rinckel schüttelte bedächtig den Kopf: „Ich bin enterbt."



Sehr empfohlen.

Chicora, Pa., September 1914.

Ich war so nervenschwach, daß meine Lippen zu zittern anfingen, wenn ich zur Kirche ging oder sonst an einem Platze viel Leute sah und dann sprechen wollte. Dies brachte mich oft in große Verlegenheit; seitdem ich aber Pastor König's Nervine nehme, hat es aufgehört. Deshalb empfehle ich das Nervine allen Leidenden sehr. Frau Hugh T. Mann.

Frl. M. Walters in Clio, Ky., schreibt: „Ich war schon mehrere Jahre leidend, versuchte Aerzte und Medizinen, aber nichts half, bis ich Pastor König's Nervine nahm, welches meine Nerven so beruhigte, daß ich nun auch wieder schlafen kann.

Gebraucht es seit 20 Jahren.

Watina, Kans., November 1914.

Meine gute Mutter nimmt Pastor König's Nervine nun schon seit 20 Jahren, hat immer ein gutes Wort dafür und empfiehlt es sehr. Frl. L. Kraft, Lehrerin.

Frei ein wertvolles Buch für Nervenleidende wird Jedem, der es verlangt, zugesandt. Arme erhalten auch die Medizin umsonst. Diese Medizin wurde seit dem Jahre 1876 von dem Hochw. Pastor König, Fort Wayne, Ind., zubereitet und jetzt unter seiner Anweisung von der

KOENIG MEDICINE CO., Chicago, Ill.

62 W. Lake Str., nahe Dearborn

Bei Apothekern zu haben für $1.00 die Flasche, 6 Flaschen für $5.00.

dc20,sasoa,1m

Das brave Enfant terrible.

Von Paul von Schönthan.

Das klingt paradox — und ist es nicht. Es gibt Kinder, deren Wohlerzogenheit etwas „Furchtbares" ist, deren Artigkeit herausfordert, deren Sittsamkeit eine Erbitterung hervorruft. „Zum T.....", sei doch mal unartig, du Musterkind!" möchte man ihnen zudonnern.

Ein solcher Ausbund von Bravheit ist auch die kleine, verhätschelte, vergötterte Adelheid, der Stolz der gleichfalls bis zur Langeweile korrekten Eltern, das geliebte Spielzeug der Tanten, der Traum zweier Großmamas, das Kleinod des Hauses. Adelheid wird abwechselnd Adele, Ada, Adi, Aduli, Atschi, Ditschi, Datschi, Delli, Dilli, Tiltschi, Alli, Muzi, Muzel, Pupi, Putzel, Pipsi und Pepsi genannt; diese Liste der Kosenamen macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Ein anderes Menschenkind würde angesichts dieses an ihn gewendeten Uebermaßes von Zärtlichkeit von Tobsuchtsanfällen des hypertrophirten Selbstgefühls und Größenwahns ergriffen werden. Nicht so Adi.

Wie sie sie schon hergerichtet haben! Das Haar haben sie ihr oben in der Mitte des Kopfes mit einem hellblauen Seidenbändchen zusammengebunden, und der Büschelschopf gleicht genau der drolligen Frisur, die man bei verwöhnten und wohlgepflegten Pinschern der höheren Stände oft zu sehen kriegt. Ein Onkel äußerte deshalb auch einmal in seiner vorlauten Weise zu Adali: „Bist du ein Pintschi?" Der Mann hat seither das Haus nicht mehr betreten — darf nicht wiederkommen! Man denke: „Ditschi, ein Pintschi!"

Atschi steht bei dem Tisch im Garten, an dem die Jausengesellschaft sich gütlich tut. Sie sieht noch kaum zur Tischplatte empor.

„Nun, spielt Atschi nicht mit den Kindern?" frägt eine Tante.

Das brave Kind schüttelt den Kopf, „die sind so ungezogen!" erklärt sie etwas geziert, und der Mama flüstert sie eine nähere Erklärung ins Ohr.

Es ist nicht gar so arg. An der Gartenmauer steht ein kleiner Holzverschlag, der zur Aufbewahrung der Gartenrequisiten dient, und davor setzt sich abwechselnd eines der spielenden Kinder, während die andern, aus verschiedenen Richtungen und in Intervallen sich nähern, in dem Verschlag verschwinden, nach geraumer Zeit herauskommen und der den Eingang Bewachenden ein paar Kieselsteinchen — anstatt Geld — in die Hand drücken. Man könnte einwenden, daß das Spiel nicht sinnreich und nicht geistbildend ist, aber es liegt kein Anlaß zu einer Entrüstung vor, wie Atschi sie zu erkennen gibt. Erwin hat das Spiel vorgeschlagen, sie nennen es „Marienbad".

„Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen."

„Kannst du schon ein bischen lesen?" frug ich das Götterkind.

„O ja!" gab Datschi pünktlich zur Antwort.

„Ah, da mußt du mir einmal was vorlesen!" bat ein anderer, um die Gunst des Kindes buhlender Streber.

„O, das tu' ich sehr gern!" versetzte Delli mit widerwärtiger Bereitwilligkeit.

Ein von einem Teilnehmer der Jausegesellschaft gewagter Versuch, die Unterhaltung unter den Erwachsenen wieder in Fluß zu bringen, scheiterte kläglich.

„Nicht wahr, Mama," frug das kleine Mädchen, „wenn man einen Schmetterling fängt, tut es ihm weh; Willy sagt, es tut ihnen nicht weh."

„Man soll die armen Tierchen nicht einfangen," bestätigte der korrekte Vater mit milder Bestimmtheit.

„Willy wäre es auch nicht recht, wenn ihn jemand fangen und quälen würde," stimmte Dilli mit frommer Ueberzeugung bei.

Aller Augen ruhten mit gerührtem Wohlgefallen auf dem klugen und gemütvollen Kind, das mit seinem zarten Stumpfnäschen ein paarmal die Tischkante berührte, sich aber offenbar gleich besann, daß dieses Spiel nicht schicklich sei.

Der unermüdliche Streber von vorhin wollte Tiltschi neuerdings durch eine Liebenswürdigkeit bestechen, indem er ihr ein Stückchen Kuchen von seinem Teller anbot, aber da hatte er sich verrechnet. Das liebe Mädchen schüttelte das Köpfchen, daß das aufrecht stehende Schöpfchen wackelte: „Nein .... danke ...., da sind Mandeln darin, und das darf ich nicht essen, sonst werde ich krank ...."

„Aber von dem Stückchen?!"

„Dann muß der Doktor kommen, und Mama ist traurig!" fuhr die Kleine in ihrem entsagenden Widerspruch fort.

Mama belohnte die heroische Verzichtleistung Allis, indem sie der Kleinen eine Handvoll appetitliche frische Kirschen hinreichte. Das Mädchen vergaß natürlich nicht zu danken und machte sich daran, die Kirschen zu verzehren. Die Kerne legte sie auf einen Teller, den der vorsorgliche Vater hinschob.

„Mama, wenn ich die Kirschen gegessen habe, muß ich dir was sagen, denn beim Essen soll ich nicht reden!" äußerte Muzi. Ich nährte unterdessen die geheime Hoffnung, daß endlich eine unpassende kindliche Aeußerung ans Tageslicht kommen werde, aber das Enfant terrible enttäuschte mich neuerdings. Als die Kirschen verzehrt waren, begann sie: „Mama, die Bertha ist so schlimm, denk' dir: die schluckt alle Kirschenkerne!"

Die Eltern bekreuzigten sich.

„Nicht wahr, Mama, da kann man krank werden? —"

Ich wollte herausplatzen: „Ja, und dann muß der Doktor kommen, und das Kind so lange „wichsen", bis es endlich ein bischen unartig wird und heult und um sich schlägt und brüllt, wie andere Bälger!"

Die übrigen Sprößlinge der Geladenen, die sich, wie es schien, ganz gut bei der Requisitenkammer da hinten amüsirten, riefen Muzi wiederholt herbei, sie brauchten offenbar dringend noch eine Teilnehmerin für das „Marienbad"-Spiel, aber Muzel war nicht dazu zu haben: „Sie sollen Schule spielen," drängte das artige Mädchen ihre Mama, denn bei diesem Spiel, gegen das aus dem Gesichtspunkte der Wohlanständigkeit in der Tat nichts einzuwenden ist, wollte sie mittun.

Als der Vorschlag endlich durchdrang und die Schulstube in dem „Salettl" aufgeschlagen wurde, begab sich Pupi dahin, nicht eilig, weil sie sich dadurch erhitzt haben würde, und dann hätte sie krank werden können, und dann hätte der Arzt kommen müssen, und Mama wäre darüber traurig gewesen u. s. w.

Das Entzücken, das Putzels kurze Gastrolle an dem Jausentisch hervorgerufen hatte, hielt noch lange an. Es wurde durch die Unterhaltung über Pipsis allgemeine und besondere Vorzüge, Aeußerungen und Taten genährt.

Als das Fest seinen Abschluß gefunden hatte, verliefen sich die Geladenen. Der Zufall fügte es, daß ich als der letzte den Schauplatz verließ. Am Gartenzaun stand Pepsi allein und unbeobachtet. Sie suchte mit ihrem zarten Fingerchen die Bohrlöcher ihres wie aus Biskuitporzellan geformten niedlichen Näschens zu erweitern.

Endlich!!

Ich hätte das Enfant terrible dafür küssen mögen!

Zunett.

Von S. Fritz.

Bei dem Namen Riedel fand sich in meiner Liste der Vermerk: Nur an Sonntagen! denn in diesem Hause wurde an jedem Wochentage ein andres Zimmer gründlich geputzt, nur am siebenten Tage ruhte seine Herrin der biblischen Satzung gemäß von all ihrem Tun und ihrer Hände Werk.

Ja, Frau Betty war ein Apostel der Sauberkeit.

Wer sie, wie ich einmal zufällig, an der Arbeit gesehen hatte, der mußte vor ihr Achtung haben. Wie sie so dastand in ihrer grauen Toga, den Kopf in ein Tuch gehüllt und einen mächtigen Pracker in der Hand, ganz von der Wichtigkeit ihrer Mission erfüllt und ihre Vasallen, eine Stuben- und eine Extramaid, fortwährend durch Worte und Tat aneifernd, wirkte sie imponirend.

Sie war aber auch dafür besorgt, daß den Früchten ihres Fleißes nichts zuleide geschehe. Ueberall erblickte man Vorkehrungen zum Schutze gegen rohe Gewalt. Jedes Tischchen hatte seine Decke, jeder Fauteuil seine Schürze, jede Schnalle ihren Ueberzug.

Und vor der Haustür lag ein großer Vorleger mit einer so lapidaren und schreienden Aufschrift „Bitte!" daß es gewiß kein Besucher übers Herz gebracht hätte, ohne umfassende Reinigung der Schuhe die Schwelle zu überschreiten.

Die Dienerschaft im Hause wurde überaus oft gewechselt: Bei jedem meiner Besuche guckte unter der weißen Haube, dem einzig bleibenden im ewigen Wechsel, eine andere Resi, Pepi oder Toni hervor. Als gutdressirter Hausfreund hätte ich diese Wahrnehmungen immer still für mich behalten; aber die Gnädige selbst besprach nicht nur allemal die gegenwärtige Neue, sondern bereitete auch regelmäßig schon auf die Nächste vor.

„Es ist heutzutage ein Kreuz mit den Dienstboten. Eine ist fauler als die andere. Diesen Trampel lasse ich nur seine vierzehn Tage machen, dann Adieu!"

Ja, die Arme hatte mit ihrem Reinlichkeitsdrange viel zu leiden, aber wohl das Aergste von ihrem Gemahl.

Denn ein tragisches Geschick hatte sie in der Heiratslotterie den größten „Schlampen" ziehen lassen. In allem übrigen ließ sich an Dr. Riedel nichts aussetzen; er war ein berühmter Verteidiger in Strafsachen, eine Leuchte der Wissenschaft. „Sub auspiciis imperatoris" hatte er einst promovirt; aber die schwere Nachprüfung mit der Ehe bestand er schlecht. Er hatte eine unglückliche Wahl getroffen.

Mann und Frau paßten eben gar nicht zueinander. Er dachte immer nur daran, einen Verbrecher, sie nur daran, ihre Wohnung reinzuwaschen. Und die Folge war, daß sie bald nicht nur seelisch, sondern auch örtlich wenig Gemeinschaft hatten.

Er vergrub sich in sein Herrenzimmer und paffte dort Rauchwolken mitten in einem Chaos von Akten, Manuskripten, Büchern, Zeitungen und Zigarrenstummeln. In dieser „bete noire" des Hauses erwies sich die stets ordnende Hand der Frau als machtlos, nie lag ein Gegenstand dort, wohin sie ihn gewiesen. Und wenn sie gar einen Blick auf das Drunter und Drüber in den hohen Bücherregalen warf, dessen Schätze sie oft nach Größe und Format vergeblich geschichtet hatte, bekam sie Wallungen.

Doch damit war der Leidenskelch der Armen nicht erschöpft. Zu den Fütterungen mußte ja der Wildling stets in ihr Reich geholt werden. Und welche Greueltaten hat er da verübt! Eine schauerliche Begebenheit steht noch in meiner Erinnerung: Es war bei einem Souper. Dr. Riedel hatte am nächsten Tage eine Kindesmörderin zu verteidigen, und erfüllt von seiner edlen Aufgabe sprach er den Schluß des Plaidoyers, mit dem er die Jury rühren wollte, vor sich hin.

„Ein Elender hatte die Unglückliche umgarnt. Die Liebe fragt nicht nach Namen und Stand. Meine Klientin wußte nichts von ihm, natürlich auch nicht, daß er Weib und Kinder besaß. Aber dem Verführer war es nur um das Vergnügen einer flüchtigen Stunde zu tun gewesen, und so ließ er sie mit der Frucht der Liebe unter dem Herzen klein und hilflos zurück! — Mit diesem Brotmesser hat sie ihr Kind ermordet."

Dr. Riedel ergriff, um seine Rede auch plastisch einzuüben, ein auf einem Teller liegendes Messer, an dem etwas Butter klebte, und fuchtelte damit herum.

„Aber sie hatte eben kein Brot. Sie sah im Geiste den armen Wurm dem Hungertode preisgegeben. Und da dachte sie: lieber ein rasches Ende machen!"

„Ich weiß, nach den Paragraphen des Gesetzes ist meine Klientin schuldig, aber vor Gottes Richterstuhle ist sie es nicht! Das bedenken Sie, meine Herren Geschworenen, bevor sie Ihr Urteil sprechen."

Und von seiner oratorischen Leistung selbst ergriffen, warf Dr. Riedel das Buttermesser so unglücklich auf das feingestickte Milieu des Speisetisches, daß sich ein großer Fettfleck bildete.

Ein unartikulirter Schrei der Hausfrau!

Was kümmerte sie das Schicksal der Verbrecherin? Es war deren eigene Schuld, daß sie nicht vorher bei der Polizei Recherchen über den Mann ihrer Liebe gepflogen hatte. Frau Betty hielt nämlich große Stücke auf die Behörde, mit der sie durch ihren häufigen Dienstbotenwechsel in fortwährender Fühlung stand. Schon aus dem Meldezettel, dachte sie, hätte die Klientin ihres Mannes erheben können, daß der Betreffende verheiratet sei. Aber weshalb mußte sie, die Schuldlose, für die Fahrlässigkeit einer andern büßen? Ihr frisch aufgelegtes blütenweißes gesticktes Milieu!

* * *

Frau Betty liegt heute schon lange auf dem Zentralfriedhofe als ein Häufchen Staub, das sie leider nicht fortwischen kann. Sie ist den Heldentod auf dem Schlachtfelde gestorben. Bei zwölf Grad Kälte, als sie ihren Erbfeind zum Fenster hinaustreiben wollte, hat sie sich verkühlt und ist selbst den Weg alles Staubes gegangen.

In ihrem Testament hat sich die Bestimmung gefunden, daß ihr Leichenbegängniß nicht vom Hause aus stattfinden dürfe. Und dazu die Erklärung: „Ich wünsche nicht, daß mir die P. T. Leidtragenden mit ihren staubigen Stiefeln die Fußböden beschmutzen."

— Das Einfachste. — Theaterdirektor: Ich kann Ihr Drama, welches gestern zum erstenMale aufgeführt wurde, nicht mehr aufführen lassen; es wurde ja vom Publikum fortwährend gelacht! — Dramatiker: Nun, dann können Sie es ja als Lustspiel aufführen.

— Nobel .— Prinzipal (dem Lehrling diktirend): Herrn Schulze in Breslau! — Lehrling: Entschuldigen Sie, Herr Prinzipal, schreibt sich Herr Schulze mit einem tz oder blos mit einem z? — Prinzipal: 's ist ein guter Kunde — bei dem kommt's auf das bischen Tinte nicht an. Schreiben Sie — tz.

Regeneration

(Heißt Umwälzung, Neubelebung) sie ist die einzige und wirkliche Art, um Heilung vollkommen zu erzielen.

Heilungs-Suchende von Blut- und Nervenleiden, Kopf, Magen, Darm, Nieren, Leber, Blasen, Lungenleiden, Lähmungen, Schwächen, Schmerzen aller Art finden ohne Messer, ohne Giftmedizin etc. radikale Hilfe, wie sie sonst nie erreichbar sein kann.

Unser Regenerations-Heilverfahren ist die einzige bestehende Methode für innere und äußere Krebsleiden, Tumore, Geschwülste, Geschwüre, Ulcer, Hautleiden usw.

Es hat keinen Bezug, wenn das Leiden oft auch jahrelang bestand, und oft als unheilbar erklärt wurde. Niemand versäume es, die kostenfreie „Information" einzuholen. Unser Spizial-Regenerativ-Heilverfahren ist einzig in seiner Art und sonst nicht im Lande vorhanden. Es ist in Europa mit den höchsten Ehrungen preisgekrönt. Wir brauchen keine leeren Worte, wir bringen absoluten Beweis. Man gehe nicht achtlos vorbei und betrachte es nur als Reklame, es kann für so manchen zur Lebensfrage werden. Man wende sich an das

Institute of Regeneration,

1161 N. Clark Str., German Bank Bldg.

13nobbidoson*